

«Arena»: Reto Brennwald über seinen Nachfolger Sandro Brotz

Nummer 12 – 24. März 2022 – 90. Jahrgang  
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## Mehr Pazifismus wagen

Der Frieden ist in Verruf geraten. Er braucht unsere Unterstützung.

*Alexander Grau*

## Cassis von Sinnen

Demonstrierender Bundespräsident beschädigt die Schweiz. *Hubert Mooser*

## Bekenntnisse eines Russland-Verstehers

Bücher und Begegnungen, die mich geprägt haben.

*Roger Köppel*

**Giovanni Segantini**  
Schriftsteller Michael Krüger  
würdigt den Bergeller  
Meister

4 197407 006904 12



BIOCERAMIC  
MOONSWATCH  
COLLECTION

Ω  
OMEGA  
×  
swatch<sup>®</sup>+

26.03.2022



Only available in selected Swatch Stores

## Der Sündenfall, der keiner ist

Der Frühling hat begonnen. Ich weiss es genau, denn seit 57 Jahren feiere ich am 21. März meinen Geburtstag. Frühling heisst Ausstieg aus dem Winter, Wiedergeburt, pulsierende Körpersäfte, Schmetterlinge überall und die Hoffnung darauf, dass irgendetwas Neues anfängt, das hoffentlich besser ist als das, was hinter uns liegt.

Als Frühlingskind bin ich Optimist, bekenntlicher Antimelancholiker, obschon auch mich Anflüge von gelegentlichem Trübsinn heimsuchen, zum Beispiel jetzt, beim Lesen der Zeitungen oder beim Einschalten der «Tageschau». Die Nachrichten sind finster genug, doch fast mehr noch irritiert mich der schrille Moralistenton, in dem sie vorgetragen werden.

Die Leser der *Weltwoche* wissen, dass ich unter Moralismus den Missbrauch von Werten und Ereignissen aus egoistischen Motiven verstehe. Der Moralist redet von der Moral, aber er meint sich selbst. Der Moralist will nichts Gutes tun. Es geht ihm nur darum, gut zu scheinen. Moralisten lieben es, andere herabzusetzen. Auch deshalb ist Moralismus unmoralisch.

Das wirksamste und beste Buch gegen die Seuche des Moralismus ist die Bibel. Dieses vor Tausenden von Jahren verfasste Monumentalwerk ist neben vielem anderen auch das ehrlichste Buch, das je über die menschliche Natur geschrieben worden ist. Hier begegnen wir dem Menschen in seiner ganzen, formvollendeten Himmelstaurigkeit – an der wir aber trotzdem nicht verzweifeln müssen.

Keine Angst, ich gehöre nicht zu jenen Hobbytheologen, die in der Bibel eine Art Valium fürs Gemüt erblicken. Auch teile ich nicht den weitverbreiteten Irrtum, man müsse die Bibel lesen, um ein besserer Mensch zu werden. Es mag helfen, aber entscheidend ist etwas anderes: Die Bibel ist genial, weil sie uns schonungslos darüber aufklärt, wer wir sind: schrecklich, aber lebenswürdig.

Das für mich aktuell lehrreichste Bibelgleichnis ist der Sündenfall. Hier hat sich der Moralismus bereits in die Übersetzung eingeschlichen

wie die Schlange ins Paradies. Offenbar kommt in der hebräischen Urfassung das Wort «Sünde» gar nicht vor. Das haben priesterliche Tugendbolde erst viel später eingefügt – um die Leser moralisch, Pardon: moralistisch zu verziehen.

Dem leider verstorbenen Pfarrer Gerhard Blocher, Bruder des gleichnamigen Politikers, verdanke ich den Hinweis, dass die Geschichte des Sündenfalls gemäss hebräischem Ursprungswortlaut nicht von der Sünde, sondern von der «Täuschung des Menschen» durch die Schlange handelt. Es ist eine Geschichte, die wie kaum eine andere das Drama unserer Zeit und unserer Existenz verdeutlicht.

*Nein, lautet die Botschaft der Bibel, der Mensch kann nicht sein wie Gott.*

Worum geht es? Gott hat die Erde geschaffen, den ersten Menschen, Adam, nach seinem Ebenbild, aus Adams Rippe geschnitten Eva, die Frau, die dem Mann Helferin sein soll, aber auch erste Kritikerin. Gemeinsam leben die beiden wohlbehütet, nackt im Paradies, wo es ihnen an nichts fehlt. Gott hat ihnen lediglich verboten, sich am Baum der Erkenntnis von Gut und Böse zu verköstigen.

Dann schleicht sich die Schlange ein. Woher sie kommt, warum sie Gott überhaupt geschaffen hat, bleibt unbekannt. Sie ist der Mephisto, der Verführer, Wortverdrehler, Überbringer der ersten Fake News der Geschichte. Nein, Gott habe Unsinn erzählt, flüstert die Schlange Eva ins Ohr. Sie solle ruhig vom Baum der Erkenntnis essen, dann «werden eure Augen aufgetan, und ihr werdet sein wie Gott».

Die Versuchung ist übermächtig, die Frau wird schwach und mit ihr der Mann. Als Gott die Freveltat bemerkt, verstecken sich die beiden erst im Garten und versuchen dann, ertappt, sich windig herauszureden. Adam beschuldigt die Frau, «die du mir zugesellt hast»,

und die Frau beschuldigt die Schlange. Es ist die menschliche Urszene schlechthin: Verantwortlich ist immer der andere.

Die Geschichte der «Täuschung des Menschen», gemäss Blocher moralisierend fehlübersetzt als die Geschichte vom «Sündenfall», handelt davon, wie die Menschen von Anfang an dem falschen Versprechen, der ewigen Versuchung der Selbstvergottung erliegen. «Ihr werdet sein wie Gott», zischelt die Fake-News-Schlange, «und wissen, was gut und böse ist.»

Nein, lautet die Botschaft der Bibel, der Mensch kann nicht sein wie Gott, und wenn er es trotzdem versucht, dann endet sein Streben in erhabener Lächerlichkeit. Adam steht buchstäblich mit abgesägten Hosen da. Notdürftig umgürtet mit Feigenblättern, verkriecht er sich im Gebüsch, blamiert bis auf die Knochen, ein schöner «Gott», der da zum wahren Gott hochdrängt.

Das Gleichnis kann aber auch gelesen werden als Mahnung an alle jene, die sich einbilden, ganz genau Bescheid zu wissen, wer die Guten und wer die Bösen sind. Immer wieder versteigen sich die Menschen, vor allem in ihrer Eigenschaft als Politiker, Journalisten oder Intellektuelle, zur irrigen Meinung, sie seien im Besitz einer überlegenen Moral. Pure Anmassung, entnehmen wir der Bibel.

Jeder Mensch hat seine moralischen Urteile, gewiss, aber das sind Glaubenssätze, subjektive Überzeugungen, flüchtig, voller Fehler. Nur Gott «weiss», kann gültig entscheiden, was gut und böse ist, wer die Guten und wer die Bösen sind. Wir Menschen sind verurteilt, moralisch im Nebel zu tappen, und wenn wir glauben, es ganz sicher zu wissen, liegen wir mit Sicherheit falsch.

Hütet euch vor den Moralisten, lehrt die Bibel. Die Geschichte des «Sündenfalls», die Erzählung von der Anmassung des Menschen und seiner Täuschung durch die Fake-News-Schlange, ist das Gleichnis unserer Zeit. R. K.

# Plädoyer für den Pazifismus, *Weltwoche* in Kiew und Moskau, Brot für die Welt, Zeljka Cvijanovic, Michael Krüger über Giovanni Segantini

Der Ukraine-Krieg bildet auch in dieser Ausgabe den Schwerpunkt unserer Berichterstattung. Philosoph Alexander Grau hält in der Coverstory ein leidenschaftliches Plädoyer für den Pazifismus. «Liberale Gesellschaften opfern keine Menschen für die gute Idee. Das machen nur totalitäre Regime und autoritäre Ideologien.» Für verantwortungsethisch denkende Menschen könne es sinnvoll sein, die Waffen niederzulegen, um weiteres sinnloses Blutvergiessen zu verhindern, so Grau – «selbst dann, wenn man prinzipiell das Recht auf Selbstverteidigung auf seiner Seite hat». Er hält es in dem Punkt mit John F. Kennedy, dem amerikanischen Präsidenten des Kalten Kriegs und Ikone der freien westlichen Welt. Kennedy gestand seiner Geliebten Mimi Alford, er wollte seine Kinder «lieber rot als tot» sehen. **Seite 14**



«Lieber rot als tot»: Ikone Kennedy.

Weiterhin in Kiew vor Ort ist unser Korrespondent Kurt Pelda. Auch wenn Klarheit über den Aggressor herrscht, hält er fest: «Nicht jeder russische Angriff ist gleich ein Kriegsverbrechen.» Am Beispiel eines bombardierten Einkaufszentrums zeigt Pelda, wie ungenaue Berichterstattung die Wirklichkeit verzerrt. Gleichzeitig ist die *Weltwoche* auch in Moskau präsent. Unser Autor Thomas Fasbender beschreibt, wie Russlands Elite mit angehaltenem Atem die Geschehnisse verfolgt. «Noch ist es zu früh, von Götterdämmerung zu sprechen. Noch kämpft Putin. Doch die Gesprächspartner verstummen, wenn man vom Ende her denkt.» **Seite 24, 28**

Der Krieg hat Auswirkungen auf die ganze Welt und rückt die Bedeutung des Weizens und des Grundnahrungsmittels Brot wieder ins grelle Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit. Die Versorgung mit Nahrungsmitteln ist in vielen Ländern in Gefahr, zum Teil droht Hunger nach dem Ausfall der Weizenlieferungen aus der Ukraine. Allerdings gibt es Hoffnung, wenn man schaut, wer das Getreide zu Mehl macht, schreibt *Weltwoche*-Wirtschaftschef Beat Gygi. Zwei Drittel aller Mühlen weltweit stammen vom Anlagenbauer Bühler aus Uzwil. Dieser heimliche Gigant aus der St. Galler Provinz

führt die Müllereikunst auf neue Höhen und hilft so, einen Teil der Ukraine-Ausfälle wettzumachen. **Seite 40**

Mit dem Ukraine-Krieg rückt auch der Balkan wieder vermehrt in den Brennpunkt des Interesses. Vor allem der serbisch-orthodoxen Republika Srpska wird vorgeworfen, sie hege Spaltungsabsichten vom Staat Bosnien-Herzegowina. «Fake News, Fake News, Fake News!», enervierte sich Zeljka Cvijanovic im Interview mit der *Weltwoche*. Die Präsidentin der Republika Srpska war früher Englischlehrerin und ist Mitglied des regierenden Parteienverbands der Unabhängigen Sozialdemokraten, präsidiert von Milorad Dodik. Sie sieht in ihrem Gliedstaat starke Strukturen und den Willen zu Reformen, die aber immer wieder von aussen torpediert werden. **Seite 46**

Auch in Kriegszeiten, vielleicht gerade in Kriegszeiten, bleibt Kunst und Kultur wichtig. Der deutsche Schriftsteller und Verleger Michael Krüger würdigt in seinem Essay den Bergeller Meister Giovanni Segantini, speziell dessen Gemälde «Frühlingsweide» von 1896, das eine grasende Kuh zeigt. «Jedes Tier, das Giovanni Segantini gemalt hat, fordert uns heraus, über uns nachzudenken», so Krüger. «Sollte eines Tages Segantinis Kuh, das leuchtende Vorbild, nicht mehr an der Wand hängen, würde das Ende unserer Zivilisation erreicht sein.» **Seite 70**

Ihre *Weltwoche*

## IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



## VIP-Arrangement «Valsana»-Hotel Arosa

# Zwischen Himmel, Bergen und Seen

Die schönste Terrasse mit atemberaubender Bergsicht liegt mitten in Arosa auf luftigen 1800 Metern über Meer. In alpiner Umgebung empfängt Sie das Hotel «Valsana» zur perfekten Auszeit mit seiner vielseitigen Küche, Raum für körperliches Wohlbefinden und allen Möglichkeiten, die einzigartige Natur aktiv und bewusst zu erleben.

Willkommen im 2017 neueröffneten «Valsana» Hotel Arosa! Modernste Architektur mit Holz und Stein prägen das Erscheinungsbild, das sich perfekt in die Kulisse einfügt. Auf der Sonnenterrasse geniessen Sie im Restaurant oder im grosszügigen Wellnessbereich den fantastischen Ausblick auf die umliegenden Berggipfel. Der 800 m<sup>2</sup> grosse «Valsana» Spa Arosa bietet einen Relaxpool, ein modernes Fitnessstudio, einen Yogaraum, ein Dampfbad und eine Saunawelt in Altholz.

Für das leibliche Wohl sorgt das Team von Küchenchef Tobias Fetz im Restaurant «Twist», dem gastfreundlichen Wohnzimmer von Arosa mit Terrasse, Lounge und Bar. Das «Valsana»-Food-Konzept bietet eine vielseitige Küche, die höchsten Genuss mit dem Anspruch an eine zeitgemässe Ernährung verbindet.

Als Luftkurort im Bündner Alpental Schanfigg blickt Arosa auf eine lange Tradition

zurück. Bis heute hat das einzigartige Hochgebirgsklima nichts von seiner wohltuenden Wirkung verloren. Mit dem höchstgelegenen Golfplatz Europas, spektakulären Wanderwegen und zahlreichen Badeseen lockt das Bündner Ferienparadies zu jeder Jahreszeit.

Haben Sie Lust, die zehn Arosa-Seen zu erwandern? Oder reizt Sie der bei Familien beliebte Eichhörnlweg, auf dem man die putzigen Kletterkünstler aus nächster Nähe beobachten kann? Sie haben die Wahl!

Inspiziert von der majestätischen Kulisse, haben wir für Sie mit «Moving Mountains» ein ganzheitliches Ferienerlebnis erschaffen, basierend auf fünf Säulen: Bewegung, Spiel, Ernährung, Erholung und Achtsamkeit.

Als unser Gast wählen Sie dabei ganz frei, welche dieser Elemente Sie für Ihr persönliches Wohlbefinden berücksichtigen möchten.

### Platin-Club-Spezialangebot

#### Leserangebot «Valsana»-Hotel Arosa

##### Spezialpreis:

Weltwoche-Abonnenten erhalten auf Anfrage eine Ermässigung von 10 Prozent auf den Aufenthalt.

Lifestyle-Doppelzimmer: ab Fr. 274.-  
Einzelbelegung: ab Fr. 217.-

##### Leistungen:

- 1x Willkommensgetränk pro Person
- 1 «Valsana»-Apfelleder-Notizbuch
- Freier Zugang zum «Valsana»-Spa Arosa

##### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 081 378 63 63 oder per E-Mail an [info@valsana.ch](mailto:info@valsana.ch).

##### Veranstalter:

Tschuggen Hotel Group, Zürich  
[www.moving-mountains.ch](http://www.moving-mountains.ch)  
[www.valsana.ch](http://www.valsana.ch)

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)



*In eigener Mission:* Ignazio Cassis. Seite 20



*Selbstbewusstsein statt Kriegsrhetorik:* Seite 14



*Gegenwind:* Wladimir Putin. Seiten 28 und 50

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Václav Klaus:  
Zurück zu Frieden und Vernunft
- 9 Peter Rothenbühler Lieber Pierre Naftule
- 10 Tagebuch Franz Grütter
- 12 Bern Bundeshaus  
Institutionelle Putschisten
- 14 Mehr Pazifismus wagen  
Plädoyer für friedliche Koexistenz
- 16 Erziehung der Gefühle
- 17 Personenkontrolle
- 17 News Gerechtigkeit für Gerhard Schröder
- 18 Mörgeli Im feuerroten Ballettröckchen
- 18 Biowaffen-Labors in der Ukraine  
Was hat es damit auf sich?
- 19 Peter Bodenmann  
Anti-Solar-U-Boot Z'graggen
- 20 Cassis brennen die Sicherungen durch  
Bundespräsident auf Abwegen
- 21 Inside Washington
- 22 Grimes  
Mein Leben mit Elon Musk
- 23 Beendet diesen Bruderkrieg!  
Appell von Irina Beller
- 24 Kurt Pelda  
Wenn der Blick der Medien trügt
- 26 Hunter Bidens korrupte Geschäfte  
Neues zum «russischen Komplott»
- 27 Kurt W. Zimmermann  
Zwangneurose bei der «Rundschau»
- 28 Wladimir Putin  
Furcht vor dem Unberechenbaren
- 30 Wolodymyr Selenskyj  
Frieden war sein Wahlprogramm

- 31 Körzis Hollywood
- 32 China schnappt sich Russland  
Albtraum für den Westen
- 33 Hartmann Ballade vom Tisch
- 34 Artischocke Königin der Gemüse
- 35 Brief aus Sibirien Swetlana Fedorowa
- 36 Roger Köppel  
Bekenntnisse eines Russland-Verstehers
- 39 Anabel Schunke  
Warum ich bei Flüchtlingen unterscheide
- 40 Brot für die Welt Der Schweizer  
Technologiekonzern Bühler
- 42 Massenflucht ins organisierte Chaos  
Bundesrat ohne Plan
- 43 Anne-Laure Bonnel Journalistin  
wird zur Kronzeugin Russlands
- 44 Hans-Georg Maassen Deutschland  
taumelt, Deutschland wankt
- 45 Tamara Wernli  
In der Migros hat ein Kind geweint
- 46 «Spaltungsvorwürfe sind Fake News»  
Srpska-Präsidentin Zeljka Cvijanovic
- 48 Sandro Brotz Reto Brennwald  
über den «Arena»-Moderator
- 49 Fürchtet euch nicht!  
Christliches Präventionsprogramm
- 50 Heim ins Imperium  
Was Putin-Versteher übersehen
- 52 Banker im Umerziehungslager  
Woke-Kapitalismus in US-Unternehmen
- 53 Kriegstreiberereien eines Verlegers  
Peter Wanners Entgleisungen
- 54 Leserbrief
- 55 Nachrufe Irma Hildebrandt,  
Siegfried Steiger
- 56 Beat Gygi ABB in Uno-Mission

## JAZZ: TILL BRÖNNER

- 57 «Sinatra ist die Antwort»  
Der deutsche Trompeten-Virtuose  
über die Seele des Jazz

## LITERATUR UND KUNST

- 63 Ikone der Woche
- 64 Freiheit zur Bewährung  
Pedro Calderón de la Barca
- 66 Bücher der Woche
- 69 Die Bibel
- 70 Die Ewigkeit im Augenblick  
Giovanni Segantini «Frühlingsweide»
- 72 TV-Kritik
- 72 Film «C'mon C'mon»
- 73 Klassik Arvo Pärt
- 74 Kunst Gabriele Münter
- 75 Pop Tocotronic
- 75 Jazz Borderlands Trio

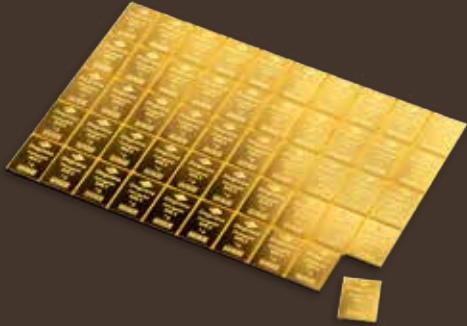
## LEBEN HEUTE

- 76 Wunderbare Welt / Unten durch
- 77 Frauen
- 78 Thiel
- 78 Häuser
- 79 Was macht eigentlich ...? Franz Jaeger
- 80 Fragen an ... Emanuel Probst
- 82 Essen / Wein
- 83 Auto / Objekt der Woche
- 84 Bei den Leuten Knie Premiere
- 86 Zeitzeichen / Fragen Sie Dania
- 87 Auf einen Kaffee mit ... Miriam Behrens
- 88 Menschen von morgen
- 90 Das indiskrete Interview

# Degussa



GOLD UND SILBER.



## DEGUSSA: DIE EINFACHSTE ART, IN EDELMETALLE ZU INVESTIEREN.

Bereits seit 6'000 Jahren ist Gold die stärkste Währung und damit ein grundsolides Investment. Der Name Degussa steht weltweit wie kein anderer als Synonym für Edelmetalle. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen, beraten Sie aber auch beim Verkauf von Edelmetallen. Alle Degussa Barren sind LBMA-zertifiziert und verfügen über eine Banken-Valorennummer. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern.

Weitere Informationen und Onlineshop unter:

[DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH](http://DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH)



### VERKAUFGESCHÄFTE:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich  
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf  
Telefon: 022 908 14 00

### MITGLIEDSCHAFTEN:



ZÜRICH | GENF | FRANKFURT | MADRID | LONDON

# Zurück zu Frieden und Vernunft

Der Westen muss sich endlich entscheiden, wie er die Zukunft der Ukraine sieht. Dabei darf man sich nicht von Emotionen leiten lassen. Es braucht jetzt eine rationale Debatte.

Václav Klaus

Das Leid Hunderttausender Zivilisten, aber auch das der Soldaten (nicht nur der Berufssoldaten) ist unkalkulierbar. Genauso wie die enormen materiellen Schäden, die nicht nur die Orte, an denen die Kämpfe unmittelbar stattfinden, belasten werden, sondern auch die Folgen der riesigen Flüchtlingswelle, und es hat keinen Sinn, diese jetzt zu quantifizieren. Die Appelle nach einer sofortigen Unterbrechung der Kämpfe, nach einem Waffenstillstand, nach sinnvollen und ernsthaften Kompromissen müssen dringend und laut formuliert werden.

Die momentane Situation erfordert jedoch etwas anderes als Emotionen, Mitleid, billige Gesten, ganz zu schweigen von den Versuchen der Politiker, die Situation zu nutzen, um politische Rivalen zu denunzieren. Sie erfordert eine Rückkehr zu rationaler Betrachtung der Ursachen der heutigen Situation. Dies ist die Voraussetzung für die Suche nach Lösungen, die Verluste und Kosten aller Art minimieren werden.

## Analyse der Gründe

Um solche Lösungen finden zu können, genügen weder starke Rhetorik noch politische Phrasen. Es reicht nicht aus, sich auf Politikmacherei einzulassen, bei der es immer um Innenpolitik geht (und im tschechischen Fall um die bevorstehenden Kommunal-, Senats- und Präsidentschaftswahlen).

Der Krieg dauert nun schon drei Wochen und wird nicht so schnell von allein zu Ende gehen. Was fehlt, ist eine Analyse der Gründe, warum dies alles geschehen ist. In den ersten Tagen wurde mir empfohlen, nicht zu analysieren. Inzwischen ist es absolut notwendig.

Es sollte gesagt werden, dass die Ukraine das grösste Opfer ist von all dem, was gerade passiert. Von Anfang an war sie nur ein Instrument in einem grösseren Spiel. Es wäre billig, der Ukraine vorzuwerfen, dass sie diese Rolle nicht hätte annehmen dürfen und dass sie sie längst hätte durchschauen müssen. Dies lässt sich im Nachhinein leicht sagen. In der komplizierten, postkommunistischen und tief gespaltenen Ukraine ist es fraglich, ob irgendjemand die Kraft und das Mandat gehabt hätte, dies zu tun.

Es ist evident, dass in der Ukraine seit mindestens zehn Jahren ein Konflikt zwischen dem Westen und Russland (ich wollte eigentlich West und Ost schreiben, aber dabei würde ich China vergessen) herrscht. Es handelt sich um ein Nachspiel des Kalten Krieges, wobei es von Seiten der USA und ihrer Verbündeten um die

*Seit dem Euromaidan 2014 hat sich die Ukraine für eine Konfrontation mit Russland entschieden.*

Fortsetzung der Politik des unipolaren Hegemons (die durch den Sieg im Kalten Krieg geschaffen wurde) geht. Von Seiten Russlands geht es um die Entscheidung, die rote Linie – die für Russland eine Mitgliedschaft seines Nachbarlandes in der Nato wäre – nicht zuzulassen.

Ich stimme mit den Realisten in der amerikanischen Aussenpolitik überein – von Henry Kissinger und Zbigniew Brzezinski bis zu den um eine Generation jüngeren John Mearsheimer und Ted Galen Carpenter –, dass die Karten so verteilt wurden. Die Ukraine hatte diese Karten nicht in der Hand (sie spielte ein anderes Kartenspiel) und konnte sich daher nur der einen oder anderen Seite anschliessen. Seit dem Euromaidan im Jahr 2014 hat sich die Ukraine bzw. die ukrainische Politik für eine Konfron-

tation mit Russland entschieden, vor allem in Erwartung einer Nato- und EU-Mitgliedschaft (und der damit verbundenen, von der Ukraine nicht richtig verstandenen Vorzüge).

## Hätten sie Russlands Pläne lesen können?

Die Ukraine hatte eine andere Vorstellung von einer potenziellen Konfrontation im Vergleich zu der, die sie am 24. Februar 2022 erlebt hat. Hat die Ukraine einen Fehler gemacht? Hätte sie die Ereignisse erwarten sollen? Ich habe wiederholt zugegeben, dass ich einen Krieg in seinem ganzen grausamen Ausmass nicht erwartet habe, aber ich bin kein ukrainischer Politiker. Für mich war es ein zweitrangiges, wenn auch sehr ernsthaft wahrgenommenes Thema (und eine grosse Befürchtung); für einen ukrainischen Politiker hätte es eine Frage von Leben und Tod sein müssen.

Hätten sie die russischen Pläne und Absichten lesen können? Hätten sie besser in die Seele Russlands und Putins sehen sollen als wir hier in Prag? Und als die in Berlin, Paris und Washington? Hätten sie Putins Aussagen ernster nehmen sollen? Ich entschuldige sie ein wenig. Um meine frühere Analogie zu verwenden: Sie hatten andere Karten in der Hand als Biden und Putin. Und sie wurden von der uneingeschränkten Unterstützung und Hilfe des Westens überzeugt.

Jetzt geht es um die Ernsthaftigkeit der aufgenommenen Verhandlungen. Der Schlüssel zum Erfolg liegt in der Antwort auf die Frage, welche Vision von der Zukunft der Ukraine Russland dazu bringen wird, den Krieg zu beenden. Die Antwort des Westens muss so schnell wie möglich kommen. Jeden Tag steigen die Kosten exponentiell an. Auch für die Tschechische Republik ist dies eine absolut entscheidende Frage.

Václav Klaus zählt zu den einflussreichsten Persönlichkeiten Osteuropas. Er war Parlaments-, Regierungs- und Staatspräsident der Tschechischen Republik und verantwortete 1993 die friedliche Teilung der Tschechoslowakei in zwei souveräne Staaten. Als nichtmarxistischer Wirtschaftswissenschaftler war er schon im Kalten Krieg ein liberaler Leuchtturm in seiner damals sowjetisch beherrschten Heimat.



„Und außerdem können Sie eine Reise gewinnen...“



# Lieber Pierre Naftule

Die Westschweizer Humorszene ist in Trauer. Sie hat ihren Coach, Texter und Regisseur, kurz: ihren Paten verloren. Denn Sie sind mit erst 61 Jahren überraschend gestorben. Sie selbst sind in der Deutschschweiz kaum bekannt, dafür ihre «Kreation» Marie-Thérèse Porchet, genial gespielt von Schauspieler Joseph Gorgoni. Dreimal war «sie» mit dem Circus Knie auf Tournee und eroberte das Deutschschweizer Publikum im Nu.

Mit grossem Erfolg stieg sie auch auf die Pariser Bühnen, wo sie den Franzosen die Schweiz erklärte: «Schwiizertütsch, das ist wie Deutsch, aber gespuckt.» Hinter dieser umwerfend lustigen Kunstfigur, deren Humor sehr oft – wie’s im Welschland noch möglich ist – unter die Gürtellinie ging, standen Sie als Erfinder, Texter und Coach.

Marie-Thérèse Porchet steht in der französischen Tradition, wo Humoristen gerne Frauenrollen spielen. Ein Phänomen, das in



*Merci für die vielen Lacher:*  
Pierre Naftule (1960–2022).

der deutschsprachigen Schweiz nur Viktor Jacobbo repräsentiert mit Debbie Mötteli, Donatella Versace und andern.

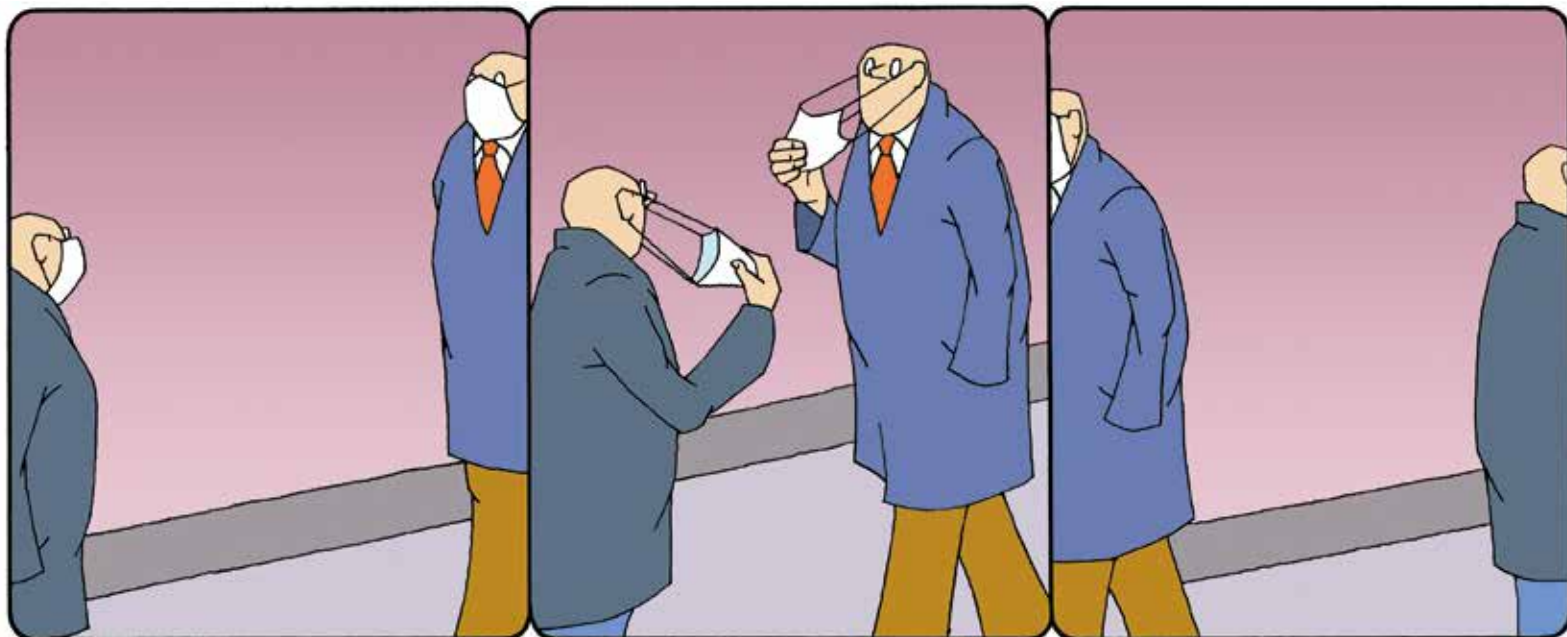
Giacobbo spielt sowieso eine ähnliche Rolle wie Sie: Auch er fördert gezielt Newcomer. Sie haben die Humortalente Marina Rollman und Thomas Wiesel unter ihre Fittiche genommen,

die zurzeit auch in Paris brillieren. Als Schöpfer und Texter der legendären «Revue genevoise», einer kabarettistischen Rückschau aufs vergangene Jahr, haben Sie viele Talente entdeckt, unter andern auch Joseph Gorgoni, der bei Ihnen zunächst als Tänzer und Sänger auftrat, wobei Sie sein Talent entdeckten, Frauenstimmen zu imitieren. So entstand mit ihm ein erstes Programm für die biedere, homophobe Waadtländerin Marie-Thérèse Porchet aus Gland, die sich darüber auslässt, wie sie erfahren hat, dass ihr Sohn schwul ist. Noch heute eine der besten Nummern.

Merci, Pierre Naftule, für die vielen Lacher, die Sie aus dem Hintergrund produziert und stets mitgezählt haben.

*Mit freundlichen Grüssen*  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# TAGEBUCH

Franz Grüter



Zwei bewegte Tage liegen hinter mir. Ich wurde kurzfristig von Bundespräsident Cassis angefragt, ob ich ihn während zweier Tage auf eine Reise an die ukrainische Grenze nach Polen und Moldawien begleiten würde. Es sind immer zwei Paar Schuhe, Informationen aus den Medien zu erhalten oder sich persönlich vor Ort ein Bild der Lage zu machen. Vorab, die beiden Tage waren sehr emotional. Die Flüchtlingsströme aus der Ukraine sind enorm. Insgesamt sind bis jetzt rund 2,8 Millionen Menschen nach Westen geflohen. Mehr als die Hälfte von ihnen gingen nach Polen. Was für eine Organisation Polen in extrem kurzer Zeit aufgebaut hat, ist aussergewöhnlich und verdient Respekt. Es fliehen fast ausschliesslich Frauen und Kinder. Männer im Alter zwischen achtzehn und sechzig dürfen die Ukraine nicht verlassen, da sie für die Verteidigung des Landes benötigt werden.

Am Montagmorgen war zuerst ein Besuch beim polnischen Ministerpräsidenten auf dem Programm. Anschliessend hat sich unsere Delegation von Warschau nach Lublin verschoben und dann direkt an die ukrainische Grenze. Die Schweiz betreibt dort einen grösseren Stützpunkt für humanitäre Logistik. Von diesen Logistik-Hotspots werden Güter wie Wolldecken, Zelte, Schlafsäcke, Öfen, medizinisches Material und Hygieneprodukte auf ukrainische Lastwagen verladen und dann in die Ukraine transportiert.

In unmittelbarer Nähe der Grenzstation waren wir zu Besuch in einem Empfangszentrum. Hier hatten wir Gelegenheit, mit Geflohenen aus der Ukraine zu sprechen.

Die Angst und Verunsicherung der Frauen, die Ehemänner und Hab und Gut zurückgelassen haben, geht unter die Haut. Es bleibt wirklich zu hoffen, dass es bald Friedensverhandlungen geben wird, damit diese Leute wieder in eine bessere Zukunft blicken können. Bis jetzt wurden 1,5 Millionen Menschen in Polen bei Privatpersonen untergebracht. Polen erwartet aber, dass die Zahl der Flüchtlinge auf bis zu vier Millionen steigen könnte, wenn der Krieg weiter und brutaler voranschreitet.

Von Polen ging es am Montagabend nach Moldawien. Moldawien hat 2,5 Millionen Einwohner. Bis jetzt sind 300 000 Menschen aus der Ukraine dorthin geflüchtet. Etwa die Hälfte davon bleibt in Moldawien, der Rest geht weiter in Richtung Rumänien und westliche Länder. Auch hier hatten wir die Möglichkeit, uns mit der Präsidentin von Moldawien auszutauschen. Moldawien gilt als das Armenhaus Europas. Die Probleme, mit denen das Land kämpft, sind enorm. Die Teuerung liegt bei fast 20 Prozent und droht auf bis zu 30 Prozent zu steigen. Für Geringverdienende steigen damit die Lebenshaltungskosten fast ins Unermessliche.

Moldawien ist zu rund 90 Prozent abhängig von russischem Strom und Gas. Mit Ausbruch des Krieges sind auch die beiden wichtigsten Absatzmärkte für moldawische Landwirtschaftsprodukte, unter anderem Wein, über Nacht weggebrochen. Das ist mit ein Grund, weshalb Moldawien mit der Efta, zu der auch die Schweiz gehört, ein Freihandelsabkommen abschliessen möchte: um seine Produkte vermehrt in Richtung Westen zu exportieren. Aber auch in der Energieversorgung muss

und will Moldawien unabhängiger werden. Dies sind aber alles Projekte, die nicht über Nacht realisiert werden können.

Auch in Moldawien besuchten wir Empfangszentren für Flüchtlinge an der ukrainischen Grenze. Die ukrainische Stadt Odessa liegt etwa einen Tagesmarsch entfernt. Man geht hier davon aus, dass die Stadt, die am Schwarzen Meer liegt, von Russland massiv angegriffen werden könnte. Einzelne Raketen sind bereits auf Odessa niedergegangen. Sollte das Bombardement stärker werden, dürfte die Zahl der Flüchtlinge nach Moldawien noch stark steigen.

Wie lautet in aller Kürze das Fazit nach diesen zwei Tagen? Ein Krieg kennt immer nur Verlierer. Das Leiden der Menschen ist gross. Die humanitäre Hilfe der Schweiz funktioniert gut, effizient und verdient Unterstützung. Damit wird den Menschen vor Ort geholfen. Es bleibt zu hoffen, dass es den Streitparteien gelingen wird, sich in Friedensverhandlungen zu einigen, auch wenn dies zurzeit eher ein frommer Wunsch ist. Leider wird die Schweiz vermutlich nicht mehr das Land sein, das von beiden Streitparteien als unabhängiger und neutraler Ort der Vermittlung angesehen wird.

Die Besuche haben mir deutlich gezeigt, wie schlimm allzu grosse Abhängigkeiten bei der Energieversorgung und der Nahrung sein können. Ich bin deshalb überzeugt, dass wir auch in der Schweiz dafür sorgen müssen, in der Energie- und Nahrungsmittelversorgung möglichst unabhängig zu bleiben.

Franz Grüter ist SVP-Nationalrat und Präsident der Aussenpolitischen Kommission.



# VIP-Musikreise: «Bei den Wiener Philharmonikern in Hamburg» Klangzauber der Elbphilharmonie

Weltoffen, kreativ und kulturell tonangebend – das ist Hamburg. Zu den Hauptattraktionen der lebendigen Hafenmetropole zählt die Elbphilharmonie mit ihrer spektakulären Architektur und der aussergewöhnlichen Akustik. All das ist auf dieser Kurzreise mit Augen und Ohren zu geniessen.

Willkommen in einer der faszinierendsten Städte Europas. Als Erstes steht eine Stadtrundfahrt auf dem Programm. Aussenalster, Michel, Rathaus, Reeperbahn und Hafen mit Speicherstadt sind einige Stationen. Abends wird in aussergewöhnlicher Kulisse gespeist: Das authentische Restaurant «Schifferbörse», schon oft als Filmkulisse genutzt, verwöhnt seine Gäste mit Köstlichkeiten aus dem Meer. Wir wohnen in einem 4S-Sterne-Hotel an zentraler Lage.

Die Hafen-City besuchen wir am 2. Tag. Hier prallen das alte und das neue Hamburg auf spannende Weise aufeinander. Dem Mittags-Lunch in einem Traditionsrestaurant folgt ein Rundgang durch die historische Speicherstadt. Am Abend kommen wir in den Genuss eines Konzerts im Grossen Saal der Elbphilharmonie: Die Wiener Philharmoniker unter der Leitung von Andris Nelsons spielen die Sinfonie Nr. 9 Es-Dur op. 70 von Dmitri Schostakowitsch und die Sinfonie Nr. 6 D-Dur op. 60 von Antonín Dvořák. Ein unvergessliches Erlebnis!

Was wäre Hamburg ohne Hafenrundfahrt? Dieser können wir uns fakultativ am Vormittag des 3. Reisetages anschliessen und dabei den Duft der grossen, weiten Welt erschnupern. Nach dem Mittagessen besichtigen wir die traditionelle Kaffeerösterei Burg mit Kaffeeverkostung als Krönung dieses Ausfluges. Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter:

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)



## Platin-Club-Spezialangebot

**VIP-Spezialreise**  
«Musikreise nach Hamburg»

**Reisetermine:**  
5. bis 7. Juni 2022

**Leistungen:**

- Swiss-Flug Zürich–Hamburg–Zürich
- Gebühren und Hoteltransfer
- 2 Übernachtungen mit Frühstück im 4S-Sterne-Marriott-Hotel «Renaissance Hamburg»
- Abendessen in der «Schifferbörse»
- Mittagsimbiss
- Ausflug «Herrliche Hansestadt» mit Rundfahrt
- Ausflug «Moderne Bauten und die historische Speicherstadt in der Hafen-City»
- Beste Konzertkarte (Kat. 1) für das Konzert
- Reiseleitung, Unterlagen und Insolvenzversicherung

**Preise:**

Mit *Weltwoche*-Abo: Fr. 1495.–  
Für Nichtabonnenten: Fr. 1795.–  
DZ zur Alleinbenutzung: Fr. 180.–  
Ausflug «Hafen und Kaffeerösterei Burg», inkl. Mittagessen: Fr. 90.–

**Buchung:**

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an [info@mondial-tours.ch](mailto:info@mondial-tours.ch)

**Veranstalter:**

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

# Institutionelle Putschisten

Der Nationalrat will dem Bundesrat in der Europapolitik die Macht entreissen. Wo das hinführt, wenn Parlamentarier anfangen, Aussenminister zu spielen, ist bekannt.

Der Entscheid ging fast unter dem Radar durch. Während der Überfall von Russland auf die Ukraine die gesamte Frühlings-session überlagerte, überwies der Nationalrat eine parlamentarische Initiative der Aussenpolitischen Kommission (APK). Der Bundesrat soll per Gesetz gezwungen werden, die institutionellen Fragen mit der EU zu klären, also die Übernahme von EU-Recht und die Schlichtungsinstanz im Streitfall. Danach soll die Regierung die sektorielle Integration der Schweiz und die Rechtsharmonisierung vorantreiben sowie prioritär weitere Kooperationsabkommen anstreben.

Der Nationalrat will dem Bundesrat also Ziele, Leitlinien und das Vorgehen in der EU-Politik vorschreiben. Der Genfer SVP-Nationalrat und Aussenpolitiker Yves Nidegger kritisierte dieses Vorgehen zu Recht als «institutionellen Putsch». Das Gesetz würde den Bundesrat bei den Verhandlungen mit der EU in ein Korsett zwingen.

## Druck auf allen Ebenen

Dass die Grosse Kammer dieser parlamentarischen Initiative mit deutlicher Mehrheit zustimmte, ist wohl unter dem Eindruck der kriegerischen Ereignisse in der Ukraine geschehen. Die Schweiz hat die EU-Sanktionen ohne Wenn und Aber übernommen und sich bei der Aufnahme von Flüchtlingen aus der Ukraine mit der EU solidarisiert. Im Parlament ist nun wohl der Eindruck entstanden, die EU sei uns wohlgesinnt. Das ist nicht der Fall. Brüssel versucht uns seit Jahren mit Druck auf allen Ebenen eine institutionelle Annäherung aufzuzwingen.

Interessant ist, dass die FDP-Nationalräte den Vorstoss unterstützten (von wenigen Ausnahmen abgesehen) und damit ihrem eigenen Bundesrat gewissermassen in den Rücken fielen. Die Drahtzieher freilich sind die üblichen Verdächtigen, die sich lieber heute als morgen den EU-Technokraten unterwerfen würden. Angefangen beim Baselbieter SP-Nationalrat Eric Nussbaumer, der im Parlament als Wort-



«Frustration»: Nationalrätin Moser.

führer auftrat. Wie glaubwürdig ist ein Politiker, der als Präsident der Europäischen Bewegung Schweiz oder eben als Cheffobbyist für einen EU-Beitritt das Ende unserer Souveränität anpeilt? Dazu zählen muss man aber auch die Grünliberale Tiana Angelina Moser, die im Mai 2021, als der Bundesrat den Rahmenvertrag versenkte, Präsidentin der APK war und auf allen Kanälen gegen diesen Entscheid vom Leder zog. Einen Monat später geleiste die

## Die Drahtzieher sind die üblichen Verdächtigen, die sich sofort den EU-Technokraten unterwerfen würden.

Mehrheit der APK die parlamentarische Initiative auf. «Das war eine Frustration», erinnert sich APK-Mitglied Nidegger.

Im Oktober des letzten Jahres verweigerte die APK Ständerat ihrer Schwesterkommission die Gefolgschaft. Der Grund: «Die Aussenpolitik ist Sache des Bundesrates», betont FDP-Ständerat Damian Müller. Tatsächlich ist das EDA für die Aussenpolitik zuständig. Es gestaltet und koordiniert im Auftrag des Gesamtbundesrates die Interessen der Schweiz gegenüber dem Ausland. Wort- und wendungsreich gab Nussbaumer bei der Debatte in der eben verflochtenen Frühlings-session aber zu verstehen, wieso die aussenpolitische Handlungsmaxime

nicht ausschliesslich bei der Exekutive liege. In der Bundesverfassung stehe, die auswärtigen Angelegenheiten seien Sache des Bundes. Es sei also gerechtfertigt und richtig, dass die Bundesversammlung die Leitlinien eines Politikfeldes in einem Gesetz als Handlungsanweisung für die Exekutive verankere.

## Brüssel-Pilgerer

Mit dem Gesetz wollen die Nationalräte eine institutionelle Annäherung an die EU erzwingen, was ganz im Sinne der Technokraten in Brüssel ist. Damit verbunden wäre nebst einem massiven Souveränitätsverlust unter anderem auch das Ende des Lohnschutzes. Die Schweiz müsste zudem die Unionsbürgerrichtlinie übernehmen und allen EU-Bürgern in der Schweiz weitgehende Rechte einräumen. Unter Beschuss kämen auch staatliche Beihilfen für den Energiesektor. Natürlich ist das nicht so direkt ausformuliert, aber darauf laufen diese Bemühungen am Ende wohl hinaus.

Da fragt man sich, weshalb das Parlament den Bundesrat nicht schon 2019 gezwungen hat, den ausgehandelten Rahmenvertrag zu unterschreiben. Parlamentarier monierten damals, der Bundesrat wolle mit der Konsultation die Verantwortung auf das Parlament abschieben. Aber National- und Ständerat taten ihm diesen Gefallen nicht. Man verlangte von der Regierung vielmehr, dass sie mit der EU die umstrittenen Punkte wegdiskutiere. Nur wollte die EU eben nicht mehr weiter verhandeln. Also brach der Bundesrat die Übung ab.

Jetzt wollen Parlamentarier plötzlich selber Aussenminister spielen. Wo das hinführt, konnte man 2021 beobachten, als unter anderen die Nationalräte Nussbaumer und Moser nach Brüssel pilgerten und dort mit EU-Vertretern fast schon fraternisierten. Der einzige Trost bei diesem Trauerspiel: Wenn es an die konkrete Ausgestaltung dieses Bundesgesetzes über unsere EU-Beziehungen geht, dürfte die Koalition von SP, Grünen, Grünliberalen, Mitte-Partei und FDP auseinanderbrechen.



**Gewinner  
Volg Vereins-  
wettbewerb:  
Co-Dance  
Uttwil TG**

# Aus Liebe zum Dorf, wo Tanzen ein dehnbarer Begriff ist.

Stillstand kennt der Tanz- und Sportverein Co-Dance Uttwil TG höchstens für ein Gruppenfoto. Sonst wirbeln die über 150 Mädchen und Frauen lieber durch die Luft und trainieren in zehn verschiedenen Hauptgruppen, die Tanz, Akrobatik und Bodenturnen verbinden. Als Verein gehören sie zum Dorfleben wie Volg mit seinen rund 600 Dorfläden. Diese bieten alles, was es für den täglichen Bedarf braucht. Immer in der Nähe, immer überschaubar und stets mit einer persönlichen Note, die zum Dorf passt.

**Volg**  
*frisch und fründlich*

# Mehr Pazifismus wagen

Es herrscht wieder der Ungeist der politischen Romantik. Man steht für etwas ein, für etwas Grosses, Erhabenes und Ewiges. Doch nur totalitäre Staaten opfern Menschen für ihre Ideologie.

Alexander Grau



*Die mächtigste Waffe der freien Welt ist die Lebenslust.*

**D**er Pazifismus ist in Verruf geraten. Wieder einmal. Zwar gelten Pazifisten heute nicht mehr als Vaterlandsverräter oder Drückeberger, aber immerhin als Realitätsverweigerer, Traumtänzer oder, wenn es ganz schlimm kommt, als Putin-Versteher. Auch landen Pazifisten nicht mehr im Gefängnis, dafür bekommen sie jedoch die geballte Empörung der aufrechten Kämpfer für Demokratie und die Werte des freien Westens zu spüren.

## Pathos des gerechten Krieges

Entsprechend erlebt der Heldentod eine ungeahnte Renaissance, nachdem er für ein paar Jahrzehnte in Verruf geraten war. Man stirbt wieder gerne – noch besser: lässt sterben –, und das mit Überzeugung. Diesmal nicht für Volk und Vaterland, das auch, vor allem aber für Freiheit und Demokratie. Das klingt irgendwie moderner, macht im Endeffekt allerdings keinen grossen Unterschied. Tot ist man so oder so.

Ein unorthodoxer Pazifismus, bisher vager Grundkonsens westeuropäischer Gesellschaften, gilt seit ein paar Wochen wieder als ver-

dächtig. Wer nicht bereit ist, zu den Waffen zu rufen und im heroischen Kampf gegen den Aggressor zur Not auch die halbe Welt in Trümmer zu legen, firmiert als Kleingeist. Entsprechend haben nicht wenige Publizisten den Freiheitshelden in sich entdeckt. Mehr oder minder offen plädiert man etwa für ein Eingreifen der Nato in der Ukraine. Man kokettiert mit gedanklichen Kriegsspielen. Und verkündet vollmundig, nun gelte es, die Freiheit zu verteidigen, die westliche Werteordnung und die Demokratie.

Der hohe Ton gilt auf einmal wieder etwas. Das Pathos des gerechten Krieges, noch vor Wochen unvorstellbar, wabert Weihrauchgeschwängert durch die öffentlichen Diskurse. Man schlägt sich wieder mit eiserner Faust an die gepanzerte Brust. Mal fordert man, dass Nato-Truppen direkt in der Ukraine intervenieren sollen. Dann wieder Flugverbotszonen. Wenn der ganze Unfug nicht so brandgefährlich wäre, man müsste eigentlich laut lachen.

Damit kein falscher Eindruck entsteht: Putins Überfall auf die Ukraine ist ein Verbrechen, auch wenn es, wie viele Verbrechen, eine Vor-

geschichte hat. Und der Widerstandswille des ukrainischen Volkes ist bewundernswert. Die Versuche der ukrainischen Regierung, immer wieder die Nato oder einzelne Nato-Staaten militärisch mit in den Konflikt hineinzuziehen, sind daher verständlich, im Kern aber ein Spiel mit dem atomaren Feuer.

## Gedankenspiele der Schreibtischhelden

Noch gefährlicher sind allerdings die westlichen Schreibtischhelden, die solche Gedankenspiele aufgreifen und unterstützen. Ein Eingreifen der Nato hätte Konsequenzen, die – Wahrheiten können schmerzhaft sein – in keinem Verhältnis zum Anliegen stehen. Deutlich formuliert: Man riskiert keinen Atomkrieg aus humanitären Gründen. Das wäre ein Widerspruch in sich und sollte eigentlich einleuchten.

Doch im Moment triumphiert an manchen Schreibtischen die Gesinnungs- über die Verantwortungsethik. Vernarrt, dogmatisch und selbstgefällig ist man entschlossen, grosse Ideale zu verteidigen, Unabhängigkeit, Freiheit und Demokratie etwa, und ist bereit, dafür Tausende Tote, Zerstörung und eine extrem gefährliche Eskalation in Kauf zu nehmen. Das alte «Lieber tot als rot» wird wieder aus der Mottenkiste geholt, farblich diesmal modisch aktualisiert zu «Lieber tot als weissblaurot».

Doch sogar John F. Kennedy, damals die Ikone der freien westlichen Welt, wollte seine Kinder



«Lieber rot als tot» sehen, wie er einmal seiner Geliebten Mimi Alford gestand. Und Kennedy hat natürlich recht. Auch wenn es für viele schwer zu akzeptieren ist: Es gibt keinen Wert, für den zu sterben sich lohnt. Das Leben ist viel zu wertvoll, viel zu einzigartig und viel zu schön, um es für Regierungsformen, Herrschaftsansprüche oder Staatsverfassungen herzugeben. Und perfide ist es, andere in einen solchen Wahn hineinzuziehen. Wer meint, für erhabene Werte den Heldentod sterben zu müssen, soll das tun und sich irgendwelchen Freischärlern andienen. Ganze Völker aber, Millionen von Menschen in eine solche Katastrophe hineinzuziehen, indem man einen Waffeneinsatz des Westens herbeifabuliert, ist mehr als fragwürdig.

Auch wenn es schwerfällt: Manchmal ist es hilfreich, Dinge zu Ende zu denken, radikal und in aller Konsequenz. All jene, die heute mit einem Eingreifen der Nato in der Ukraine kokettieren, sollten sich überlegen, ob sie bereit wären, ihre eigenen Kinder für Demokratie und Freiheit zu opfern. Wären sie wirklich willens, das Leben ihrer Kinder herzugeben, ihr Lachen, ihre Zukunft, ihre Liebe, ihr Glück? Der gros-

### *Wären sie wirklich willens, das Leben ihrer Kinder herzugeben, ihr Lachen, ihre Zukunft, ihre Liebe?*

se John F. Kennedy war ehrlich. Unsere neuen Hobby-Bellizisten sollten es auch sein. Die Antwort kann nur lauten: Nein, niemals.

Doch es herrscht wieder der Ungeist der politischen Romantik. Man greift wieder zur Waffe, zumindest rhetorisch, man steht wieder für etwas ein, für etwas Grosses, Erhabenes und Ewiges. Der aufgeblasene Schmierenton dominiert die Gazetten. Autoren, die noch vor wenigen Wochen den Moralismus öffentlicher Debatten beklagten, produzieren auf einmal selbst schwärmerisches Moralin im Überschuss.

In ihrer ideologischen Verblendung übersehen sie, dass auch die berechtigte Verteidigung eines Landes ethische Grenzen kennt. Auch

moralisch gerechtfertigter Widerstand verliert irgendwann seine moralische Legitimität. Die gerechte Sache kann durch die Wahl der Mittel zu einer zweifelhaften werden. Denn die Aufgabe jeder verantwortungsvollen Regierung ist es, Schaden vom eigenen Volk abzuwenden. Regierungsverantwortliche, die immer mehr Männer in den Tod schicken und die Bombardierung ihrer Städte hinnehmen, allein aus dem eiteln Bewusstsein heraus, im Recht zu sein, handeln kurzsichtig.

### **Differenziert denken**

Genauso wie der Krieg das Mittel der Politik ist, so ist es auch der Friede. Für verantwortungsethisch denkende Menschen kann es sinnvoll sein, die Waffen niederzulegen, um weiteres sinnloses Blutvergiessen zu verhindern – selbst dann, wenn man prinzipiell das Recht auf Selbstverteidigung auf seiner Seite hat. Aber recht haben ist eben nicht alles.

Denn liberale Gesellschaften opfern keine Menschen für die gute Idee. Das machen nur totalitäre Regime und autoritäre Ideologien. Diese sind stets bereit, das Glück, die Zukunft und die Lebensfreude des Individuums für etwas Grösseres hinzugeben: für die Nation, den Klassenkampf, die Ehre. «Ihr liebt das Leben, wir lieben den Tod», formulierte einst Al-Qaida-Führer Abu Dudschan al-Afghani. Und er hatte recht.

Liberale Gesellschaften lieben das Leben. Jedes einzelne ist ihnen heilig und steht höher als irgendwelche Kollektivwerte oder gar Institutionen. Auch Menschen, die für die Demokratie sterben, sind tot. Und jeder tote Mensch ist eine Tragödie. Für die Freiheit zu sterben, ist kein bisschen besser, als für ein russisches Grossreich zu krepieren. Am Ende stehen immer nur Schmerz und Leid, zerstörte Sehnsüchte und nie gelebte Träume.

In ihrer verständlichen Empörung über die russische Okkupation lassen sich allzu viele Liberale hinreissen und beginnen, zwischen dem sinnvollen und dem sinnlosen Tod auf dem Schlachtfeld zu unterscheiden. Doch der Tod auf dem Schlachtfeld ist immer sinnlos. Daher

Kennedys Wunsch, seine Kinder lieber rot als tot zu sehen.

Die mächtigsten Waffen der freien Welt sind ohnehin keine Luftgeschwader oder Panzerbrigaden. Die mächtigsten Waffen der freien Welt sind ihre Lebenslust, ihre Daseinsfreude, ihr Spass am Genuss. Putin hat seinen jun-

### *Der Westen sollte mehr Selbstbewusstsein haben und auf seine zivilen Werte vertrauen.*

gen Soldaten nicht mehr zu bieten als leere Regale und den Tod für Mütterchen Russland. Mit diesem kargen Angebot muss er langfristig scheitern. Der Westen sollte mehr Selbstbewusstsein haben und auf seine eigenen zivilen Werte vertrauen, statt sich romantischer Kriegsrhetorik hinzugeben.

Orthodoxer Pazifismus ist blauäugig. Und ein von blindem Idealismus und dem Rausch moralischer Rechthaberei getriebener Bellizismus ist brandgefährlich. Wie immer, so gilt auch hier: Differenziert zu denken, kann nicht schaden. Wehrhaft sein ist gut. Doch im richtigen Moment muss man auch den Mut haben, mehr Pazifismus zu wagen!

# Pensionierung

## AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

## Pensionskasse

Rente, Kapital oder beides?

## Hypothek

Soll ich amortisieren?

## Steuern

Wie kann ich sparen?

## Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:  
[vzch.com/merkblatt-pensionierung](http://vzch.com/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

[www.vermoegenszentrum.ch](http://www.vermoegenszentrum.ch)



# Falsche Romantik des gemeinsamen Betts

Kleines Plädoyer für das Alleinschlafen.



*Dunkle Stunden der unfreiwilligen Reibungen.*

Eines der grössten Rätsel und Unverständnisse des modernen Paarlebens scheint mir das Teilen des gemeinsamen Bettes zu sein, und die romantische Vorstellung, die mit dieser Selbstverständlichkeit unter einer Decke steckt. Der praktische Nutzen liegt im Grunde ja nur darin, dass man ein Zimmer spart, ansonsten überwiegen doch die Nachteile. Da sind die Geräusche des Partners, seine Knochen, sein Blasendruck, da sind brutal unterbrochene REM-Phasen, da ist verzweifelte Wachheit, da sind Morgen, an denen man sich müder fühlt als am Abend, als man ins Bett gestiegen ist, und gegenüber liegt das schlechte Gewissen.

Sex ist auch kein Argument für ein gemeinsames Bett. Sex braucht kein gemeinsames, sondern gelegentlich nur ein Bett. Das Kuschneln beim Einschlafen, das Halten, die Löffelstellung, ja, hübsch, aber weil einer meistens vor dem andern einschläft, kann man dann immer noch bleiben oder zurück in sein eigenes Bett. Das Bett teilen ist, so denke ich, nur eine Verlockung für Verliebte in jener Phase des Seins, in der jede Sekunde ohne den anderen so leer ist wie das Universum zwischen den Sternen. Dann ist es einzigartig. Oder vielleicht noch eine für Verzweifelte, die nachts aufwachen, von diversen Dämonen heimgesucht werden und die dann jemanden brauchen, den sie halten können, um nicht ganz unterzugehen.

Das Teilen des Bettes ist, natürlich, keine Erfindung der Liebe, sondern eine des Pragmatis-

mus». Die Geschichte des gemeinsamen Bettes ging wohl so; zuerst schlief, in den Stunden, als die Menschen noch unter freiem Himmel nächtigten, eine ganze Sippe dicht gedrängt auf einem Haufen, das gab warm, bot Schutz und förderte wahrscheinlich auch den Fortbestand der Gemeinschaft. Als die Gemeinschaften immer grösser wurden, wurden aus dem grossen Bett viele kleine Familienbetten. Bei den Naturvölkern und den ganz Armen dieser Welt ist dies ja immer noch so, das gedrängte Schlafen auf dem Boden und Matten.

Die Antike brachte das Bett, das Mittelalter die Strohmattmatratze, und die Aristokratie erfand das Ehebett, während die Bauern noch kreuz und quer mit ihren Kindern und Tieren in einem Raum nächtigten. Das war natürlich ziemlich stressig, wenn man so sagen kann, und vielleicht sofften sie damals ja nicht nur solche Unmengen, um ein wenig den Daseinsdruck zu reduzieren, sondern ebenfalls, um in die Erlösung eines komatösen Schlafes zu fallen.

Als die Manieren, Sitten und Gebräuche immer feiner wurden und die Zeiten ein klein wenig reicher auch für die Armen, als eine Mittelschicht ihr Erwachen erlebte, wollten auch sie natürlich ein Ehebett so wie die Reichen, und das war der Zeitpunkt, als das Ehebett in die Welt der Zweisamkeit von Mann und Frau für, so scheint es doch, immer Einlass fand und in der als Folge Kinderzimmer das Licht der Welt erblickten.

In der Romantik wurde das gemeinsame Schlafen von Mann und Frau selbstredend

als Symbol der Liebe verklärt, als Metapher für eine Zusammengehörigkeit, als physische Verschmelzung zweier in der Dunkelheit der Nacht aneinander gebundener, göttlicher Seelen, zwischen denen nichts anderes Platz hat. Das gemeinsame Bett wurde zum Impetus einer Liebesvorstellung, die im Himmelbett gipfelte; was sich liebt, teilt das Bett. Tut es das nicht, ist die Liebe nicht tief genug.

Aber, und das ist ein noch viel wesentlicheres Argument fürs Alleinschlafen, als etwa das erhöhte Erholungspotenzial, als ein morgendliches Begrüssen ohne Mundgeruch, als die Möglichkeit, nach dem Aufwachen seinen Partner umarmend zu begrüssen und ihn nicht wegen einer furchtbar schlaflosen Nacht auf den Mond schiessen zu wollen; wer kann im Schlaf schon lieben?

Der Schlaf dient nicht zur Erholung vom Wachsein, dieser doch oft ermüdenden Angelegenheit, er legt sich auch wie ein Kokon um die Liebe, hüllt sie ein, schützt sie, und fast hätte ich noch gesagt, dass ihr nachts jene Flügel wachsen, die sie tagsüber fliegen lassen, aber das geht wahrscheinlich zu weit.

Und dann, nach einer Nacht der Schlafescheidung, wenn die Sonne wieder aufgeht, fahren wir fort mit dem Lieben des andern, ohne den Ballast der dunklen Stunden der unfreiwilligen Reibungen und Gefühle, die jedes Wurzelwerk einer Liebe zu überschatten drohen.



## PERSONENKONTROLLE

# Kälin, Aeschi, Jositsch, Schawinski, Putin, Goebbels, Rimoldi, Wurst, Borissow, Martin



*Ablenkungsmanöver:* Irène Kälin.

**Irène Kälin**, Tipp-Mamsell, hat sich erwischen lassen. Die grüne Nationalratspräsidentin erklärte auf Twitter nach dem umstrittenen Votum von **Thomas Aeschi**, sie hätte den SVP-Fraktionschef bei dessen Vergewaltigungsvorwürfen an irakische und nigerianische Flüchtlinge aus der Ukraine zur Ordnung rufen müssen. Sie sei aber während der «Entgleisung» abgelenkt gewesen, «wie so oft». Die NZZ hat allerdings beobachtet, dass die direkt hinter Aeschi sitzende Kälin die meiste Zeit in ihr Handy getippt habe. Die Aargauerin selber begründete ihre geistige Absenz so: «Auch Präsidentinnen haben nur beschränkte Multitasking-Fähigkeiten.» Immerhin, so offen geben Politiker ihre Beschränktheit selten zu Protokoll. (mö)

**Daniel Jositsch**, Fahnder, will die Ursachen aussergewöhnlicher Todesfälle aufklären. Er hat ihn der Kleinen Kammer ein Postulat durchgebracht, in dem er vom Bundesrat darüber einen Bericht verlangt. Konkret soll aufgezeigt werden, wie oft Tötungsdelikte übersehen und als natürliche Todesfälle registriert werden. Wir sind gespannt, auf welche Daten die zuständigen Verwaltungsstellen ihren Bericht abstützen werden. Wenn man nämlich wüsste, wie viele aussergewöhnliche Todesfälle tatsächlich übersehen werden, hätte man diese ja als solche erkannt. Dann bräuchte es auch keinen Bericht, der Handgelenk mal Pi klären soll, wie oft das tatsächlich vorkommt. (hmo)

**Roger Schawinski**, Welterklärer, fühlte sich beim Auftritt von **Wladimir Putin** in einem Sportstadion vor einigen Tagen an die Sportpalastrede von **Joseph Goebbels** 1943 in Berlin erinnert. Der dämonische Reichspropagandaminister hatte die Deutschen zum «totalen Krieg» aufgerufen. Dies, nachdem das Land



*Genderfluid:* Nicolas A. Rimoldi.

bereits 1941 mit unvorstellbarer Brutalität die Sowjetunion überfallen hatte und die Nationalsozialisten die Entscheidung zum Holocaust getroffen hatten. Mit seinem Vergleich hat die TV-Legende den Kulminationspunkt der rhetorischen Aufrüstung erreicht. Mehr geht nicht. Ein Zurück oder eine Relativierung ist unmöglich. Ob solche Vergleiche helfen, dass die Nachbarländer Russland und Ukraine hoffentlich möglichst bald wieder in Frieden nebeneinander leben können, ist eher fraglich. (odm)

**Nicolas A. Rimoldi**, Frauenversther, kündigt abenteuerliche Pläne an. Über Twitter verbreitete der Mitbegründer von «Mass-voll!», der Organisation gegen die Corona-Zwangsmassnahmen, dass sein Kopfhaar immer länger werde, er unterstütze nun die Frauenquote und kandidiere künftig als Frau. Wenn ein Mann beim Frauenschwimmen teilnehmen dürfe, könne er mit seinen langen Haaren auch eine Frau sein. Wir empfehlen dem Bartträger bei seiner künftigen Karriere als Polit-Frau den Künstlernamen **Conchita Wurst II.** (hmo)

**Bojko Borissow**, Unglücksrabe, hat eine ungewohnte Erfahrung gemacht. Im Rahmen einer Razzia verbrachte der frühere bulgarische Ministerpräsident 24 Stunden in Haft. Die europäische Staatsanwaltschaft ermittelt gegen ihn und frühere Minister wegen Betrugs und Veruntreuung von EU-Geldern. (ky)

**Michael Martin**, Pechvogel, kann sich nicht auf das sprichwörtliche Glück der Iren verlassen. Kurz vor seinem Treffen mit US-Präsident Joe Biden zum St. Patrick's Day wurde der irische Premierminister positiv auf Covid getestet. Seitdem sitzt er in Washington in Quarantäne und verpasst nun auch den EU-Gipfel. (ky)

## Gerechtigkeit für Gerhard Schröder

Viel Feind, viel Ehr, heisst es, und besonders gross ist die Ehre, wenn Pfeile aus gegensätzlichen Richtungen kommen.

Wie bei Gerhard Schröder.

SPD und CDU hassen ihn für die Hartz-Reformen. Die einen, weil er sie umsetzte, die anderen, weil er es war, der sie umsetzte. Alle Neider hassen ihn, weil der Prolet dick Kohle macht und das auch noch raushängen lässt.

Bislang zog niemand richtig vom Leder, doch jetzt sind die Dämme gebrochen.

Ganz vorne auf der Welle dümpelt CDU-Mann Michael Brand. Er will den Ex-Kanzler sanktionieren. Er sei ein «ausländischer Agent», so Brand, «zumindest inhaltlich».

Was immer das bedeutet. Wiegt inhaltlich nicht schwerer als nur äusserlich? Ausserdem stünde auf Spionage Haft, keine Kontensperrung.

Schröder stehe nicht über dem Recht, geifert Brand. Doch der Alt-Kanzler hat kein Gesetz gebrochen. Was Brand wirklich meint: Schröder steht ausserhalb des Rechts. Für Putin-Freunde gilt der Rechtsstaat nicht.

Leider ist Brand nicht allein. In einer Umfrage fordern fast zwei Drittel der befragten Deutschen Schröders Skalp.

Das hat man davon, wenn man als Ex-Kanzler lieber Hummer isst als Saumagen.

*Wolfgang Koydl*

## Tanja Stadler bleibt sich treu

Ende Monat sollen die letzten Corona-Massnahmen aufgehoben werden. Am Dienstag orientierte Task-Force-Chefin Tanja Stadler ein letztes Mal im Medienzentrum über den Verlauf der Pandemie. Die Krisensituation sei vorbei, sagte sie. So optimistische Prognosen ist man sich von ihr nicht gewohnt. Bezogen auf sich bleibt sie sich aber treu und übervorsichtig.

Obwohl Maskenpflicht nur noch in Bahn und Bus herrscht, beharrte sie fürs Interview beim Fernsehen SRF auf dem Tragen einer Schutzmaske. Bei derart hoher Zirkulation des Virus sei die Wahrscheinlichkeit hoch, dass man sich infiziere. Masken seien ein einfaches Instrument, um das Risiko sehr stark zu senken. Man kann es mit der Vorsicht auch übertrieben, aber das muss jeder für sich entscheiden.

*Hubert Mooser*

## MÖRGELI

### Im feuerroten Ballettröckchen

In der ersten Verblüffung sprach der *Tages-Anzeiger* von einem «für einen Schweizer Bundespräsidenten eher unüblichen Auftritt». Wobei er mit «unüblich» eigentlich beschämend, peinlich, blamabel meinte. Die Teilnahme von Ignazio Cassis an der Ukraine-Demo auf dem Bundesplatz irritierte Freund und Feind. Selbst als der «liebe Wolodymyr» die Schweizer Banken und die Firma Nestlé ansprach, jubelte der Freisinnige seinem «lieben Freund» Selenskyj noch zu.

Ist der *Tages-Anzeiger* nach diesem Bückling zufrieden mit Cassis? Mitnichten. Der Linksaussen-Schreiber Fabian Renz raunzt: «Cassis sollte Taten statt Worte liefern.» Der Aussenminister könnte im feuerroten Ballettröckchen zu den Klängen der «Internationale» tanzen, Renz würde kritteln, das reiche nicht aus. Cassis könnte verkünden, die Staatsquote müsse per sofort 100 Prozent betragen – Renz würde mäkeln, richtig wären eigentlich 101 Prozent.

Kürzlich hat der *Tages-Anzeiger* mit grossem Brimborium die «Pandora Papers» präsentiert. Triumphierend schrieb das Blatt von Millionenzahlungen eines Oligarchen an Briefkastenfirmen in Zypern, Panama, Belize und auf den Seychellen. Zitat: «Nun zeigen Daten aus den Pandora Papers: Hinter zehn jener Briefkastenfirmen standen tatsächlich Selenski und seine Freunde.» Doch der mutmasslich korrupte Selenskyj war gestern. Heute herrscht Medienheld Selenskyj.

Jetzt beurteilt ein enthemmter *Tages-Anzeiger* die Neutralität als gleichbedeutend mit «lukrativen Geschäften mit Halunken». Er will mit den Linken die Rohstofffirmen aus der Schweiz vertreiben. Diese haben ihren Sitz rasch nach Dubai oder Singapur verlegt. Wonach der Kanton Zug wenigstens nicht mehr via Finanzausgleich die Luxussozialisten in den rot-grünen Städten finanzieren muss. Die Linken glauben allen Ernstes, es ginge der Menschheit besser ohne Rohstoffhandel. Und was ist ein Oligarch? Wann blasen die Sozis zur Jagd auf arabische Oligarchen am Genfersee? Oder auf deutsche Oligarchen in Wollerau? Die Linken und ihre Medien haben etwas Zuverlässiges: Sie fallen immer wieder auf sich selber herein.

Christoph Mörgeli

# Biowaffenlabors in der Ukraine

Russland warnt vor ukrainischen Biowaffen. Was hat es damit auf sich? Mehr, als einem lieb sein kann.

Wolfgang Koydl

Am 11. März 2022 – der russische Einmarsch war zwei Wochen alt – erschien auf der Website des Congressional Research Service, des Think-Tanks des US-Parlaments, ein vermeintlich argloses Dokument. Es beschäftigte sich mit den Bemühungen Washingtons um die Eindämmung der Gefahren, die von Biowaffenlabors in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion ausgingen. Selbstlos hätten die USA zahlreiche dieser Forschungsstätten seit den späten 90er Jahren übernommen, um deren Sicherheit zu garantieren.

Doch das Dokument hatte es in sich. Zum ersten Mal gestanden die USA indirekt ein, dass sie sich damit die Möglichkeit erwirkt hatten, sowjetische Forschungen an biologischen Waffen einzusehen und weiterzuentwickeln. Benannt wurden 39 «sichere Laboratorien» in Armenien, Georgien, Kasachstan und der Ukraine.

Diese Information musste wohl die US-Vize-Aussenministerin Victoria Nuland («Fuck the EU») im Hinterkopf gehabt haben, als sie vor einem Senatsausschuss warnte, dass Material aus diesen Einrichtungen russischen Truppen in die Hände fallen könnte. Der konservative Senator Marco Rubio steuerte Nuland rasch in sicherere Gewässer. Ohne auf die Bemerkung einzugehen, fragte er sie, ob sie nicht auch meine, dass jeder Austritt biologischer Pathogene «hundertprozentig» auf russische Initiative zurückzuführen sei. «Daran hege ich keinen Zweifel, Senator», erwiderte die Staatssekretärin brav.

Damit wurde das Narrativ einer False-Flag-Operation Moskaus eingepflanzt – und von Washingtons Engagement in Biolabors in Osteuropa abgelenkt. Doch deren Existenz ist seit langem dokumentiert, so von der bulgarischen Investigativreporterin Dilyana Gaytanschiwa. Finanziert wird das Programm von der Defense Threat Reduction Agency, einer Abteilung des Pentagons, die nach dem Fall der Sowjetunion bei der geordneten Vernichtung von Massenvernichtungswaffen mitwirkte.

Doch so wie in zivilen Labors – siehe das chinesische Wuhan – gefährliche Viren gezüchtet werden, um sie besser bekämpfen zu können, kann man aus demselben Grund waffenfähige, töd-

liche Erreger wie Anthrax, Pest oder Diphtherie herstellen, verbessern und – für alle Fälle – lagern. Beteiligt sind auch private Firmen aus den USA. So ist der Medizinkonzern Metabiota 2018 in der Ukraine mit einem 18,4 Millionen Dollar schweren Projekt eingestiegen. Finanziert wurde der Deal von Rosemont Seneca Partners, einer Investmentfirma, die – Wunder über Wunder – Hunter Biden und Christopher Heinz gehört. Der Erste ist der Sohn des US-Präsidenten, der Zweite der Stiefsohn von John Kerry, Barack Obamas Aussenminister und Joe Bidens Klima-Zar.

Bemerkenswert ist zudem, dass unabhängigen Wissenschaftlern der Zugang zu diesen US-Labors verweigert wird – unter Hinweis auf die hohe Toxizität der dort untersuchten Pathogene. Amerikanische Forscher hingegen geniessen, eher ungewöhnlich, diplomatische Immunität. Durchaus erwartbar ist hingegen eine Klausel in den Verträgen, die Amerika von möglichen Schadenersatzforderungen freistellt.



# Anti-Solar-U-Boot Z'graggen

Heidi Z'graggen wollte Bundesrätin werden. Jetzt kämpft die Ständerätin gegen alpine Solaranlagen und damit gegen die Interessen ihres Kantons.



**K**ennen Sie, liebe Leserin, lieber Leser, das Oberwalliser Dorf Grengiols? Eher unwahrscheinlich. Es wurde 1799 von den befreundeten Österreichern bei deren Flucht vor den Franzosen in Brand gesteckt. Die geschmolzene Butter des reichen Dorfes floss wie ein Sturzbach die Dorfgasse runter. Ganz erholt hat sich Grengiols von diesem Friendly Fire bis heute nicht.

Grengiols hat knapp 500 Einwohner und ist 58,5 Quadratkilometer gross. Acht Bauern liefern jedes Jahr eine Million Liter Milch in die neu erstellte Käserei. Deren Raclettekäse ist ein Geheimtipp. Im Winter liegt Grengiols im Schatten jenes Bergrückens, der das Dorf vom Saffischtal trennt. Das Saffischtal verbindet den Rosswald mit Heiligkreuz im hinteren Binntal. Die Tour ist eher etwas für Kampfwanderer.

In wenigen Monaten werden in der Schweiz alle über Grengiols reden. Einfach weil die bisherige Energiepolitik von Bundesrätin Simonetta Sommaruga krachend gescheitert ist.

Atomkraftwerke sind Atombomben im eigenen Land. Gaskraftwerke ohne Speicher funktionieren nicht. Der Bau von Staumauern hilft nicht, das Stromwinterloch von 25 Milliarden Kilowattstunden zu stopfen. Und Aufdachanlagen im Mittelland produzieren pro Kilowatt viel weniger Solarstrom als Freiflächenanlagen in den Alpen. Und im Gegensatz zu diesen vorab Sommer- statt Winterstrom.

Grengiols 1: Das Saffischtal verfügt über ideal exponierte Südhänge. Eine Strasse, die Grengiols mit Heiligkreuz verbindet, erschliesst diese Flächen bereits heute. Fünf Quadratkilometer beste Hanglagen werden landwirtschaft-

lich nicht mehr genutzt. Der Boden gehört zudem nur einer einzigen Eigentümerin: der Burgerschaft Grengiols. Ein gewaltiger Standortvorteil. Hier kann und wird – wenn ich mich nicht irre – die vorerst grösste bifaziale Solaranlage der Schweiz gebaut werden. Ein richtig schwerer Solarbrummer.

Grengiols 2: Auf weniger als 10 Prozent der Fläche der Gemeinde Grengiols wird man mit 1,2 GW Leistung so viel Strom produzieren wie das grösste Wasserkraftwerk der Schweiz, Grande-Dixence. Davon 55 Prozent im Winter. Den Strom kann man über die nahe Hochspannungsleitung abtransportieren. Leider ist

*Neu muss sich jedes Land – so weit wie möglich – selbst mit Energie versorgen.*

diese beim Bau nicht in den Boden verlegt worden. Wasserkraftgemeinden erhalten Wasserzinsen. Solargemeinden werden Solarzinse erhalten. Gemeinde und Burgerschaft Grengiols dürfen sich freuen.

Grengiols 3: Das Oberwallis hat 80 000 Einwohner. Der Kanton Uri 35 000. In beiden Landesteilen können problemlos je fünf umweltfreundliche Solarbrummer der Marke «Make Grengiols great again» hingestellt werden. Gemeinsame Leistung: 12 GW. Deutschland wollte bisher bis 2030 rund 200 GW zu bauen. Jetzt werden es mehr werden.

Der Walliser Grosse Rat hat – mit Ausnahme der Stimmen der Grünen – den zuständigen *sleepy* SVP-Baudirektor unisono beauftragt, das ein-

schlägige Richtplanblatt des Kantons subito zu überarbeiten, damit Anlagen wie jene in Grengiols gebaut werden können.

Klimaschutz ist der beste Landschaftsschutz. Neu muss sich jedes Land – so weit wie möglich – selbst mit Energie versorgen. Die Umstellung auf Elektroautos und Wärmepumpen braucht nicht weniger, sondern mehr Strom. Wir haben dank den Alpen, dank Regionen wie dem Oberwallis und dem Kanton Uri die mit Abstand besten Voraussetzungen, um das Problem schnell und schmerzfrei zu lösen.

Raimund Rodewald, Geschäftsführer der Stiftung Landschaftsschutz, hat es geschafft, Bürgerliche wie den Solothurner Kurt Fluri und die Urnerin Heidi Z'graggen vor seinen Karren zu spannen. Und Professor Dominik Siegrist von der Alpenschutzkommission Cibra International hetzt hinter den Kulissen faktenfrei gegen das zweite, weit kleinere Oberwalliser Projekt «Gondosolar».

Heidi Z'graggen hat nun den Vogel abgeschossen: Sie will den Alpenkantonen und ihren Gemeinden mittels Motion verbieten, Freiflächen-Solaranlagen bauen zu lassen. Zuerst solle Simonetta Sommaruga, die Freiflächenanlagen bekämpft, ein Gesetz vorlegen. Ein Schuss ins Bein ihres Kantons Uri, der von Subventionen lebt.

Frage an Radio Eriwan: Braucht die SVP, braucht die Partei der Oligarchen wirklich einen General – vielleicht sogar einen russischen –, um einfachste Dinge zu begreifen?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

# Cassis brennen die Sicherungen durch

Der Bundespräsident ist drauf und dran, die Schweizer Neutralität endgültig zu beerdigen. Im Bundeshaus gibt es erste Planspiele für eine Absetzung des irrlichternden Magistraten.

Hubert Mooser

Bern

Es war ein Auftritt, der ein gewaltiges Schadenspotenzial beinhaltet. An der Seite des Berner Stadtpräsidenten Alec von Graffenried, für den man sich wegen seiner Gesangseinlage fremdschämen musste, nahm Bundespräsident Ignazio Cassis (FDP) an einer von der ukrainischen Botschaft organisierten Demo teil. Kaum zu fassen, aber wahr: Der Schweizer Bundespräsident trat als Redner auf und kündigte dabei den ukrainischen Präsidenten wie einen alten Freund an. «Wir sind beeindruckt, lieber Wolodymyr, wie ihr die Grundwerte der freien Welt verteidigt, die auch unsere Grundwerte sind.»

Dann legte der gute Freund los, wettete gegen den Schweizer Nahrungsmittelkonzern Nestlé, gegen die Konten von Oligarchen auf Schweizer Banken, und der freisinnige Bundespräsident spendete auch noch Beifall. Kein SP-Bundesrat wäre jemals auf die Idee gekommen, an einer der vielen linken Demos als Redner teilzunehmen.

Bundesrätin Simonetta Sommaruga war zwar am Samstag privat ebenfalls auf dem Bundesplatz, sie war aber schlau genug, nicht aufs Podium zu steigen. Der Aussenminister liess sich dagegen von seinem «Freund» Selenskyj auf die Seite der Kriegspartei Ukraine ziehen – und brach dabei mit unserer Neutralität. Prompt hat der russische Botschafter bei der Uno-Mission in Genf reagiert und der Schweiz die Neutralität im Ukraine-Konflikt abgesprochen.

## Forsche Forderungen

Offiziell versucht man den Ball flach zu halten. Vizekanzler und Bundesratssprecher André Simonazzi gibt auf Anfrage zu verstehen, der Bundespräsident dürfe an jeder Veranstaltung teilnehmen, wenn er es für angemessen halte. FDP-Parteichef Thierry Burkart nimmt verständlicherweise seinen Bundesrat in Schutz. «Ist ein ausländischer Staatspräsident zugegen, ist die Präsenz des Bundespräsidenten gerechtfertigt», sagt er. Auch Cassis selbst versuchte seine Teilnahme als Staatsempfang umzudeuten. «Ein demokratisch gewählter Präsident eines anderen Staates ist heute in die



Was kommt wohl als Nächstes? Cassis auf dem Berner Bundesplatz, 19. März.

Schweiz gekommen. Nicht mit Limousine und Flugzeug, sondern mit einem T-Shirt und einer Videokonferenz. Es ist meine Aufgabe, ihn zu empfangen», so der Aussenminister in einem Interview mit den TV-Sendern von CH Media.

In Wahrheit war es eine von der ukrainischen Botschaft organisierte Propagandaveranstaltung. Der ukrainische Staatspräsident tingelt seit Wochen virtuell von einer Demo zum nächsten Parlament. Seine forschenden Forderungen an die Machthaber der jeweiligen Staaten sind brandgefährlich. Er verlangt eine Flugverbotszone über der Ukraine. Man stelle sich das einmal vor: Nato-Kampffjets im Luftkampf gegen russische Flieger – das könnte der Beginn des dritten Weltkriegs sein. Selenskyj erwartet

auch die sofortige Aufnahme seines Landes in die EU. Und Selenskyj ruft nach Waffen.

Gerade der Aussenminister müsste wissen, dass ein solcher Auftritt neutralitätspolitisch ein Problem darstellt. Neutralität bedeutet keine Parteinahme in einem Krieg, keine Teilnahme an einem fremden Krieg, keine Unterstützung einer Kriegspartei. Diese Grundsätze hat der Tessiner über Bord geworfen, als er sich von Selenskyj instrumentalisieren liess, wie es SVP-Nationalrat Roland Büchel zu sagen pflegt. «Wie sollen wir unsere Neutralität in der Welt noch glaubwürdig vertreten können, wenn sich sogar unser Bundespräsident von einer Kriegspartei vereinnahmen lässt und quasi als Selenskyj-Vorprogramm auftritt», kritisiert der St. Galler.

Sogar SP-Nationalräte wie Matthias Aebischer bekunden Mühe mit der Rede des ukrainischen Präsidenten – als dieser zum Beispiel Nestlé angriff. Ein Stopp der Lieferung von Grundnahrungsmitteln treffe das russische Volk, warnte der Berner in *20 Minuten*. Cassis zelebrierte dagegen auf dem Podium grosse Vertrautheit mit Selenskyj. Grosses Hallo. Gehört die Verbrüderung in der Öffentlichkeit mit dem Vertreter einer Kriegspartei neuerdings zum Repertoire unserer Neutralitätspolitik?

«Was kommt wohl als Nächstes?», fragen sich besorgte Stabsmitarbeiter in anderen Departementen. Eine Tirade auf Russland? Weit entfernt ist man davon nicht. So sollen Schweizer Diplomaten ein Schreiben mitunterzeichnet haben, in

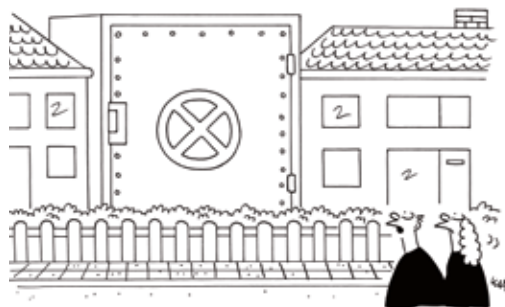
### *Gehört die Verbrüderung mit einer Kriegspartei neuerdings zum Repertoire unserer Neutralitätspolitik?*

dem verschiedene Staaten den pakistanischen Premierminister Imran Khan dazu drängten, gegen Putin und Russland Position zu beziehen. Khan habe sich darüber aufgeregt.

Hat irgendwer noch die Kontrolle im Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA)? Der Aussenminister selbst hat offensichtlich den Kompass verloren. Eine Frage treibt viele in Bern um: Darf Cassis noch Aussenminister bleiben? Oder muss man ihn bei der Erneuerungswahl im Herbst 2023 abwählen, um grösseren Schaden von der Schweiz abzuwenden?

Dass es so weit kommen musste, ist tragisch. Er wollte für frischen Wind im EDA sorgen und die Aussenwirtschaftspolitik wieder stärker gewichten als seine Vorgänger Didier Burkhalter (FDP) und Micheline Calmy-Rey (SP), die als Weltretter um den Globus jetteten. Es brauchte auch Mut, zusammen mit Parteikollegin und Justizministerin Karin Keller-Sutter den Rahmenvertrag mit der EU gegen die Widerstände seiner Diplomaten abzuschliessen.

Es scheint aber, als habe Cassis während der Corona-Krise den Tritt verloren. Als Mediziner hätte er eine tragende Rolle im Bundesrat übernehmen müssen und eine Art bürgerliche Gegenposition zum linken Gesundheitsminister Alain Berset beziehen können. Er



„Es ist das Haus des Bankdirektors...“

überliess das Feld jedoch fast kampflos dem SP-Bundesrat.

Je näher die eidgenössischen Wahlen 2023 rücken, desto mehr verstrahlt er eine übertriebene Dynamik. Es ist nicht ausgeschlossen, dass die FDP einen Sitz im Bundesrat verliert, wenn die Partei bei den nächsten Wahlen massiv abfällt. Deshalb läuft hinter den Kulissen eine Art kalter Krieg zwischen Cassis und Justizministerin Karin Keller-Sutter. Zu beobachten war diese Rivalität beim Knorz über die EU-Sanktionen gegen Russland: Zuerst trat Cassis mit einer Erklärung vor die Medien, die für Verwirrung statt für Klarheit sorgte. Tagelang war unklar, ob die Schweiz bloss Umgehungsgeschäfte verhindern wolle oder die EU-Sanktionen direkt anwende. Dann nahm Keller-Sutter dem Aussenminister das Heft aus der Hand. Sie erklärte am Rande eines Treffens mit den EU-Innenministern, dass sie «persönlich» der Meinung sei, die Schweiz müsse die EU-Sanktionen übernehmen, und stahl damit dem Tessiner die Show.

### **Bundsratskollegen via SMS informiert**

Der Aussenminister durfte dann den neutralitätspolitischen Kurswechsel vor dem Parlament verteidigen. «Andere Demokratien sollen sich auf die Schweiz verlassen können», versuchte er den Bruch mit der Neutralität zu rechtfertigen. Dass er sich bereits hier auf dünnem Eis bewegte, wusste er wohl selbst. Sonst hätte er nicht den Satz hinzugefügt, dass man bei den Sanktionen weiter gehe als je zuvor.

Kritische Fragen von SVP-Parlamentariern zu diesem Schritt wollte er gar nicht erst beantworten. Die Linken wird er mit solchen Aktionen nicht von sich überzeugen können, die haben schon lange über ihn den Stab gebrochen. Doch mit seinem neutralitätspolitischen Crashkurs und seinen Allüren bringt er jetzt auch noch die SVP gegen sich auf.

Er hat mit seinem Auftritt an der Seite Selenskyjs auf dem Bundesplatz aber auch seine Kollegen im Bundesrat vor den Kopf gestossen. Sie erfuhren wenige Stunden vor dem Anlass vom Aussenminister in einer SMS-Nachricht, dass er daran teilnehmen werde. Wie detailliert Cassis über seine Rolle informierte, ist nicht klar. Von regierungsnahen Kreisen hört man, der Bundesrat werde bei der nächsten Sitzung darüber wohl eine Aussprache führen.

Viel erwarten darf man nicht. Es käme einem Erdbeben gleich, wenn die Landesregierung den Bundespräsidenten in den Senkel stellen würde. Vielleicht wäre es aber gut, ihm die Schweizer Neutralität zu erklären. Als er in den letzten Tagen in Polen weilte, gab er zu verstehen, Polen wolle Schweizer Waffen, um sie an die Ukraine weiterzugeben. Er habe dem polnischen Ministerpräsidenten gesagt, das sei mit unserer Neutralität nicht kompatibel – als ob sich unsere Neutralitätspolitik auf die Lieferungen von Waffen in Kampfgebiete beschränken würde.



## **INSIDE WASHINGTON**

### **Triumph über Demenz**

Nun, da Präsident Joe Biden sicher im Oval Office sitzt und sich 2024 vermutlich nicht um eine zweite Amtszeit bewerben wird, kann die *New York Times* in aller Ruhe bestätigen, dass es Hunter Bidens Laptop tatsächlich gibt. Wie die *New York Post* kurz vor der Präsidentschaftswahl 2020 berichtete (und Big Tech totschiwieg), liess der schlampige Handlungsreisende Biden seinen Laptop in einem Computerreparaturladen in Wilmington, Delaware, zurück. Der «Laptop aus der Hölle» ist voller Selfies von Hunter beim Crackrauchen, selbstproduzierter Pornos und möglicherweise belastender finanzieller Familiengeheimnisse und dürfte auch künftig für politische Neuigkeiten sorgen.

In einer Reihe von unbekümmerten SMS scheinen sich Hunter und der mit ihm befreundete Psychiater Keith Ablow darüber einig zu sein, dass Biden senior an Wahrnehmungsstörungen leide. Kurz vor der Präsidentschaftskampagne von Joe Biden scherzt Ablow gegenüber dem zukünftigen First Son: «Jeder Mensch, der über Demenz triumphiert, ist ein Gigant. Stell dir vor, was er für die nötige Genesung unseres Lands tun könnte.» Hunter schiesst zurück: «Du bist ein Arschloch, aber ich habe laut herausgelacht.»

Ablow fährt fort: «Vielleicht kann er jetzt, wo er sich an seine Adresse erinnert, uns alle daran erinnern, was wir als Volk eigentlich sein wollten.» Hunter korrigiert seinen Freund, der ehemalige Vizepräsident müsse «nicht wissen, wo er wohnt», das erledige der Geheimdienst während «75 Prozent der Zeit» für ihn.

Das ist genau die Sorte Leckerbissen, auf die die Washingtoner Pressevertreter sich stürzen würden, stünde ein republikanischer Präsident auf der Speisekarte. Doch Biden und Sohn sind aus dem Schneider.

*Amy Holmes*

# Mein Leben mit Elon Musk

Musikerin Grimes ist die Frau an der Seite des reichsten Mannes der Welt. Hier erzählt sie von ihrem Alltag in Bunkern und den Plänen für eine Reise zum Mars.

Tom Kummer

**G**anz ehrlich: Elon ist in vielen Punkten wie mein früherer Freund Eddy. Er hat manchmal schreckliche Träume. Er wirft sich dann im Bett herum, strampelt die Decke weg und schreit im Schlaf, als wollte er jemandem was antun. Elon hat mir auch schon mal mit der Faust aufs Ohr gehauen. Und ich schlage dann zurück, schalte das Licht an, und alles wird klar: Ja, wir haben einander weh getan. Aber vor allem haben wir grosse Angst.

Eigentlich sollte ich von diesen Dingen gar nichts erzählen. Aber so bin ich. Kein Filter. Was ich denke, kommt gleich raus. Würde man mein Hirn analysieren, wäre das wie ein Studium der U-Bahn-Karte von Tokio, ohne die japanische Sprache zu beherrschen. Dabei hat mir Elon eingehämmert, ich müsse vorsichtiger werden – besonders seit mich die *New York Times* als «die nächste Madonna» bezeichnet hat. Elon meint, ein falscher Post auf Instagram könne den Aktienkurs von Tesla negativ beeinflussen, das SpaceX-Projekt gefährden oder unsere Kinder ein Leben lang verfolgen. Viele versuchen, Elon auszuschalten. Besonders seit man sein Vermögen letztes Jahr auf über 250 Milliarden Dollar geschätzt hat und *Time* ihn zur «Person des Jahres» gewählt hat. Das ist echt Wahnsinn!

## Bleib doch auf der Erde!

Seither verfolgen sie uns, posten Elons Standort auf Twitter. Seine Häuser und Fabriken werden von Drohnen überflogen, von Privatdetektiven ausgekundschaftet. Ja, ich gebe es zu: Wir denken oft darüber nach abzuhausen. Elon will auf den Mars. Dort wäre für uns das Leben sicherer, vielleicht sogar besser. Als ich im dritten Monat mit unserem Sohn X Æ A-XII schwanger war, hat Elon es mir beiläufig erwähnt, in zehn Jahren zum Mars aufzubrechen. Ich habe dann versucht, ihn davon zu überzeugen, länger auf der Erde zu bleiben, schliesslich würde ich gerne noch einige Songs veröffentlichen und vielleicht eine Weltraumoper. Aber wenn das mit den Drohungen so weitergeht. *Fuck!*



*Schönstes Mysterium des Universums:*  
Musk-Muse Grimes.

Natürlich habe ich wegen meiner Beziehung zu Elon meine Reputation bei den Fans beschädigt. Was für eine Schande! Unsere Grimes geht mit einem Milliardär ins Bett. Ihr zweites Kind hat sie von einer Leihmutter austragen lassen. Ich gebe zu: Meine erste Schwangerschaft war wirklich schwierig. Ich dachte, ich

## *Wegen des ganzen Wahnsinns leben Elon und ich immer öfter halb getrennt! Aus Sicherheitsgründen.*

müsste sterben. Elon und ich wollen aber noch viel mehr Kinder, bevor wir auf den Mars abhausen. Zuvor muss ich jedoch mit der Menschheit Frieden schliessen.

Früher gehörte ich ja der extremen Linken an, lebte in völliger Harmonie mit dem Planeten Erde, und weil ich kein Geld hatte, habe ich manchmal bei Konzerten im eigenen Zelt geschlafen. Dann konvertierte ich zu einem Kapitalisten und gelte als Marie-Antoinette. Das ist für mich als Künstlerin schon schwierig. Dabei lebe ich mit Elon gar nicht in Saus und Braus, wir

leben nicht in Palästen. Es sind eher Bunker. Manchmal gehe ich tagelang nicht raus und esse nur Erdnussbutter. Unsere Matratze hat auf meiner Seite ein Loch, und Elon gibt einen Scheiss drauf. Er lebt manchmal so, als ob er unter der Armutsgrenze existieren möchte. Meine Güte, manchmal wünschte ich mir, ich könnte im totalen Exzess durchknallen. Ich wünschte mir, Marie-Antoinette zu werden. Schande macht irgendwie Spass.

## Zähneknirschen in der Nacht

Wegen des ganzen Wahnsinns leben Elon und ich immer öfter halb getrennt! Aus Sicherheitsgründen. Wir werden uns wahrscheinlich auch in Zukunft in getrennten Häusern einbunkern müssen. Aber Elon ist immer noch mein bester Freund. Und ich lebe und sterbe für seine Mission! Natürlich will ich nicht, dass unsere Kinder von unseren Plänen erfahren. Obwohl gerade meine Tochter mit der dunklen Seite des Lebens nie ein Problem haben wird. Sie heisst nicht grundlos Exa Dark Sideræl Musk.

Exa ist übrigens ein Verweis auf den Supercomputing-Begriff «exaFlops» (die Fähigkeit, eine Quintillion Gleitkommaoperationen pro Sekunde auszuführen). Dark hingegen ist «das Unbekannte». Die meisten Leute fürchten es, aber in Wirklichkeit ist dunkle Materie das schönste Mysterium unseres Universums. Ich gebe zu, ich bin von künstlicher Intelligenz fasziniert. Algorithmen turnen mich total an. So wie Elons Marsmission! Wären da bloss nicht seine Alpträume!

Heute Morgen schon wieder. Da schlafen wir mal zusammen im gleichen Bett, und schon knirscht er wieder mit seinen Zähnen. Ich schüttle ihn dann wach und erkläre ihm, er könne es sich nicht leisten, im Schlaf mit den Zähnen zu knirschen, sonst hat er irgendwann keine mehr. Vor ein paar Wochen hat er's kurz mit einer Schutzvorrichtung versucht. Aber dann meinte er, wer wolle schon einen Mann küssen, der so ein Ding im Mund trage. Und ich habe dann kurz über diesen Satz scharf nachgedacht und kam zum Schluss: Ja, stimmt! Da ist was dran.

# Beendet diesen Bruderkrieg!

Meine Mutter ist Russin, mein Vater Ukrainer. Ich bin im Westen der Ukraine aufgewachsen. Ich bin gegen den Krieg, und der Westen soll aufhören zu hetzen.

*Irina Beller*

**M**eine wichtigste Botschaft lautet: Ich bin gegen den Krieg. Ich liebe die Russen. Ich liebe die Ukrainer. Und der Westen soll aufhören zu hetzen. Die Regierungen im Westen sagen, sie wollen Frieden. Gleichzeitig liefern sie Waffen in die Ukraine und verlängern das Töten. Diese Doppelmoral erschüttert mich. Ich bin Ukrainerin. Meine Mutter ist Russin und mein Vater Ukrainer mit russischen Wurzeln. Ich bin aufgewachsen in der Nähe von Lemberg, in der tiefsten Westukraine, nicht weit entfernt von der polnischen Grenze. Ich habe in Moskau am Gerasimov-Institut Kinematografie studiert, und mein Vater hat zuerst für die russische Regierung gearbeitet (Diplomatie) und ist später nach Kiew gezogen als Berater von Julia Timoschenko. Für mich ist dieser Bruderkrieg eine Tragödie. Er muss so schnell wie möglich enden.

## Sind die russischen Toten zum Lachen?

Ich hätte nie gedacht, dass es so weit kommt, dass Putin in der Ukraine auf breiter Front einmarschiert. Wie die meisten ging ich davon aus, dass die Russen die Separatistengebiete im Osten besetzen, Donezk und Luhansk, wo der Grossteil der Leute Russisch spricht. Mich stört die Einseitigkeit der Berichte, auch hier in der Schweiz, die Gleichgültigkeit. In der Ukraine haben wir seit acht Jahren Krieg, nicht erst seit ein paar Tagen. 14 000 bis 15 000 Menschen sind in dieser Zeit auf teilweise bestialische Art getötet worden, auch von der ukrainischen Armee und den ukrainischen Nazis, den Ultra-Nationalisten. Hat man davon im Westen überhaupt Notiz genommen? Als Putin von einem «Genozid» sprach, hat dies Deutschlands Kanzler Scholz als «lächerlich» bezeichnet. Sind denn die russischen Toten zum Lachen? Als Ukrainerin empört mich diese Wortwahl.

Natürlich gibt es in der Ukraine Nazis. Ich habe sie mit eigenen Augen gesehen. Ihre Geschichte geht zurück in den Zweiten Weltkrieg. Damals kämpften sie mit den deutschen Nazis gegen die Russen. Ihr Held heisst Stepan Bande-

ra, ein Faschist, Nazi-Kollaborateur und Kriegsverbrecher. Jetzt benennen sie wieder Strassen nach ihm. Die ukrainischen Nazis hassen die Russen, sie schüren eine Russophobie, und die Regierung hat nichts dagegen unternommen. Ganz im Gegenteil. Sie haben nach 2014 in der Ukraine die russische Sprache verboten, von einem Tag auf den anderen. Dabei sind wir ein mehrsprachiges Land, die meisten reden Russisch und Ukrainisch. Man durfte die grossen russischen Dichter Tolstoi, Puschkin, Dosto-



«Für mich ist Putin kein Monster»: Autorin Beller.

jewski in der Schule nicht mehr unterrichten. Präsident Selenskyj hat diese Nazis nicht unter Kontrolle. Sie nehmen die eigene Bevölkerung als Geiseln, benutzen sie als Schild. Die Regierung in Kiew hat jetzt sogar die Gefängnisse geöffnet. Mörder und Verbrecher laufen frei herum. Viele werden als Flüchtlinge zu uns kommen.

Der Westen betreibt eine unglaubliche Hetze und Dämonisierung. Putin und die Russen sind die neuen Teufel. Für mich ist Putin kein Monster. Er hat seine Linie, verteidigt die Interessen Russlands. Nein, ein Heiliger ist er nicht. Aber sind das die Amerikaner? Wie viele Kriege haben

sie geführt, wie viele Bomben abgeworfen? Putin verbunkert sich nicht. Er redet mit dem Volk. Ich höre mir seine Reden an. Er sagt immer das Gleiche: Er werde Europa nicht angreifen. Er wolle die Ukraine nicht erobern. Er wolle eine unabhängige Ukraine, keinen Vorposten der Nato mit antirussischen Nazis. Putin sagt, der Einmarsch sei die schwerste Entscheidung seines Lebens gewesen, aber man habe ihm keine andere Wahl gelassen. Er behauptet, die ukrainische Regierung habe am 21. März eine Grossoffensive auf die Ostukraine geplant. Ich kann nicht überprüfen, ob diese Informationen stimmen, aber es gibt in diesem Krieg auch eine russische Sicht, nicht nur eine Sicht des Westens. Wir bekommen nur eine Sicht, die andere ist verboten.

## Wie die Amerikaner im Irak

Die Sanktionen des Westens gegen Russland sind ein Fehler. Man unterschätzt die russische Seele. Wenn die Russen angegriffen werden, rücken sie zusammen. Putin hat mit den Sanktionen gerechnet. Ich glaube auch nicht, dass seine Truppen scheitern, wie unsere Medien schreiben. Er hat nie gesagt, er werde die Ukraine in drei Tagen erobern. Natürlich könnten die Russen mit ihren Raketen alles zerstören und schneller vorrücken – wie die Amerikaner im Irak. Aber es ist für mich klar, dass sie den Befehl haben, sich auf militärische Ziele zu konzentrieren und unnötige Gewalt zu vermeiden. Alles andere wäre nicht im Interesse Russlands. Denn irgendwann muss man aus dieser grauenhaften Konfrontation wieder zurück zum Frieden, zum Miteinander. Slawen töten Slawen. Das ist fürchterlich. Es gibt nicht so viele von uns. Wir dürfen uns nicht gegenseitig umbringen.

Der Westen sollte sich nicht einmischen. Er macht es nur schlimmer. Diesen Bruderkrieg müssen Russen und Ukrainer unter sich klären. Wir müssen alles unternehmen, um diese Tragödie so schnell wie möglich zu beenden!

Irina Beller, Ukrainerin mit russischen Wurzeln, lebt seit vielen Jahren in der Schweiz.

# Wenn der Blick der Medien trügt

Auch wenn Klarheit über den Aggressor herrscht:  
Nicht jeder russische Angriff ist gleich ein Kriegsverbrechen.

*Kurt Pelda*



*Gewaltige Druckwelle:* Kiewer Einkaufszentrum «Retroville» nach der Attacke, fotografiert von vorne (l.) und von hinten.

**D**er Mann trägt eine Kippa, und unter seiner Jacke lugen Zizit hervor, lange Fäden, die an einem Unterhemd angebracht sind. Es ist die Kleidung orthodoxer Juden, doch von diesen unterscheidet sich der Mann rein äusserlich durch die blaue Binde an seinem rechten Arm und die umgehängte AK-74. Wie andere bewaffnete Gläubige, die in der Brodsky-Synagoge in Kiews Stadtzentrum ein und aus gehen, gehört der Mann mit der Kippa zur ukrainischen Territorialverteidigung.

Als Beobachter fragt man sich, welche Entnazifizierung Russland der Ukraine da aufoktroieren will, wenn sich sogar jüdische Ukrainer von ihrem jüdischen Präsidenten bewaffnen lassen, um sich gegen die Invasoren zur Wehr zu setzen. Moskaus Propagandalügen sind in diesem Krieg so leicht durchschaubar, so weit von jeder Realität entfernt. Selbst wer Russlands Kriege in Afghanistan, Tschetschenien oder Syrien nur aus der Ferne beobachtet hat, weiss das zur Genüge. Und dennoch gibt es in Westeuropa immer noch Menschen, die selbst den absurdesten Behauptungen des Kreml Glauben schenken und aus den ukrainischen Opfern der Aggression am liebsten Täter machen würden.

*Kiew*

Die Brodsky-Synagoge wurde Ende des 19. Jahrhunderts errichtet. Später wandelten die Sowjets sie in einen Künstlerklub um. Und während des Zweiten Weltkriegs benutzten die nazideutschen Invasoren das Gotteshaus als Pferdestall. Erst vor rund 25 Jahren erhielt die Jüdische Gemeinde das imposante, damals aber stark heruntergekommene Gebäude wieder zurück – und liess es renovieren.

## Ort des Grauens

Kiews Juden kennen sich mit Verfolgung und Invasionen aus. Für alle sichtbar, liegt im Westen der Stadt das Tal von Babyn Jar, heute ein Park mit Denkmälern für Zehntausende von Menschen, die dort im Herbst 1941 und danach von den Deutschen erschossen wurden. Damals lag der Ort des Grauens ausserhalb des Stadtgebiets. Lange Zeit versuchte die Sowjetunion zu vertuschen, dass die Opfer in den Massengräbern etwa zu zwei Dritteln Juden waren. Erst nach Auflösung der UdSSR wurde im Herbst 1991 ein jüdisches Denkmal in Babyn Jar errichtet. Es ist eine überdimensionale siebenarmige Menora, ein Symbol des Judentums.

Wenige Gehminuten vom siebenarmigen Leuchter entfernt befindet sich Kiews 385 Meter hoher Fernsehturm. In einem der ersten An-

griffe auf die Hauptstadt versuchten die russischen Streitkräfte, den Turm am 1. März zu Fall zu bringen. Zerstört wurde dabei ein Gebäude nebenan, während die massive Stahlkonstruktion aus der Sowjetzeit kaum Schaden nahm. Nur der unterste Teil ist versengt und mit Einschlägen von Splittern übersät.

Westlich von Babyn Jar befinden sich Wohnsiedlungen, Ziegelbauten, die zum Teil nach

## *Kiews Juden kennen sich mit Verfolgung und Invasionen aus.*

dem Zweiten Weltkrieg von deutschen Kriegsgefangenen errichtet wurden. In einer Nebenstrasse steht das grüne Wrack eines Autobusses. Er wurde offenbar von einer russischen Rakete getroffen. Wir fahren an Strassensperren vorbei in den Podil-Distrikt am nordwestlichen Stadtrand. Von hier sind es keine zwanzig Kilometer Luftlinie bis zum Flughafen von Hostomel, der immer noch von den Russen gehalten wird.

Auf einem riesigen Platz steht das Retroville-Einkaufszentrum. Es ist mehr als 500 Meter lang und etwa 150 Meter tief. In den westlichen Medien wurden Bilder der Zerstörung



gezeigt, nachdem die Russen den Konsumtempel in der Nacht angegriffen hatten – wohl mit Präzisionswaffen. Acht Menschen kamen laut offiziellen ukrainischen Angaben um.

Durch die gewaltige Druckwelle sind in den umliegenden Hochhäusern viele Fensterscheiben zu Bruch gegangen. Vor dem Einkaufszentrum drängeln sich Schaulustige, Presseleute und sogar Familien mit Kindern. Von den Parkplätzen auf der Vorderseite aus gesehen, wirkt das Gebäude aber kaum beschädigt, sogar die grossen Buchstaben, die auf dem Dach das Wort «Retroville» bilden, sind intakt.

Dennoch titelt der *Blick* im 1600 Kilometer entfernten Zürich: «Russische Raketen legen Einkaufszentrum in Kiew in Schutt und Asche». Ein Augenschein an Ort und Stelle kann das so nicht bestätigen. Getroffen wurde nämlich nicht das Einkaufszentrum, sondern ein Anbau auf der Hinterseite. Dort war «Sport Life», ein grosses Fitnesszentrum, untergebracht. Dieses Gebäude und nicht der angrenzende Konsumtempel wurde vollkommen zerstört.

### Stützpunkt in dichtbesiedeltem Gebiet

Unabhängige Kriegsberichterstattung kann Haltung zeigen und Position beziehen – für die Opfer und gegen die Aggressoren. Es ist offensichtlich und nicht nur durch meine Erlebnisse belegt, dass die Truppen und die Luftwaffe Russlands wahllos Wohnviertel beschliessen und bombardieren. Doch der Schlag gegen «Sport Life» gehört nicht in diese Kategorie, auch wenn Unbeteiligte und Hochhäuser in der Umgebung zu Schaden gekommen sind. Es ging den Russen offensichtlich nicht darum, möglichst viele Zivilisten zu töten, denn sonst hätten sie ihren Angriff bei Tageslicht durchgeführt. Es war auch kein wahlloser Beschuss, denn das wäre mit der Raketenartillerie am Flughafen Hostomel problemlos möglich gewesen. Und selbst die russischen Artilleristen, die nicht immer mit grösstmöglicher Präzision brillieren, hätten ein Ziel mit einer Fläche von schätzungsweise acht Hektaren leicht treffen können.

Verwendet wurde aber eine Lenkwaffe, deren Einschlag direkt neben «Sport Life» eine russische Aufklärungsdrohne gefilmt hat. Das vom russischen Verteidigungsministerium veröffentlichte Video lässt sich geolokalisieren und legt nahe, dass sich ein ukrainisches Militärfahrzeug vor dem Angriff – wobei unklar ist, wann genau das war – dem Hintereingang des Einkaufszentrums nur wenige Schritte von «Sport Life» genähert hatte. Ausserdem suggerieren die Aufnahmen, dass ein ukrainischer Mehrfachraketenwerfer – eine Stalinorgel – russische Stellungen aus der Umgebung des Einkaufszentrums beschossen hat. Auch wenn der Zeitpunkt dieser Aufnahmen ebenfalls unklar ist, zeigen die Bilder, dass die Interpretation des Angriffs nicht so einfach ist, wie man sich das in manchen westlichen Redaktionen vorstellt.

Die Behauptung Moskaus, im Einkaufszentrum habe sich ein Munitionslager befunden, lässt sich dagegen anhand der Videobilder nicht erhärten.

Bereits vor ein paar Tagen fiel mir bei einem anderen Einkaufszentrum in Kiew auf, dass sich daneben ein militärischer Stützpunkt befindet. In einem dichtbesiedelten Gebiet kommt es zu Schwierigkeiten, wenn Militärs und Zivilisten quasi Wand an Wand wohnen. Ausserdem sieht man in den vielen Supermärkten von Kiew häufig Uniformierte beim Einkaufen. Die Unterscheidung, was hier ein militärisches Ziel und was zivil ist, wird damit knifflig.

Wahrheitsgetreue Berichterstattung muss auch auf Fehler der Verteidiger, der völkerrechtswidrig Angegriffenen, verweisen dürfen. Wer mit Militärfahrzeugen zu Supermärkten fährt, muss sich nicht wundern, wenn diese

*Ein grosses Verbrechen darf nicht dazu dienen, ein kleineres Unrecht ungeschehen zu machen.*

nachher zum Ziel werden. Das ändert nichts an der ebenso wahrheitsgetreuen Einschätzung, dass Russland in vielen anderen Fällen wahllos auf Zivilisten geschossen und damit schwerste Kriegsverbrechen begangen hat.

### Erniedrigte Kriegsgefangene

Berechtigte Kritik an der ukrainischen Seite muss erlaubt sein. Dadurch werden die ukrainischen Verteidiger nicht mit den russischen Aggressoren gleichgestellt. Stossend wirkt zum Beispiel das vor allem zu Beginn des Kriegs häufig beobachtete Zurschaustellen russischer Kriegsgefangener in erniedrigenden Posen. Oder die gängige Selbstjustiz, denen erwischte Plünderer ausgesetzt werden.

Es ist verständlich, wenn sich der Volkszorn gegen Menschen richtet, die sich in den geschlossenen, aber immer noch mit Konsumgütern gefüllten Geschäften einfach bedienen. Doch was dann mit mutmasslichen Dieben geschieht, ist oft unmenschlich. Eines von vielen ähnlichen Videos zeigt zwei junge Frauen, die mit heruntergezogenen Hosen an einen Baum gefesselt wurden. Alte Frauen mit Kopftüchern traktieren die beiden mit Zweigen, schlagen den Gefangenen auf die nackten Hinterteile und gelegentlich auch ins Gesicht. Die mutmasslichen Plünderinnen schreien gellend, doch ihre Peinigerinnen kennen keine Gnade.

Ukrainer erzählen privat immer wieder von solchen Zwischenfällen. Natürlich sind diese nicht vergleichbar mit den Schicksalen von schätzungsweise 300 000 ukrainischen Zivilisten, die derzeit in der südlichen Stadt Mariupol rund um die Uhr beschossen, belagert und ausgehungert werden. Aber ein grosses Verbrechen darf nicht dazu dienen, ein vergleichsweise kleines Unrecht ungeschehen zu machen.

## Diplomatie, wie sie Mode ist

Jacques Pitteloud ist nicht nur Schweizer Botschafter in Washington. Er ist auch ein bekennender Ornithologe. Der Walliser weiss darum ganz genau, dass der Vogel Strauss der Erfinder der Diplomatie ist. Als wäre in der aussenpolitischen Zentrale in Bern nichts geschehen, verteidigte Pitteloud beim amerikanischen Sender Fox Business unsere altbewährte Staatsmaxime. Obwohl Moderator Stuart Varney begeistert war über die Sanktionen gegen die bösen russischen Oligarchen.

Nachdem amerikanische Weltblätter, ja sogar Präsident Joe Biden persönlich, das Ende der schweizerischen Neutralität verkündet hatten, gibt nun das Departement von Bundespräsident Ignazio Cassis (FDP) international Gegensteuer. Denn tatsächlich hat das Bundesratsgremium nie das beschlossen, was später kommuniziert worden ist und sich in Windeseile über den ganzen Erdball verselbstständigt hat: Die Schweiz breche mit der jahrhundertealten Tradition ihrer Neutralität.

Die Schweiz bleibe neutral, versicherte Botschafter Pitteloud, sie entscheide aber von Fall zu Fall und habe in ihrer Neutralitätspolitik Spielraum. Und den nutze sie bei Völkerrechtsverletzungen, diesmal durch wortwörtliche Übernahme der EU-Sanktionen.



*Kleider machen Meute:*  
Botschafter Pitteloud.

Jacques Pitteloud verstand es als richtiger Diplomat, dass seine Bekräftigung der Neutralität auch als deren Gegenteil ausgelegt werden kann. Denn er trug – während er die immerwährende Neutralität beschwor – am Revers eine riesige Schleife in den Ukraine-Farben. So, wie es bei den meisten Westlern eben gerade Mode ist. Kleider machen Meute.

*Christoph Mörgeli*

# Laptop aus der Hölle

Von einem «russischen Komplott» war die Rede. Nun zeigt sich: Die Dokumente über korrupte Geschäfte von Joe Bidens Sohn sind echt. Sie bergen Sicherheitsrisiken für die USA.

Urs Gehriger

Es war die brisanteste Story im US-Wahlkampf 2020. Drei Wochen vor der Präsidentenwahl lancierte die *New York Post* unter dem Titel «Bidens geheime E-Mails» eine Serie über korrupte Geschäftsbeziehungen des Biden-Clans. Die Dokumente, die auf einem Laptop von Kandidaten-Sohn Hunter Biden gefunden wurden, waren eine Bombe mit dem Potenzial, den Ausgang der Wahl zu entscheiden. Doch die Story wurde von den – Medien gezielt unterschlagen. Nun hat die *New York Times* erstmals kleinlaut die Echtheit der Dokumente bestätigt.

Worum geht es? Hunter Biden, der chronisch drogenabhängige Sohn Joe Bidens, brachte im April 2019 einen persönlichen Laptop in einen IT-Shop in seinem Heimatstaat Delaware zur Reparatur. Der Fachmann erledigte den Job, doch Biden holte das Gerät nie ab. Auf der Harddisk entdeckte der IT-Spezialist eine Fülle höchst brisanter Dokumente. Sie belegten gemäss Recherchen der *New York Post*, was lange vermutet worden war: dass Hunter während der Amtszeit seines Vaters Joe Biden als US-Vizepräsident (2009–2017) aus dessen politischem Einfluss Kapital schlug und durch Deals mit Firmen in Russland, der Ukraine und China persönliche Gewinne in der Höhe von mehreren Millionen Dollar einstrich.

Drei Punkte an der Story sind von Relevanz:

## 1. Befangenheit von Joe Biden

Aus den Dokumenten, welche die *New York Post* veröffentlichte, lässt sich schliessen, dass Joe Biden von den Geschäften wusste. Sie legen zudem nahe, dass er selbst davon profitierte. So wurden bei einem Deal schriftlich 10 Prozent für den «big guy» reserviert. Mit den Vorwürfen konfrontiert, tat Biden das Ganze als «Schmierenkampagne» ab. Er habe «nie mit meinem Sohn über seine Geschäfte im Ausland gesprochen». Brisant sind Hunter Bidens Deals, weil er die Geschäfte in Russland, China und der Ukraine tätigte. Was die Gefahr birgt, dass Vater Biden als Präsident im Umgang mit diesen Mächten kompromittiert ist.

## 2. Feindbild Russland

Seit Donald Trumps Eintritt in die Politik haben Demokraten wiederholt versucht, den New Yorker Businessman als willfährigen Kumpel Putins zu diffamieren. Während des Wahlkampfs 2016 liess Trumps Rivalin Hillary Clinton ein «geheimes» Dossier zusammenstellen, das Trump als Werkzeug der Russen entlarven sollte. Die Anschuldigungen gipfel-



«Freipass von Old Joe»: Hunter Biden mit Vater.

ten im ersten Impeachment-Verfahren gegen Trump. Der Vorwurf: Trump habe während des Wahlkampfs mit Russland «geheime Absprachen» getroffen. Zwei Jahre ermittelte Sonderstaatsanwalt Mueller in der Sache (Verfahrenskosten: 35 Millionen Dollar). An Trump blieb nichts hängen. Die sogenannte *Russia collusion* ging als eine der grossen demokratischen Desinformationskampagnen in die Geschichte ein.

Als im Oktober 2020 die *New York Post* die Hunter-Laptop-Story veröffentlichte, reagierte das Establishment abermals wie ein Pawlowscher Hund. Medien und Demokraten taten das Ganze als russische Verschwörung ab. Tatkräftig sekundiert wurden sie dabei von mehr als fünfzig ehemaligen hochrangigen Geheimdienstmitarbeitern, die in einem offenen Brief behaupteten, die E-Mails auf dem Laptop wiesen «alle klassischen Merkmale einer rus-

sischen Informationsoperation» auf, ohne freilich dafür irgendwelche Beweise vorzulegen.

## 3. Zensuroperation

Amerikanische Massenmedien und führende Big-Tech-Firmen unternahmen alles, um die Geschichte lebendig zu begraben. In einer beispiellosen Aktion zensurierten Twitter und Facebook jeden Hinweis auf die Story. Um einen unliebsamen Kandidaten – Donald Trump – zu verhindern, scheuten sie nicht davor zurück, die Wahlen im mächtigsten Land der Welt massiv zu beeinflussen. Investigativjournalist und Pulitzerpreisträger Glenn Greenwald bezeichnete die politisch motivierte Zensuraktion als «eine der erfolgreichsten Desinformationskampagnen der modernen Wahlgeschichte».

Was den US-Medien recht war, war den hiesigen Medien billig. Sie sprachen der Laptop-Story jegliche Glaubwürdigkeit ab. Der *Tages-Anzeiger* insinuierte gar, die Geschichte sei von Trump orchestriert worden («Der Präsident inszeniert eine Laptop-Affäre»). Neben der Onlinezeitung *Infosperber* war die *Weltwoche* die einzige Schweizer Publikation, die ihre Leser über die Geschichte umfassend informierte.

Auf das nun frisch geweckte Interesse am «Laptop aus der Hölle» (Trump) reagiert das Weisse Haus mit Schweigen. Mitten in Putins Zerstörungskrieg in der Ukraine und angesichts der Spannungen zwischen den USA und China wachsen derweil die Sicherheitsbedenken. Dank Papas schützender Hand machte Hunter Biden Deals mit Russen, Chinesen und Ukrainern, die Verbindungen zu den jeweiligen Regierungen haben. Es ist davon auszugehen, dass sie ihrerseits Druckmittel über die Biden-Connection in der Hand halten.

US-Medien fragen ausserdem, warum ein Oligarch, der Hunter Biden mutmasslich 3,5 Millionen Dollar zugeschanzt hatte, bislang nicht von den Sanktionen belegt worden ist. Die Botschaft, die Joe Biden damit aussende, laute: «Wer mit Hunter Geschäfte macht, kriegt einen Freipass von Old Joe.»

# Zwangsneurose bei der «Rundschau»

Der Dauerkrieg der «Rundschau» gegen die Schweizer Luftwaffe könnte im Debakel enden.



Die «Rundschau» reagiert, wie sie immer reagiert, wenn sie Mist gebaut hat. Sie «weist den Vorwurf zurück».

Diesmal stammte der Vorwurf von der Ombudsstelle der SRG. Er bezog sich auf die «Rundschau» von Anfang Februar. Die «Rundschau» wollte damals die «brisante» und «geheime» Offensivstrategie der Schweizer Fliegertruppen enthüllt haben. Wörtlich: «Bomben auf Tschechien: die Kriegsszenarien der Luftwaffe».

Die geplanten Bombardements der helvetischen Kampfjets in Tschechien erwiesen sich dann als fiktive Erfindung. 130 Beschwerden gingen ein. Die Ombudsstelle des Fernsehens hielt nun fest, die «Rundschau» habe «den Sachverhalt in verfälschender Weise dargestellt» und dadurch «die Meinungsbildung des Publikums verfälscht».

Eine gleich doppelte Verfälschung. Das ist ziemlich direkt. Die Ombudsstelle ist sonst bekannt dafür, dass sie bei Beschwerden gern die Samthandschuhe anzieht. Ihre harte Kritik an der Sendung «Rundschau» ist darum sehr ungewöhnlich.

Einen positiven Effekt wird die Kritik nicht haben. Bei Zwangsneurosen, so wusste schon C. G. Jung, sind die Patienten von aussen kaum ansprechbar. Und beim Verhältnis der «Rundschau»-Redaktion zur heimischen Luftwaffe handelt es sich ganz eindeutig um eine solch zwanghafte Obsession. Die Redaktion ist besessen davon, alle Schweizer Kampfjets abzuschliessen.

Allein seit Herbst 2019 hat die «Rundschau»-Redaktion nicht weniger als fünfzehn Beiträge ausgestrahlt, die sich kritisch mit der

Beschaffung eines neuen Militärflugzeugs befassten.

Mal war der Flieger zu laut («viel Lärm um Kampfjet»), dann wurde das Pro-Lager diskreditiert («Befürworter machen auf Transparenz»), dann durfte die SP exklusiv ihre Haltung verkünden («Alternative zu Hochleistungsjets»). Und immer wieder wurde das Publikum belehrt, es brauche keine Kampfflugzeuge, denn es sei weit und breit «kein Feind in Sicht».

Kein Feind in Sicht. Die bisher letzte Attacke der «Rundschau» gegen einen Kampfjet wurde drei Wochen vor Beginn des Ukraine-Kriegs ausgestrahlt, als ein Waffenkonflikt sich schon abzeichnete. Die Redaktion wischte die Ukraine unter den Tisch. Es hätte ihr Fantasie-

*Für SRG-Skeptiker ist die «Rundschau» ein Gottesgeschenk.*

gebilde, wonach Schweizer Militärpiloten in Osteuropa Bomben werfen sollen, noch bizarrer gemacht.

Solche Geschichtsblindheit hat bei der «Rundschau» Tradition. Den zuvor grössten Flop leistete man sich im März 2014. Einen Monat zuvor war Russland in die ukrainische Krim einmarschiert. Die «Rundschau» polemisierte dennoch gegen den damals favorisierten Kampfjet Gripen. Moderator Sandro Brotz provozierte Bundesrat Ueli Maurer trotz der Krim-Krise mit der Frage, ob er Flugzeuge brauche, weil er einen Angriff aus Liechten-

stein befürchte. Auch damals gab es über hundert Beschwerden.

Wir fragen uns also: Wie kann sich solch ideologischer Journalismus über Jahre halten? Auf jeder normalen Redaktion hätte das zu internen Konflikten geführt.

Dass dies nicht der Fall ist, hat mit Mario Poletti zu tun, dem Chef der «Rundschau». Poletti ist seit Jahrzehnten ein Kampfgefährte der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA). Schon 1993 publizierte Poletti die Kampfschrift «Der Pilatus-Schwindel». Er unterstellte darin dem Innerschweizer Hersteller der Pilatus-Trainingsflugzeuge, er würde Killermaschinen für den «Völkermord» exportieren. Seitdem ist Poletti ein verlässlicher Partner der linken Szene, die sich dem Kampf gegen die Armee und deren Luftwaffe verschrieben hat.

Für die SRG wird die «Rundschau» mit ihrem einseitigen Kurs damit zum existenziellen Risiko. Die Volksinitiative «200 Fr. sind genug!», die eine deutliche Reduktion der Empfangsgebühren fordert, wurde soeben gestartet. Sie wird eine breite Diskussion über die politische und publizistische Rolle der SRG auslösen.

Für SRG-Skeptiker ist die «Rundschau» ein Gottesgeschenk. An keinem anderen Gefäss von Radio und Fernsehen lässt sich derart leicht nachweisen, wie politische Schlagseite im öffentlichen Sender über Jahre toleriert wird. Die «Rundschau» ist das beste Argument, um einen Linksdrall der SRG zu belegen. Die Sendung wird damit zur Bedrohung für ihr gesamtes Haus.

Im Sprachgebrauch der Luftwaffe nennt man das Eigenbeschuss.

# Furcht vor dem Unberechenbaren

Es ist kein neuer Wladimir Putin, der uns da begegnet.  
Er ist nur in einer neuen Lage, aufs Äusserste bedrängt.

Thomas Fasbender

Moskau

Putins Stärke lag immer auch in der Schwäche seiner Gegner – jetzt, wo die zuvor kolossal unterschätzten Ukrainer seinen Vormarsch zum Stocken bringen, fällt es wie Schuppen von den Augen. Ohne den ukrainischen Widerstand wäre auch die Phalanx undenkbar, zu der die westlichen Demokratien sich aufgerafft haben. Wäre Kiew innert dreier Tage gefallen – der Westen hätte die Realitäten mit einem Seufzer anerkannt.

Zum ersten Mal in seiner fast 22-jährigen Regierung stehen die Chancen gegen Putin: die zäh um jeden Meter kämpfende Ukraine, die vom Westen geraubte Kriegskasse, das Ausbleiben der Ersatzteile für Industrie und Luftfahrt, die Chinesen am Spielfeldrand, die ihn fallenlassen werden, wenn es opportun erscheint. Doch darin steckt kein Abgesang. Der Wladimir Putin, den wir in diesen Tagen erleben, ist nicht am Ende. Es ist auch kein anderer Putin, zerfressen von Corona-Paranoia, Krankheiten oder Medikamenten.

## Zwei Jahrzehnte vor dem Wind gesegelt

Jetzt, wo Putin das erste Mal bergauf kämpfen muss, sehen wir die lichtabgewandte Seite seiner Janusnatur. Nicht umsonst kolportiert jeder zweite Analyst die Anekdote aus Putins Kindertagen: die ikonische Ratte, die er auf einer Treppenstufe im Stiegenhaus der elterlichen Wohnung in die Ecke drängt. Plötzlich springt sie ihn an, verzweifelt, zum Letzten entschlossen – wofür er sie ein Leben lang bewundern wird. Die Lektion aus seiner ersten Prügelei mit noch nicht zehn Jahren lautete: «Wenn du gewinnen willst, musst du jeden Kampf so kämpfen, als wäre es der letzte und entscheidende. Du musst davon ausgehen, dass es keinen Rückzugsort gibt und du bis zum Ende durchhalten musst.»

Putin ist vor dem Wind gesegelt, gut zwei Jahrzehnte lang. Sein entscheidendes Asset, das ihn seit 1999 und bis heute (!) trägt, ist die



Er verkörpert den europäisch-uneuropäischen Antagonismus: Präsident Putin.

Unterstützung durch breite Schichten der Bevölkerung: die sogenannte Putin-Mehrheit. Mit nennenswerter Opposition hat er nie zu kämpfen gehabt, weder im Kreml noch unter der Bevölkerung.

Was gab es denn an Gegenwind? Da war die U-Boot-Katastrophe 2000, da waren die blutigen Geiselnahmen in Moskau und Beslan. Der oppositionelle Funke um 2011/12 blieb auf das demokratische Lager beschränkt. Vielleicht am

## Was ihn treibt, ist die Überwindung der westlichen Dominanz.

gefährlichsten war der breite Widerstand nach der Anhebung des Rentenalters 2018. Auch aussenpolitisch stand Putin nie vor nennenswerten Herausforderungen. Die militärischen Engagements in Georgien, der Ostukraine und Syrien blieben überschaubar, und die Krim-Annexion war ein unblutiges Husarenstück.

Mit dem Ukraine-Krieg ist das schöne Wetter Vergangenheit. Historisch ähnelt er dem Ersten Schlesischen Krieg, unter dünnem Vorwand im Dezember 1740 vom Zaun gebrochen, Recht und Moral bis zum Brechen biegender und ohne Rücksicht auf Soldaten und Zivilbevölkerung. Nur war der Aggressor, der Preussenkönig

Friedrich II., damals 28 und stand am Beginn seiner Regentschaft. Putin wird heuer 70 Jahre alt.

Ganz allmählich dämmert den Russen die Dimension der Entscheidung, die ihr Präsident stellvertretend für sie alle getroffen hat. Er selbst wird kämpfen. Nach der Kinderprügelei vor über sechzig Jahren hat er sich entschlossen, in jeder Situation – «egal, ob ich recht habe oder nicht» – einer Auseinandersetzung gewachsen zu sein.

Es ist also kein neuer Putin, der uns da begegnet. Er ist nur in einer neuen, ihm unbekanntem oder lange vergessenen Lage, aufs äusserste bedrängt und unter enormen Druck geraten. Dabei hat ihn

das leichtfüssige Glück schon 2014 verlassen, unmittelbar nach dem Zenit und spätestens mit dem Abschuss der malaysischen Passagiermaschine. Er hat die Krim gewonnen und die Ukraine verloren, ein erstes Mal 2004/05, dann erneut 2014 und 2022 endgültig. Den Verlust wiegt auch der internationale Respekt nicht auf, den er sich (ausserhalb des Westens) mit dem Syrien-Engagement verschafft hat. Zumal es ein Respekt ist, wie ihn die Verbrecherwelt erfolgreichen Polizisten entgegenbringt; die USA können ein Lied davon singen.

## Libérale Weltordnung als Fremdkörper

Der russische Staat hat rationale Interessen in diesem Konflikt: Status der Krim, Sicherheitsgarantien an seiner Westflanke, kein fremdes Militärbündnis 450 Kilometer vor Moskau. Doch Putin hat keine rationale Legitimation für diesen Krieg. Was ihn treibt, sitzt viel tiefer. Und es ist nicht die Restauratio imperii, nicht die Wiederherstellung der Sowjetunion im Ganzen oder in Teilen – es ist die Überwindung der westlichen Dominanz. Er sehnt den Tag herbei, an dem der Westen zum Rückzug bläst. Den will er erleben, im Hier und Jetzt. Er will auch nicht warten, wie die Chinesen es tun. Wie die Taliban könnte er sagen: Ihr habt die Uhren, wir haben die Zeit. Aber so denkt und fühlt Putin nicht. Anders als die Chinesen und

die Taliban hat er keine Zeit; er denkt nicht in hundert oder fünfzig Jahren, sondern in zwei oder vier. Vielleicht in zehn.

Man übersieht in Westeuropa gern, dass viele Menschen die US-geführte liberale Weltordnung nicht als Zielpunkt betrachten, sondern als Fremdkörper, sei es im Orient oder in Asien, in Afrika, in Lateinamerika. In Russland sowieso. Träumt Putin davon, ihr heimlicher Führer zu sein? Der Ukraine-Krieg zementiert

*Die Eliten halten den Atem an.  
Sie haben den Oberstleutnant aus  
der Staatssicherheit nie gemocht.*

das Ende des *pivot to Europe*, den Zar Peter I. um 1700 eingeleitet hat. Die europäische Doppelnatur aus Freiheit im Namen der Aufklärung und Zähmung im Namen der Vernunft wirkt plötzlich wie ein vergiftetes Gelass inmitten riesiger Räume. Vielleicht erklärt das, warum Russland sich der kommenden Zeitenwende so willfährig als Vorreiter andient. Nicht zum ersten Mal macht das Land sein kollektives Schicksal zum Gegenstand historischer Experimente.

Geradezu exemplarisch verkörpert der Mensch Putin den europäisch-uneuropäischen Antagonismus, der in Russland mit Händen

greifbar ist. Ein früher Biograf hat ihn 2000 als «Der Deutsche im Kreml» bezeichnet. Doch mit «korrekt» und «diszipliniert» ist Putin nur halb beschrieben. Seine Bereitschaft, auch unter die Gürtellinie zu zielen, ist bestens belegt. Auch das Primat des Zwecks, der die Mittel heiligt. Als Mitarbeiter der Petersburger Stadtverwaltung spricht er 1991 zum Thema Innere Sicherheit: «Wenn die Kriminellen sich erfrechen, ihre Hand gegen die Miliz zu erheben, dann müssen die Milizionäre sofort und mit aller Härte reagieren, wenn nötig auch grausam. [...] Für jeden getöteten Milizionär müssen zehn Verbrecher getötet werden. Im Rahmen der Gesetze, versteht sich.»

#### Es wird einsam

Verbale Übergriffe wie 1999 die Androhung, Terroristen im Scheisshaus zu ersäufen, begleiten Putins Präsidentschaft. In Schönwetterzeiten hat es gereicht, die Daumenschrauben zu erwähnen; das hat er oft genug getan. Auch der Maxime seiner Herrschaft bleibt er treu: «So viel Demokratie wie möglich, so viel Diktatur wie nötig». Nur dass nicht mehr viel Demokratie möglich ist.

Die russischen Eliten halten derweil den Atem an. Sie haben ihn nie gemocht, den Oberstleutnant aus dem Mittelbau der Staats-

sicherheit. Die Erben der Dissidenten und der Nomenklatura, die Intelligenzija, sie haben ihn bestenfalls mitgetragen, damals in den guten Zeiten der Rohstoff-Hausse.

In einer Videokonferenz des Präsidenten mit Regionalfürsten und Ministern letzte Woche wurde spürbar, welche Distanz um ihn herrscht. Das war nicht die Distanz, die dem Respekterheischenden gebührt. Das war die Furcht vor dem Unberechenbaren. Höflich, wie es sich gehört, adressiert er seine Minister und Gouverneure mit Vor- und Vatersnamen. Nur einen nicht: Ramsan Kadyrow, den gefürchteten Tschetschenen-Chef. Mit ihm steht Putin auf Duzfuss. Kaum hat Kadyrow rapportiert, schickt er ihm ein «Ramsan, grüss mir die Jungs» hinterher.

Die Jungs, das sind Ramsans Kämpfer in der Ukraine, die Kadyrowzy, denen keine Regel europäischer Zivilisation heilig ist. Putins Prätorianergarde? Es wird einsam werden um den Präsidenten. Einsamer mit jeder zerstörten ukrainischen Stadt, einsamer mit jeder verabschiedeten internationalen Sanktion. Noch ist es zu früh, von Götterdämmerung zu sprechen. Noch kämpft Putin. Doch die Gesprächspartner verstummen, wenn man vom Ende her denkt. Es gibt Gedanken, die werden nicht gedacht.

## HZ INSURANCE FORUM '22

23. JUNI 2022  
RENAISSANCE ZÜRICH  
TOWER HOTEL

# DIGITALE ÖKOSYSTEME UND DER NEUE KUNDE – PRAxisANSÄTZE FÜR DEN VERTRIEB VON MORGEN



1 SWISS INSURANCE  
CEO-PANEL

3 MODERATORINNEN

7 LIVE-INTERVIEWS

9 REFERATE

250 TEILNEHMENDE

JETZT  
TICKETS  
SICHERN



forum.hzinsurance.ch

# Frieden war sein Wahlprogramm

Das strahlende Bild des heldenhaften Präsidenten bekommt Risse.

Wolodymyr Selenskyj scheint es darauf anzulegen, die Welt in den Krieg hineinzuziehen.

Wolfgang Koydl

Journalisten kennen das Phänomen von Interviews mit hohen Politikern. Erst findet sich kein Termin, doch wenn das Interview läuft, nimmt es kein Ende – weil die Interviewten nicht zu einem Ende kommen, auch wenn sie nichts mehr zu sagen haben. Bis dem Interviewer die Frage auf der Zunge liegt: Haben Sie nicht Wichtigeres zu tun?

Etwa, ein Land zu regieren?

Die Frage könnte man dem ukrainischen Staatschef Wolodymyr Selenskyj stellen. Er steht an der Spitze eines Landes, das von fremden Truppen zerbombt wird. Aber statt mit seinem Generalstab zu konferieren und mit dem Wirtschaftsministerium über die Versorgungslage zu beraten, setzt er Videos ab wie ein Youtuber: Er redet zum Deutschen Bundestag, zu Demonstranten in Bern, zu Parlamentariern in der Knesset. Und zwischendurch zum eigenen Volk: mal aus dem Bunker, mal vor einer nachtschwarzen Kirche.

## David gegen Goliath?

Keine Frage, Selenskyj macht dabei eine gute Figur. Ihm hilft seine Vergangenheit als Schauspieler. Er weiss sich zu

inszenieren und kennt die Knöpfe, die er drücken muss, um Emotionen auszulösen. Bei den Briten gab er den Churchill-Wiedergänger, die Deutschen kasteite er mit subtilen Nazi-Vorwürfen, bei den Israelis beschwor er einen zweiten Holocaust herauf.

Sie kommt gut an, die Rolle des tapferen «Heldenpräsidenten», des mutigen David, der sich eines überstarken Goliath erwehrt. Aber das strahlende Bild bekommt Risse. Nicht nur, weil der Medienstar sich oft im Ton vergreift und jene angreift, die ihm helfen wollen. Mehr noch beunruhigt, dass Selenskyj es darauf anzulegen scheint, die halbe Welt in seinen Konflikt hineinzuziehen – ohne Rücksicht auf die selbstmörderischen Konsequenzen für Europa.

Natürlich ist es sein Recht und seine Pflicht als Staatsoberhaupt, um Hilfe zu bitten. Aber

er tut es merkwürdig widersprüchlich: Einmal betont er die Bedeutung der Nato, dann wirft er ihr vor, die Ukraine verraten zu haben. Einmal fordert er Gespräche mit Moskau und gelobt die Neutralität der Ukraine. Dann verlangt er eine Flugverbotszone, was einer Garantie für einen grossen Krieg gleichkommt.



Unverhofft im höchsten Staatsamt: Wolodymyr Selenskyj.

Es ist eine bittere Ironie der Geschichte, dass ein Mann sein Land in einem Krieg führt, der angetreten war, ihm nach Jahren des Konfliktes endlich Frieden zu schenken. Eine friedliche Lösung der andauernden Scharmützel zwischen ukrainischen Truppen und russlandfreund-

*Schnell zog er die Friedensfühler wieder ein, die er nach Moskau ausgestreckt hatte.*

lichen Separatisten im Osten des Landes war 2019 der tragende Pfeiler seines Wahlprogramms. Der zweite Pfeiler war die Bekämpfung der Korruption und des Einflusses der Oligarchen. Aber auch hier war ihm kein Erfolg beschieden.

Selenskyj kam zugute, dass sich die Wähler schon an ihn als Präsidenten gewöhnen konn-

ten. In der TV-Serie «Diener des Volkes» verkörperte der erfolgreiche Komiker den Aussen-seiter, der unverhofft ins höchste Staatsamt gelangt. Monate bevor er sich im wirklichen Leben zu einer Kandidatur äusserte, lag er in Umfragen weit vorn. Dann schlug er Amtsinhaber Petro Poroschenko vernichtend – ein Erfolg, den er mit einem Durchmarsch seiner neuen Partei bei vorgezogenen Parlamentswahlen zementierte.

## «Komischer Diktator»

Mit so viel politischem Kapital beginnen die wenigsten Politiker ihr Amt, am wenigsten in einem Land wie der Ukraine. Doch Selenskyj verschleuderte es. Schnell zog er die Friedensfühler wieder ein, die er nach Moskau ausgestreckt hatte, als radikale Nationalisten auf der Strasse und im Parlament protestierten. Auch Vitali Klitschko, der aufmerksamkeitsheischende Bürgermeister von Kiew, schoss quer. Der Zweimeterboxer gilt als schärfster innenpolitischer Konkurrent des schmächtigen Feingeistes Selenskyj.

Die Luft wurde dünn für ihn, umso mehr, als er immer mehr einsame Entscheidungen traf. Die Mehrheit seiner

Partei im Parlament reichte nicht mehr, um Gesetze durchzupeitschen. Parallel dazu erhielt der nicht gewählte und von ihm dominierte Nationale Sicherheits- und Verteidigungsrat immer mehr verfassungswidrige Kompetenzen. Das böse Wort vom «komischen Diktator» machte die Runde.

So blieb denn auch Selenskyjs «Gesetz zur Ent-Oligarchisierung» hinter den Erwartungen zurück – was man daran erkannte, dass die Oligarchen unbeeindruckt blieben. Stattdessen geriet Selenskyj selber in Misskredit, als die «Pandora Papers» Offshore-Firmen und -Konten in seinem Namen enthüllten, auf denen Oligarchengeld gewaschen und Oligarchengeldgeschenke überwiesen wurden.

Schon damals stellte sich die Frage, wer die Texte schreibt, die der Schauspieler Selenskyj so überzeugend vorträgt.

# KÖRZIS HOLLYWOOD

Norbert Körzdörfer



**O**scar 2022, wohin streamst du? Wird der Oscar zur Wiederauferstehung Hollywoods?

Der Oscar war immer ein Zirkus. Früher, im letzten Jahrtausend, trat ich auf dem roten Teppich noch stolpernd Weltstar Meryl Streep (heute 72, «Don't Look Up») aufs Abendkleid: «Macht doch nichts! Das ist Tradition!»

Oder ich rannte von der Toilette mit Star-tenor Plácido Domingo (heute 81) zurück in den Saal. «Oder wollen wir doch noch für einen Drink an die Bar?»

Einmal wurde ich beim Oscar verhaftet – vom Secret Service! Mein Verbrechen? Handy-Fotos aus dem Innern getwittert zu haben, in Anwesenheit von Vizepräsident Joe Biden.

Ach, waren das wilde, lustige Zeiten. Heute? Hochsicherheitsquarantäne! Der rote Teppich hat drei Sicherheitsspuren: für nominierte Stars, für normale Stars und für VIPs.

**D**er 94. Oscar ist vielleicht der erste nach Corona. Alle sind geboostert oder PCR-getestet. Nur die Hälfte der 3500 Plätze ist belegt. Die TV-Gala wird auf drei Stunden beschränkt (weil nur zehn Millionen Zuschauer den letzten Gäh-Oscar verfolgten).

Aber der Oscar bleibt in seiner Einmaligkeit der Nobelpreis und der Elefant des Kinos. Wenn man aus ihm ein Rennpferd basteln will, wird ein Kompromisskamel daraus. Drei Komikerinnen moderieren.

Wird es die Wiedergeburt des Kinos? 9846 Academy-Mitglieder wählen aus 276 Filmen 120 Nominierungen in 24 Kategorien.

In der neuen Hollywood-Welt kann man sämtliche Oscar-Favoriten übrigens ins Heimkino streamen – im Abo oder gegen Gebühr (6 Dollar zum Leihen oder 20 Dollar zum Kaufen, so zum Beispiel «West Side Story»).

Der Oscar-Gewinner wird somit wohl der Streaming-Gigant Netflix (222 Millionen Fans weltweit).

**B**ester Film? «The Power of the Dog» – ein melancholischer Spätwestern mit einem sexuellen Macho-Geheimnis und mit Kultstar Benedict Cumberbatch (45, «Sherlock», «Doctor Strange»). Mitfavorit: «Belfast» – ein stilles Schwarz-Weiss-Melodram von Filmgenie Kenneth Branagh (61, «Tod auf dem Nil»). Geheimtipp: «Coda» – das Remake über eine stumme Familie, dessen Tochter ein Singstar wird. Der erste Film-Hit von Apple!

Bester Hauptdarsteller? Benedict Cumberbatch als einsamer gequälter Cowboy. Er hat Monate für die Rolle in Neuseeland verbracht (während Corona und mit Familie) und reiten und schießen gelernt. Und sich dann in Kalifornien mit Covid angesteckt (jetzt genesen!). Mitfavorit: Weltstar Will Smith, 53, im Tennis-Familien-Thriller «King Richard». Hollywood-Kritiker: der beste Will Smith, den es je gab!

Beste Hauptdarstellerin? Kristen Stewart (31, «Twilight») als Lady Diana in «Spencer». Dieser royale Thriller ist ein Outsider-Hit, aber Kristen Stewart verkörpert das Psycho-Wrack

Prinzessin Diana vier Monate vor ihrem Tod mit 36. Geheimtipp: Olivia Colman (48, «The Crown») in «The Lost Daughter» («Frau im Dunkel»). Ein griechischer Strandurlaub wird zum Psychodrama (von Netflix). Sie hat allerdings schon 2019 einen Oscar bekommen für «The Favourite – Intrigen und Irrsinn».

Bester Nebendarsteller? Kodi Smit-McPhee, 25, als schüchterner Underdog im Rätselwestern «The Power of the Dog». Geheimtipp: Troy Kotsur (53, «The Mandalorian»). Er wäre der erste taube (!) Schauspieler, der – für «Coda» (Apple) – einen Oscar erhielt; verdient hätte er es.

Beste Nebendarstellerin? Ariana DeBose (31, «Hamilton») für Steven Spielbergs neue und tolle «West Side Story». Mitfavoritin: Kirsten Dunst (39, «Spider-Man») für «The Power of the Dog».

Bester internationaler Film? «Drive My Car» von Ryusuke Hamaguchi, 43; für vier Oscars nominiert.

Beste Musik: das deutsche Genie Hans Zimmer (64, «König der Löwen») für das Sci-Fi-Epos «Dune».

Bester Song? Der «James Bond»-Hit «No Time to Die – Keine Zeit zu sterben» von Billie Eilish, 20; orchestriert von Hans Zimmer.

Beste Regie? Jane Campion (67, «The Piano») – die überragende Frau hinter dem Männerfilm «The Power of the Dog».

Aber der Oscar ist und bleibt auch ein Rätselroulette.

# China schnappt sich Russland

Im Kräftemessen mit den anderen Grossmächten ist Russland laufend schwächer geworden. Sein Abstieg ist programmiert. Der Sieger des Ukrainekrieges ist China.

Erich Weede

**B**ei den Olympischen Winterspielen in Peking konnte man beobachten, wie isoliert Russland und China sind. Politische Vertreter grösserer und reicherer Länder glänzten meist durch Abwesenheit. In dieser Situation liegt es nahe, dass beide Länder beziehungsweise ihre Machthaber einander stützen. Der russische Angriff auf die Ukraine hat die gegenseitige Unterstützung beider Mächte bisher nicht gefährdet. Das wirft die Frage auf, ob der Westen dauerhaft mit russisch-chinesischer Zusammenarbeit rechnen muss.

Dazu sind ein Rückblick in die Geschichte und geopolitisches Denken nützlich. Mitte des 19. Jahrhunderts hat das damals noch kaiserliche China der Mandschu-Dynastie grössere Gebiete an das damals zaristische Russland verloren. Das verlorene Gebiet hat eine viermal so grosse Fläche wie Deutschland, wird von den Chinesen als äussere Mandschurei bezeichnet und ist der am dichtesten besiedelte Teil Sibiriens östlich des Baikalsees. Dazu gehört auch Wladiwostok.

## Umkehr der Machtverhältnisse

Mao Zedong hatte mal an diese territorialen Verluste erinnert und auf die ungleichen Verträge verwiesen, in denen das besiegelt wurde. Aus der Kriegsursachenforschung ist bekannt, dass Grenzverschiebungen beziehungsweise territoriale Verluste oft «Erbfeindschaften» begründen und ein häufiger Kriegsgrund sind.

Mindestens für die nächsten hundert Jahre danach war China viel zu schwach, um gegenüber dem zaristischen Russland oder der späteren Sowjetunion Ansprüche stellen zu können. Im Gegenteil: Die Äussere Mongolei, die die Chinesen als ihren natürlichen Einflussbereich betrachten, wurde der erste sowjetische Satellitenstaat. Nach dem Zweiten Weltkrieg sah es kurz so aus, als ob die Sowjets in der Mandschurei dauerhaften Einfluss nehmen wollten. Indem die Sowjets der kommunistischen Bürgerkriegspartei die Mandschurei überliessen, haben sie dann aber wesentlich zum Sieg der chinesischen Kommunisten im Bürgerkrieg beigetragen.

Die brüderliche Zusammenarbeit der beiden kommunistischen Staaten dauerte jedoch



*Albtraum für den Westen:* Wladimir Putin und Xi Jinping, Peking, 4. Februar.

nur knapp zwanzig Jahre. Schon im Jahr 1969 kam es am Ussuri, an der Grenze zwischen innerer und äusserer Mandschurei, zu militärischen Auseinandersetzungen zwischen den beiden Staaten. Die Entfremdung der beiden kommunistischen Regimes wurde nie überwunden. Noch unter Mao Zedong besserten sich die Beziehungen zwischen den USA und China, unter Deng Xiaoping kam es zur immer engeren wirtschaftlichen Zusammenarbeit. Am Ende des Kalten Krieges besetzten sowjetische Divisionen nicht nur das osteuropäische Vorfeld bis zum Eisernen Vorhang, sondern viele standen auch in der Nähe der chinesischen Grenze.

In den 1970er Jahren war die Sowjetunion nicht nur militärisch, sondern auch wirtschaftlich China noch weit überlegen. Das Verhältnis der Wirtschaftskraft lag ungefähr bei 4 zu 1 zugunsten der Sowjetunion.

Die Sowjetunion gibt es seit mehr als dreissig Jahren nicht mehr. Der Verlust der peripheren Republiken bedeutete, dass ungefähr die Hälfte der ehemals sowjetischen Bevölkerung und der Wirtschaftskraft für Russland verloren ging. Wenn sonst nichts passiert wäre beziehungs-

weise die russische und die chinesische Wirtschaft sich im Gleichschritt entwickelt hätten, dann wäre das wirtschaftliche Kräfteverhältnis zwischen Russland und China immer noch 2 zu 1 zugunsten der Russen.

Weil aber nur China, dank Deng Xiaopings Reformen und der Öffnung zum Weltmarkt, ein Wirtschaftswunder erlebte, war das Kräfteverhältnis schon zwei Jahrzehnte nach Dengs Reformen oder ein Jahrzehnt nach dem Zerfall der Sowjetunion, also zur Jahrtausendwende, ungefähr 4 zu 1 zugunsten der Chinesen.

## Auf Augenhöhe mit den USA?

Inzwischen hat China das Kräfteverhältnis 10 zu 1 erreicht, was ungefähr dem Verhältnis zwischen der Anzahl Chinesen und Russen entspricht. Noch ist Russland nach der Zahl von Kernwaffen und Trägersystemen eher in einer Liga mit den USA als mit China, dem es auf der höchsten denkbaren Eskalationsstufe weit überlegen ist. Aber seitdem China, zumindest bei der Kaufkraftbereinigung, die amerikanische Wirtschaftskraft schon überholt hat und die Amerikaner zunehmend nervös und immer skept-



tischer gegenüber China werden, gewinnt die chinesische Aufrüstung an Fahrt.

Auch wenn die chinesische Rüstung das Ziel hat, Parität mit den USA auch als Militärmacht zu erreichen, sind Rückwirkungen auf das russisch-chinesische Verhältnis unvermeidbar. Wenn China und die USA gegeneinander ein Wettrüsten veranstalten, dann wird Russland mit ungefähr einem Zehntel der Wirtschaftskraft der beiden grossen Wirtschaftsmächte irgendwann die allergrössten Schwierigkeiten haben, mitzuhalten.

Weder ein Anschluss der Ukraine an Russland noch gar die Wiederherstellung eines russischen Reiches in zaristischen oder stalinistischen Grenzen könnte daran viel ändern. Man kann unterstellen, dass die russische Wirtschaft durch die westlichen Sanktionen mehr verliert, als sie in einer unter Kriegsfolgen leidenden Ukraine gewinnen kann.

So lange die Faustregel gilt, dass China schneller als die USA wächst und die USA schneller als Russland, ist der Abstieg Russlands als Welt-

### *Der Westen arbeitet immer energischer daran, Russland in die ausgebreiteten Arme Chinas zu treiben.*

macht – auf Augenhöhe mit den USA und mit China – programmiert. Im Atomzeitalter sollte kein rationaler Akteur die Illusion haben, durch militärische Initiativen wirtschaftliche Entwicklungen ausgleichen oder neutralisieren zu können.

#### **Vorteil Bevölkerungswachstum**

Mit Blick auf die Wachstumsaussichten im Dreieck China, Russland, USA sprechen sowohl die demografische Entwicklung als auch das kleiner werdende Aufholpotenzial Chinas am ehesten dafür, dass sich etwas zugunsten der USA und zum Nachteil Chinas ändern könnte. Die Chinesen bekommen weder so viele Kinder wie die Amerikaner, noch ist China im Gegensatz zu den USA ein Einwanderungsland – wobei die USA im Gegensatz zu den westeuropäischen Hochsteuer- und Sozialstaaten auch für hochqualifizierte Einwanderer, beispielsweise indische Software-Ingenieure, attraktiv sind. Die Vorteile der Rückständigkeit, verbunden mit schnellem Aufholwachstum, begünstigen China immer weniger, je reicher es wird. Für die relative Machtposition Russlands ist das Kräfteverhältnis zwischen China und den USA unerheblich. Aus demografischer Perspektive haben Russland und China ähnliche Probleme.

Als auf Dauer schwächste und am wahrscheinlichsten absteigende Macht im Mächtedreieck leidet Russland noch an einem zusätzlichen Problem: an der geopolitischen Zentrallage, die schon vielen Mächten – etwa Deutschland von 1914 bis 1945 – zum Verhängnis geworden ist.

Wenn man die europäischen Nato-Verbündeten als amerikanisches Vorfeld betrachtet – wie man es Putin wohl unterstellen darf –, dann grenzt nur Russland direkt an beide anderen Weltmächte, im Westen an das amerikanische Vorfeld, im Osten an China. Zwischen den USA und China aber liegen die Weiten des Pazifischen Ozeans.

#### **Der chinesische Traum**

Russischen Beiträgen in sicherheitspolitischen westlichen Zeitschriften kann man immer wieder das Ziel eines Europas von Lissabon bis Wladivostok entnehmen. Das könnte die wirtschaftliche Basis für eine mit den USA und mit China gleichwertige Weltmacht bieten. In dieser Konstellation hätte Russland mindestens ein erhebliches Gewicht. Aber genau diese Tatsache und die mangelnde Attraktivität des russischen Gesellschaftsmodells für die meisten Europäer machen es unwahrscheinlich, dass dieser russische Traum in Erfüllung geht.

Was sich abzeichnet und bei der Winterolympiade symbolisiert wurde, könnte der chinesische Traum sein. Russland lehnt sich immer enger an China an, wird sein Rohstofflieferant und langsam zu seinem Juniorpartner, wobei die Fiktion der Gleichberechtigung von Jahr zu Jahr an Bedeutung verliert. Das sollte nicht nur für Russland, sondern auch für den Westen ein Albtraum sein. Aber mit der Nato-Osterweiterung seit den 1990er Jahren und zunehmend mit den Wirtschaftssanktionen gegen Russland arbeitet der Westen immer energischer daran, Russland endgültig in die ausgebreiteten Arme Chinas zu treiben. Gegenwärtig ist die Ukraine der Zankapfel, der Russland und den Westen in eine Falle treibt, die beide vermeiden sollten. Nixon und Kissinger wussten noch, dass ein russisch-chinesischer Block nicht im Interesse des Westens ist. Trump ahnte es wohl.

#### **Gefährliche Denkverbote**

Heute aber ist geopolitisches Denken im Westen dabei, ein Tabu zu werden. Wie andere Denkverbote wird auch dieses seinen Preis haben. Auf lange Sicht und aus geopolitischer Perspektive ist der Sieger im Krieg um die Ukraine China, gerade weil das Land an dem Krieg völlig unbeteiligt – sogar unschuldig – ist. Selbst dann, wenn die chinesische Wirtschaft und der Lebensstandard der Chinesen unter den sekundären Sanktionen des Westens leiden sollten, wird China keine Alternative zur Unterstützung Russlands sehen.

Ein vom Westen durch Wirtschaftssanktionen in die Knie gezwungenes Russland wäre für China eine schreckliche Vorstellung.

Erich Weede ist emeritierter Soziologie-Professor der Universität Bonn.

## HARTMANN

### Ballade vom Tisch

Wo verbirgt sich Putins Verderben drohender Atomknopf? In der Armbanduhr am Handgelenk, Swiss made? Oder in einem ausgeklügelten Schalter unter der Tischkante? Was lauert überhaupt an der Unterseite der Tischplatte?

Ein Angstschweissensor im Gästesektor am anderen Pol des Möbels weit hinten im Ural, wo Macron und Scholz unruhig herumrutschten, kleinwüchsig wie der Kremlherr? Ein Messerwurfautomatenauslöser? Eine versteckte Klinke für die Falltür, für alle Fälle?

Der KGB-Mann a. D. Putin hat zweifellos einiges gelernt von seinem unwiderstehlichen Kollegen Bond, James Bond. Einmal Geheimdienstler, immer Geheimdienstler.

Tafelt Wladimir Putin mit seinen Geheimdienstvorkostern gelegentlich zu später Stunde auch an diesem formidablen «Tischlein deck dich» wie in Grimms Märchen? Und lügt Mamsell Storch und nicht Putin?

Wahrscheinlich ist: Es ist nicht Paranoia wegen Corona oder dämonisch-zyonische Einschüchterung der Besucher oder simpler imperialistischer Grössenwahn. Den Tisch oder mehrere Tische dieser Ausdehnung hat noch Boris Jelzin in Auftrag gegeben, der auch den heutigen Tischherrn Putin installierte.

Renato Pologna aus der norditalienischen Möbelstadt Cantù meldete sich im *Corriere della Sera* zu Wort, als er diesen wenig einladenden Tisch wieder sah und die Spekulationen und möbelpsychologischen Erklärungen dazu überschwappten. Pologna hatte 1997 zwei Stockwerke des Kremls auf 7000 Quadratmeter Fläche neu dekoriert. Er war auf Maximalgrössen vorbereitet. Schon Muammar al-Gaddafi und Saddam Hussein waren, sagt er, seine Kunden.

Wann folgt Ikea (in Moskau derzeit geschlossen) mit einer politisch korrekten Bastelkopie? Oder kehrt sogar eines Tages die Tischtennisdiplomatie wieder, die Ping-Pong-Saga, die Amerika über den völkerverbindenden Spiel- an den Verhandlungstisch mit China brachte, Deng mit Nixon vor einem halben Jahrhundert?

Bleibt die Erkenntnis: Es wird schwierig, jemanden über einen Tisch dieser Grösse zu ziehen.

Peter Hartmann

# Königin der Gemüse

Die Artischocken bringen den Frühling auf den Gemüsemarkt. Sie beeindrucken botanisch wie kulinarisch.

Andreas Honegger

**D**ie Artischocken, diese wunderbar-komplexen Gebilde, die wir essen, sind die Blütenknöpfe einer Distelart, die – ausgereift – eine hübsche, metallisch-violette Blume mit einer Vielzahl von Blütenblättern bilden. In der Regel lassen wir es aber nicht so weit kommen, sondern essen die Blütenknospe, diese ornamentale, mit Schuppen versehene Kugel, die seit Jahrhunderten in Stein oder Metall Toreinfahrten und Treppenhäuser krönt.

Dekorativ ist nicht nur die Blüte, auch das Öffnen des Austriebs im Frühling ist hinreissend: eine zentralsymmetrische Anordnung weiss-grüner Fiederblätter, die in diverse regelmässige, spitz zulaufende Blattteile aufgeteilt sind. Es sind die in der Kunstgeschichte bestens bekannten Blätter eines nahen Verwandten der Artischocke, nämlich die des Akanthus. Diese Distelart hat für die korinthischen Kapitele der griechischen Säulen das Vorbild geliefert. Eine Pflanze mit architektonischer, aber auch mit grosser kulinarischer Kultur.

## Frühling im Piemont

Vor Jahren wurde uns im Piemont, irgendwo auf einer Restaurantterrasse zwischen Novara und Alba, ein erstes Mal ein Salat aus mit der Mandolinenraffel feingeschnittenen, rohen Artischockenherzen, einem hinreissenden Olivenöl, Salz, Pfeffer und Zitrone serviert. Diese erfrischend-raffinierte Art, den Frühling zu feiern, ist seit da Tradition geworden.

Natürlich ist es wie alles, das ganz einfach wirkt, mit etwas Arbeit verbunden. Man muss die jungen Artischocken mit dem Messer in Form bringen und die ungeniessbaren Teile entfernen. Wichtig ist es, die angeschnittenen Stellen mit Zitronensaft einzureiben, damit sie nicht oxidieren und schwarz werden. In Tranchen geschnitten – wobei auch der zarte Teil des Stils mitgeliefert werden darf – und mit gehackten Zwiebeln gedünstet, können die Artischocken warm gegessen oder, wieder mit Zitrone und Olivenöl, als Salat genossen werden: So schmeckt Frühling.

Wer keine Angst vor Stacheln hat, sollte in der



Pflanze mit architektonischer Kultur.

zweiten Hälfte des Winters die kleine Carciofo Spinoso di Sardegna kaufen. Sie ist leicht violett gefärbt und, einmal zugerüstet, wunderschön zart und aromatisch.

## Frühsummer in der Bretagne

Italien gilt als das grösste Artischockenanbaugelände der Welt. Wenn man aber im Frühsummer

*Ihren Siegeszug in den höfischen Küchen Europas soll sie in der Renaissance angetreten haben.*

in die Bretagne reist, trifft man auf riesige Felder mit Artischockenpflanzen. Hier finden sich dann vor allem die grossen, prächtig-runden Artischocken, die auch wieder auf diverse Arten zubereitet werden können, traditionell gekocht und dann lauwarm mit Vinaigrette gegessen. Die Stile sollten abgerissen werden, damit die langen Fasern aus dem Artischockenboden entfernt werden, und es dauert seine Zeit, bis sie gekocht sind – wer in Eile ist, kann den Dampfkochtopf benutzen.

Sobald die äussersten Blätter ohne Kraft abgezogen werden können, beginnt das vernünftige Abzupfen. Seit man auch bei uns die Spargeln nicht mehr von Hand, sondern mit Messer und Gabel isst, bleibt dies eine der wenigen Gelegenheiten, Gemüse von Hand zu essen: Blatt um Blatt wird abgezupft, in die Sauce getunkt und der weichgekochte «fleischige» Teil des Blattes genüsslich mit den Zähnen abgezogen. Dann gilt es, den faserigen Teil der Blüte zu entfernen und schliesslich den zarten Blütenboden mit Messer und Gabel gediegen zu verspeisen. Das Beste – den fleischigen Boden – hebt sich die Artischocke für den Schluss auf!

## Sommer in Rom

Vor einem halben Jahrhundert machte das italienische Aperitifgetränk aus Artischocken, Cynar (vom lateinischen Pflanzennamen *cynara cardunculus*), Furore. Cynar hat auch heute noch seine Liebhaber, schliesslich wird der Artischocke ein medizinischer Nutzen zugeschrieben. Sie soll unter anderem helfen, Cholesterin abzubauen, und der Cynar soll als Digestif die Verdauung fördern. Brauchen kann man das, wenn man in den traditionellen jüdischen Restaurants am Portico d'Ottavia in Rom die doppelt frittierten Carciofi alla giudia isst. Man sollte das mindestens einmal im Leben probiert haben, wenn man die Vielfalt dieser Gemüseblume kennenlernen will.

Die Artischocke stammt ursprünglich aus dem Mittelmeerbereich, von Persien bis Nordafrika. Der Name der Pflanze kommt deshalb in den meisten europäischen Sprachen aus dem Arabischen. Ihren Siegeszug in den höfischen Küchen Europas soll sie in der Renaissance angetreten haben: Der Florentiner Filippo Strozzi importierte sie von Sizilien nach Florenz, und mit den Köchen von Caterina de' Medici gelangte sie nach Paris und von Frankreich nach England. In den USA dominierte eine Mafia von italienischen Einwanderern an der Ostküste den Handel mit in Kalifornien angebauten Artischocken. In den sogenannten Artischockenkriegen wurde deren Monopol um 1935 gebrochen.

# BRIEF AUS SIBIRIEN

Swetlana Fedorowa



**M**ein Name ist Swetlana Fedorowa, ich bin 65 Jahre alt, und ich lebe in einer Zweizimmerwohnung in Nowokusnezsk – im Südwesten Sibiriens. Früher war ich mit einem Ukrainer verheiratet und habe während der Sowjetzeiten in Sumy (in der heutigen Ukraine) und später in Rostow am Don gelebt.

Die Aufregung, die momentan um die Invasion der russischen Armee in die Ukraine herrscht, kann ich nur schwer verstehen. Ich bin mir sicher, dass die Truppen nur die ukrainische Regierung dazu drängen wollen, einen Vertrag zu unterschreiben und die Unabhängigkeit der Volksrepubliken Donezk und Luhansk zu akzeptieren. Schliesslich leben dort rund vier Millionen Menschen, die, unschuldig, seit 2014 von der Ukraine unterdrückt und in einen Krieg verwickelt werden.

Was die Ukrainer dort machen, erinnert an einen Genozid. Dass die russische Armee auch Städte im Westen der Ukraine angreift, kann ich nicht glauben. Für mich gibt es nur eine Erklärung dafür: Fake News – gezielt gestreut von westlicher Propaganda, die das Bild von Russland manipulieren will. Ich kann Ihnen versichern: Wir Russen wollen auch in Frieden leben.

**G**anz generell stimmt mich die Russophobie, die in Europa offenbar in Mode gekommen ist, sehr nachdenklich. Wenn ich höre, dass russische Bürger im Westen unter Repressionen zu leiden haben, dass russische Schüler an europäischen Schulen gemobbt werden, kann ich nur den Kopf schütteln. In den Nachrichten habe ich gehört, dass auf eine russische Schule in Deutsch-

land ein Brandanschlag verübt wurde. Was können Kinder dafür, wenn zwei Länder miteinander streiten? Die Europäer machen genau das Gleiche, was sie uns vorwerfen – und sie blicken nur aus ihrer Warte auf diese Geschichte.

Noch bis vor wenigen Wochen waren wir Russen überall willkommen – und jetzt werden selbst unsere Künstler, Sportler und Wissenschaftler mit Sanktionen belegt. Dabei geht etwas vergessen: Das Handelsembargo, das gegen Russland verhängt wurde, trifft vor allem die einfachen Leute – jene Leute, die mit der politischen Lage nichts zu tun haben. Besonders ungerecht finde ich, dass unsere Sport-

*Was ich mir wünsche: ein starkes Russland, das die grosse Tradition der Sowjetunion wiederherstellt.*

lerinnen und Sportler von den Paralympischen Spielen in Peking ausgeschlossen wurden. Und meine Tochter, die in der Schweiz lebt, erzählt mir, dass die russische Sopranistin Anna Netrebko ihren Auftritt an der Oper in Zürich absagen musste. Das empfinde ich als höchst ungerecht.

**B**ei diesem Konflikt handelt es sich nicht um einen echten Krieg, sondern um die Befreiung der Ukraine aus den Händen von faschistischen Kräften. Die Bilder von nationalsozialistischen Einheiten der Armee sind im russischen Fernsehen omnipräsent.

Für die Differenzen zwischen der Ukraine und Russland gibt es für mich nur einen Schuldigen – den ukrainischen Präsidenten Woldymyr Selenskyj. Wenn er vernünftig wäre, würde er seine Armee sofort zum Aufgeben auffordern und so die Grundlage zu einem an-

haltenden Frieden legen. Mit seinen Durchhalteparolen und der Kriegstreiberei schadet er seinem eigenen Land am meisten – und stürzt die Ukraine ins Verderben. Sobald Selenskyj zurücktreten oder abgesetzt würde, wäre die Ruhe in der Ukraine wiederhergestellt.

**W**as ich von Wladimir Putin halte? Er ist der Mann, der zu seinem Volk schaut und die Normalität in Russland wiederhergestellt hat. Mit Grauen denke ich an die 1990er Jahre zurück, als Boris Jelzin an der Macht war und das Land total destabilisierte, Homosexualität legalisierte und die Sozialleistungen für Pensionierte vergass. Vielen Menschen wurde damals die Lebensgrundlage entzogen. Was hat uns die Aussicht auf den westlichen Lebensstandard gebracht? Nichts! Zumindest dem normalen Volk nicht.

Dank Putin erhalte ich heute 200 Euro pro Monat und kann ein anständiges Leben führen. Ich wünsche mir, dass Putin so lange wie möglich Präsident bleibt. Wäre er nicht an der Macht, würden liberale Kräfte das Kommando übernehmen – und das würde unser Land in die unheiligen neunziger Jahre zurückwerfen. Was ich mir sonst noch wünsche: ein starkes Russland, das die grosse Tradition der Sowjetunion wiederherstellt. Und das kann nur mit Wladimir Putin funktionieren.

Swetlana Fedorowa ist pensionierte Sekretärin. Sie wuchs im sibirischen Nowokusnezsk auf, zog später nach Sumy (heute Ukraine) und lebte dann bis 1991 in Rostow am Don im Südwesten Russlands. Nach dem Ende der Sowjetunion kehrte sie nach Nowokusnezsk zurück.

# Bekenntnisse eines Russland-Verstehers

Meine Grosseltern waren antirussisch. Mein Vater sagte «Moskau einfach!» Im Eishockey lagen meine Sympathien nie im Osten. Heute aber weigere ich mich, ins schrille Russland-Bashing einzustimmen.

Roger Köppel

Ich bekenne mich schuldig. Ich bin Russland-Versteher. Ein überzeugter obendrein. Mehr noch: Mein Verstehenwollen endet nicht bei Russland, sondern fängt dort erst an. Als Journalist betrachte ich es als meine Aufgabe, möglichst alles möglichst umfassend zu verstehen. Das Verstehen ist dem Nichtverstehen in jeder Hinsicht vorzuziehen.

Verstehen heisst, dass man sich die Mühe einer Auseinandersetzung nicht erspart. Vor vielen Jahren sagte der frühere Schweizer Bundesrat Kaspar Villiger an einer Verleihung des Zürcher Journalistenpreises, dass Journalismus für ihn mit der Bereitschaft anfängt, den «Punkt der Wahrheit» auch dort zu sehen, wo man ihn nicht zu finden glaubt.

## Villigers Augenöffner

Als Villiger seinen Gedanken formulierte, gab es zustimmendes Nicken. Blicken wir heute in die Medien, ist von dieser Bereitschaft, den «Punkt der Wahrheit» zu erkennen, erschreckend wenig übrig. Villiger lag richtig. Seine Feststellung war für mich ein Augenöffner. Journalismus ist ein Verfahren zum besseren Verständnis der Welt, die Suche nach Wahrheitspunkten überall.

Achtung: Verstehen ist nicht gleich Rechtfertigen, aber jedes fundierte Urteil setzt voraus, dass ich mich auf den Gegenstand, den es zu beurteilen gilt, wirklich einlasse, einsinke in den Stoff. Der Schriftsteller Martin Walser hat mir das mal so erklärt: «Bevor ich einen anderen Menschen beurteile, muss ich mir vorher seine Sicht zu 99,99 Prozent zu eigen gemacht haben.»

Ehe ich über Russland spreche, möchte ich diesen Gedanken noch etwas schärfen. Ich glaube, dass eine der wichtigsten Aufgaben der Kultur, zu welcher der Journalismus gehört, darin besteht, Verständnis zu ermöglichen, den Menschen Zugänge, Fluchtwege zu öffnen in Welten, die sie nicht kennen oder von denen sie annehmen, sie zu kennen, ohne es wirklich zu tun.

Meine Beschäftigung mit Russland begann mit einer Fremdheitserfahrung, mit einem Kulturschock. Ich bin von zu Hause aus sehr russlandkritisch eingestellt. Meine Grosseltern

hatten den Zweiten Weltkrieg erlebt, die Bombardierung Königsbergs und dann den Ansturm der Roten Armee, die nach den schrecklichen Verbrechen der Wehrmacht im Osten Vergeltung übte an den Deutschen.

Es ist wohl nicht übertrieben, wenn ich meinen Grossvater, der oft aus dieser Zeit erzählte, als keinen besonderen Freund der Russen und schon gar nicht des Kommunismus bezeichne. Seine Meinungen stimmten mit denen meines Vaters überein, der jede Kritik an der US-Politik im Kalten Krieg mit dem Verdikt «Moskau einfach» konterte. Russland hatte bei uns zu Hause keine Lobby.

Dazu kamen sportliche Neigungen. Wir waren, wir sind Eishockey-begeistert. Zwar bewunderten wir rein technisch die «Sputniks», das russische Nationalteam, doch in jedem Match, an den ich mich erinnern kann, halfen wir den Gegnern der damals schier unbesiegbaren Kufenzauberer aus dem Osten. Das politisch negative Russlandbild färbte auf alle anderen Sphären ab.

In der Schule sah es etwas anders aus. Der Zeitgeist drehte nach links. Die meisten Medien schrieben in der, wie man noch nicht wusste,

## *Der Blick in die Hölle des Gulag prägte meinen Eindruck der russischen Geschichte sehr.*

Endphase des Kalten Kriegs kritischer gegen Amerika als gegen die Sowjetunion. Von linker Seite bestand ohnehin die Tendenz, den Kommunismus zu romantisieren. Viele Intellektuelle glaubten an die moralische Überlegenheit der roten Ideologie.

Diese Stimmung, die auch mich während der Uni-Zeit nicht gänzlich unberührt gelassen hatte, wurde schwer erschüttert durch das «Schwarzbuch des Kommunismus» zweier französischer Autoren. Hier wurde erstmals ein Register der Verbrechen ausgelegt, die im Namen des Sozialismus weltweit verübt worden sind. «Das Ende einer Illusion», resümierte der Pariser Historiker Francois Furet.



«Punkt der Wahrheit»:

Auf meinem Weg zum Russland-Versteher beeindruckte mich besonders ein Buch des britischen Schriftstellers Martin Amis: «Koba der Schreckliche», eine kompakte, aufwühlende Schilderung der unvorstellbaren Gräueltaten Stalins. Der Blick in die Hölle des Gulag, ins eisige Inferno sibirischer Grausamkeit und Quälerei prägte meinen Eindruck der russischen Geschichte sehr.

## Moskau funkelte

Das ist vielleicht bis heute ein wichtiger emotionaler Bezugspunkt geblieben. Alles, was in Russland seit dem Zusammenbruch des Kommunismus passierte, von Jelzin bis Putin, so fragwürdig und abstossend es uns auch erscheinen mag, nichts davon kommt punkto Verwerflichkeit und Brutalität an das heran, was von den russischen Kommunisten im Zeichen ihrer Ideologie begangen wurde.

Mit dieser hoffnungsfrohen Einstellung, dass es in Russland dank dem Zusammenbruch des Sowjet-Kommunismus zwangsläufig einen zivilisatorischen Quantensprung gegeben hatte, trat ich in den 2000er Jahren meine ersten Reisen nach Moskau an. Ich wollte mir ein Bild von



Szene aus dem Russland-Epos «Doktor Schiwago» (1965).

Russland unter Putin machen, einem schon damals recht umstrittenen Politiker.

Ich redete mit Leuten des Staates, Beratern des Präsidenten, einem stellvertretenden Aussenminister, mehreren prominenten Oppositionellen, Geschäftsleuten und einem bekannten russischen Verleger. Es war das Jahr 2005. Moskau funkelte. Die Stadt war nicht mehr zu vergleichen mit der grauen Wüste, in die ich als Sportreporter 1992 gekommen war.

In einem Befund waren sich fast alle Gewährsleute einig: Putin hatte Russland vor dem Auseinanderbrechen bewahrt. Er war die starke, ordnende Hand, die den Wirren, dem Chaos der postsowjetischen Zeit in den neunziger Jahren ein Ende bereitete, die Feudalherrschaft der Oligarchen zurückband und den Ausverkauf der Rohstoffe an private Interessen stoppte.

Selbst seine Kritiker räumten ein, dass sich Russland unter dem ehemaligen Geheimdienstler positiv entwickelt habe. Putin sei der seit langem erste Nichtalkoholiker an der Spitze des Kreml. Mir wurde bewusst, wie nahe Russland am Abgrund gestanden hatte, ein wirtschaftlich verwesender Riesenleichen-

von Staat, ausgestreckt über elf Zeitzonen, nach unseren Begriffen unregierbar.

Wir Schweizer sind überzeugte Kleinstaatler und Demokraten. Für Grossmächte haben wir wenig übrig. Autokraten geniessen unsere Sympathien nicht. Wir machen uns keine Vorstellung davon, was es bedeutet, ein Land von den Dimensionen und der Geschichte Russlands zusammenzuhalten. Mit den Methoden unserer auf die Schweiz gemünzten Konsensdemokratie ist es kaum zu schaffen.

Ich sage das nicht, um einen autoritären Führungsstil zu rechtfertigen. Aber wir müssen wohl einfach zur Kenntnis nehmen, dass Russland in seiner langen Geschichte nie demokratisch regiert wurde. Der Parlamentarismus ist eine späte Errungenschaft. Die Autokratie, schrieb der US-Historiker Richard Pipes, sei eine «geschichtliche Konstante» in Russland über alle Regierungssysteme hinweg.

Hinzu kommt noch etwas Zweites, was im Westen gerne übersehen wird: Der Versuch, Russland nach der Wende von aussen zu demokratisieren und den Segnungen der Marktwirtschaft zuzuführen, ging krachend daneben. Die Rezepte amerikanischer Theoretiker scheiterten.

Raubtierkapitalismus und Korruption breiteten sich aus. Die Russen mussten ihren eigenen Weg erst finden.

Auf einer meiner Reisen erklärte mir ein Unternehmer, dass man im Westen endlich zur Kenntnis nehmen müsse, dass sich Russland als zutiefst europäisches Land empfinde. Russland sei christlich, seine Literatur, die Musik seien Teil des westlichen Erbes. Zweimal habe Russland Europa sogar vor schrecklichen Diktatoren gerettet. Anerkennung würden die Russen dafür kaum bekommen.

An diese Episode musste ich denken, als ich 2015 in den Zeitungen las, dass die meisten westlichen Staatsführer der russischen Gedenkfeier

*Wir Schweizer sind überzeugte Kleinstaatler und Demokraten. Für Grossmächte haben wir wenig übrig.*

zum Ende des Zweiten Weltkriegs vor siebzig Jahren wegen Putins Krim-Annexion ferngeblieben waren. 25 Millionen Russen starben im Vernichtungskrieg der Wehrmacht gegen die «slawischen Untermenschen». Ohne Stalin wäre Hitler nicht besiegt worden.

**Obamas Spott über die «Regionalmacht»**

Es kommt nie gut heraus, wenn man eine geschwächte Grossmacht demütigt. Das lehrt die Geschichte. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Deutschland in den Staub gedrückt. Die Folgen waren fürchterlich. Nach dem Ende des Kalten Kriegs hat man den stolzen, empfindsamen Russen zu verstehen gegeben, sie seien, wie US-Präsident Obama spottete, nur noch eine «Regionalmacht».

Ja, auch ich halte die Nato-Ostausdehnung für historisch unausweichlich. Polen, Ungarn, das Baltikum sind aus leidensvoller Erfahrung unter den westlichen Schirm geflüchtet. Wer die Geschichte dieser Länder kennt, weiss um die legitimen Sicherheitsbedürfnisse, die allerdings auch die mehrfach aus dem Westen brutal angegriffenen Russen für sich in Anspruch nehmen dürfen.

Die Ukraine ist ein anderes Kapitel. Hier verdanke ich die wesentlichen Erkenntnisse einem langen Gespräch mit Viktor Orbán. Der ungarische Regierungschef wird in den Medien als Putin-Vertrauter kritisiert, zu Unrecht. Orbán ist ein Patriot, der die kritische Sicht vieler Ungarn auf Russland teilt, weil die Russen 1848 und 1956 demokratische Aufstände in Budapest aufs brutalste niederschlugen.

Orbán erklärte mir, die Ukraine sei aus russischer Warte nicht einfach Ausland. Kiew gelte als «Mutter aller russischen Städte», die russisch-orthodoxe Kirche sei dort im Mittelalter gegründet worden. Er glaube nicht, Putin wolle die lange zu Russland gehörige Ukraine erobern, sein Ziel sei es wohl eher, ein ukrainisches Abdriften in die Nato zu verhindern. >>>

Dank Orbán begriff ich, dass Europa und Russland grosse gemeinsame Interessen verbinden. Die Russen, unfähig sich selber zu industrialisieren, würden das Know-how aus dem Westen brauchen. Wir seien auf russische Rohstoffe angewiesen. Die EU und Russland seien Partner, keine Gegner. Man dürfe die Ukraine-Krise nicht zum Anlass einer Konfrontation hochkochen, sagte der Politiker. Das war 2015.

### EU-Flaggen und ein Maschinengewehr

Inzwischen ist viel passiert. Im Osten der Ukraine tobt seit acht Jahren ein Bürgerkrieg. Die Uno spricht von 14.000 toten Ukrainern im Donbass, ohne dass unsere Öffentlichkeit sonderlich Notiz davon genommen hätte. Unsere Medien schreiben stattdessen von Putins «Vernichtungskrieg», obwohl die Russen, bis jetzt, vermutlich weniger Ukrainer getötet haben als die Ukrainer Russen bzw. russische Ukrainer.

Noch immer wird an den Gründen herumgeforscht, die zur Entfesselung des Ersten Weltkriegs vor über hundert Jahren geführt haben. Mit

### *In den Hass gegen Putin kann ich nicht einstimmen. Die Heiligsprechung Selenskyjs mache ich nicht mit.*

Blick auf die Ukraine allerdings will man uns einreden, dass alle Fragen längst geklärt seien und eine vertiefte Auseinandersetzung mit den Hintergründen unerwünscht, geradezu verboten sei.

Vor einigen Jahren war ich in Kiew für ein Interview mit der Oligarchin und Top-Politikerin Julia Timoschenko. In ihrem Büro fielen mir die vielen EU-Flaggen auf – und ein auf den Besucher gerichtetes Maschinengewehr. Man merkte der Ukraine die Zerrissenheit richtiggehend an. Der Osten gravitierte in Richtung Moskau, der Westen strebte in die Europäische Union.

Gewiss, es gibt das Selbstbestimmungsrecht der Völker. Jedes souveräne Land darf für sich entscheiden, mit wem es sich verbündet. Was in der Theorie schön klingt, ist in der Wirklichkeit oft komplizierter. Als die Kubaner 1962, ganz selbstbestimmt, sowjetische Atomraketen stationieren wollten, drohten die Amerikaner, empfindlich getroffen in ihrer Einflusszone, mit Atomkrieg.

Ho Chi Minh, der Staatsgründer des modernen Vietnam, reiste 1919 an die Friedenskonferenz von Versailles, um dort den amerikanischen Präsidenten Wilson zu treffen. Wilson hatte soeben seine 14 Punkte mit dem Selbstbestimmungsrecht der Völker publiziert. Ho wollte den Amerikaner beim Wort nehmen und die französischen Besatzer aus Vietnam entfernen. Er bekam nicht mal einen Termin.

Wenn das Völkerrecht die Lösung aller Probleme wäre, gäbe es keine Kriege mehr. Als sich in den neunziger Jahren das Kosovo für unabhängig erklärte, griff die Nato das souveräne Rest-Jugo-

slawien an, um das Selbstbestimmungsrecht der Kosovaren zu verteidigen. Der Bruch des Völkerrechts wurde mit der Verhinderung eines «Genozids» begründet, für den bis heute die Beweise fehlen.

Folgt Putin mit seinem Angriff auf die Ukraine dem gleichen Drehbuch? Auch er behauptet, das Selbstbestimmungsrecht einer Minderheit zu schützen. Seinen Einmarsch begründet er mit der Abwendung eines «Genozids», den die Gegenseite wie einst Jugoslawien bestreitet. Völkerrecht ist auch das, was die Grossmächte im Eigeninteresse jeweils situativ zusammenlügen.

Trotzdem glaube ich, dass der Westen in der Ukraine dumm und kontraproduktiv gehandelt hat. Man muss sich nur die Landkarte anschauen. Die Nato hat weite Teile des alten Warschauer Pakts geschluckt. Russland sieht sich heute sogar zurückgedrückt hinter die Grenzen des Ersten Weltkriegs, als man sich den Deutschen im Schmachfrieden von Brest-Litowsk hatte beugen müssen.

Bären haben etwas Gutmütiges, Gemütliches. Wenn man sie krault und ihnen etwas Honig ums Maul schmiert, sind sie drollig, herzig. Wehe aber, wenn man den Bären reizt. Dann mutiert er zur rasenden Bestie. Haben wir allenfalls eine solche Metamorphose erlebt, die Bestialisierung des russischen Bären in der Person von Wladimir Putin?

Jeder Staatschef muss selber verantworten, in welche Abenteuer er sich stürzt, welche Katastrophen er entfesselt. Es gibt kein Grundrecht darauf, andere Staaten anzugreifen, nur weil man sich in seinen geopolitischen Interessen bedroht fühlt. Und klar, unsere Sympathien liegen bei den Kleinen, bei den Attackierten, bei den Opfern der Aggression.

Trotzdem darf, ja muss man sich hier die Frage stellen, was sich die Amerikaner und die Ukrainer überlegt haben, was sie geritten hat, als sie am 10. November 2021 eine gemeinsame «Charta» unterschrieben haben, in der sie übereinkommen, die Ukraine in die «euro-atlantischen Institutionen» der Verteidigung, also in die Nato, einzugliedern.

Das Abkommen ist Sprengstoff. Unsere Medien berichten kaum darüber. Die Aussenminister der USA und der Ukraine kamen überein, politisch, wirtschaftlich und militärisch

enger zusammenzuspannen. Ziel sei die Integration der Ukraine in die «euro-atlantischen Institutionen». Angestrebt wird die Rückgewinnung der «territorialen Integrität».

Wie hat man sich das vorgestellt? Die Krim gehört heute zu Russland. Im Osten standen seit Jahren russische Soldaten. Mit der Charta ging die Ukraine, ermuntert durch Washington, auf Frontalkollisionskurs gegen Moskau. Eskalation programmiert. Seit Jahren repetiert Putin, eine

### *Wieder einmal sind die Intellektuellen hemmungsloser als die Grobiano.*

Nato-Ukraine bedrohe Russlands Interessen. Erneut schlug man die Forderungen in den Wind.

Vielleicht war das die Provokation, die den Bären endgültig in Rage brachte. Gewiss, die Ukrainer dürfen Allianzen schmieden, wie sie wollen. Aber auch die Russen berufen sich aufs Völkerrecht. Artikel 8 des Istanbul OSZE-Abkommens von 1999 besagt: Kein Teilnehmerstaat darf seine Sicherheit auf Kosten der Sicherheit eines anderen Teilnehmerstaats festigen.

Wenn einer dem anderen immer wieder sagt, wenn du diese Linie überschreitest, gibt's Krieg, wer ist dann für den Krieg verantwortlich? Derjenige, der den Krieg startet, oder der andere, der die rote Linie überschritten hat? So fragt ein arabischer Diplomat, mit dem ich in Bern gesprochen habe. Ein anderer erklärt mir, Putin sei dumm genug gewesen, in die Bärenfalle der USA zu tappen.

### Uralte Vorurteile schleudern hoch

Wir werden sehen. Beim Anblick des politischen Debakels, das in der Ukraine sich nun kriegerisch entlädt, befällt mich ein Gefühl der Trauer. In den Hass gegen Putin kann ich nicht einstimmen. Die Heiligsprechung Selenskyjs mache ich nicht mit. Ich ärgere mich über die dumme Überheblichkeit des Westens und den Schweizer Bundesrat, der die Neutralität preisgab.

Die aufbrandende Russophobie ist beschämend. Uralte Vorurteile schleudern hoch. Wir erleben einen Rückfall in primitivste Sippenhaft und Barbarei. In deutschen Medien breitet sich Kriegsbegeisterung aus. Britische Zeitungen fordern einen neuen Churchill, was Putin wohl zu einem neuen Hitler macht. Wieder einmal sind die Intellektuellen hemmungsloser als die Grobiano.

Als Russland-Versteher blättere ich in meinen Büchern und Notizen. Ich hoffe auf eine Rückkehr zu Frieden und Vernunft. Die Amerikaner stecken in den Schablonen des Kalten Krieges fest, geradezu versessen darauf, die Welt in Gut und Böse aufzuteilen. Friedliche Koexistenz, die Bereitschaft zu verstehen, auch bei den anderen, sogar beim Feind, den «Punkt der Wahrheit» aufzuspüren, ist notwendiger denn je.



„Also, ich weiß nicht so recht, ob der Personalabbau no eine gute Idee war...“

# Warum ich bei Flüchtlingen unterscheide

Wir diskriminieren täglich. Warum sollten wir nicht entscheiden dürfen, wer ins Land kommt?



Ich bin es leid, über die deutsche Asyl- und Migrationspolitik zu schreiben. Zum einen, weil ich keine Wiederholungen mag. Zum anderen, weil die Politik am Ende des Tages ohnehin nichts davon hören will.

Seit sieben Jahren schreibe ich mir die Finger wund. Geändert hat sich nichts. Der erneute Flüchtlingsansturm aus der Ukraine zeigt, dass man die Probleme in der Asylpolitik nicht nur immer noch nicht sehen will, sondern dass sie den Politikern auch vollkommen egal sind.

Hatte man bei der CDU in Teilen zumindest noch so etwas wie ein Problembewusstsein, ist dieses im Zuge der ideologischen Kriegsführung von Bundesinnenministerin Nancy Faeser vollends abhandengekommen: Ja, es werden wieder Leute eingeladen, Pässe gefälscht, und es wird nicht oder unzureichend kontrolliert. Wer das alles kritisiert, ist ein Nazi und so weiter und sofort.

Womit wir beim dritten Punkt wären, warum ich diese Debatte leid bin: Am Ende sind wir Deutschen immer die Rassisten. Und da wir es sowieso sind, kann ich ja gleich Tacheles reden.

Die Wahrheit ist: Es spielt keine Rolle, ob Deutschland 2015/16 mehr Flüchtlinge aufgenommen hat als jedes andere Land der EU. Wenn es der eigenen Sache dienlich ist, behauptet die Allianz aus Menschen mit (muslimischem) Migrationshintergrund und Linken plötzlich, eine Willkommenskultur habe es nie gegeben. Vielmehr fühlen sich die «alten» gegenüber den «neuen» Flüchtlingen aus der Ukraine zurückgesetzt. «Wieso wurden für uns

nicht die Züge geöffnet?», fragen etwa afghanische Asylbewerber im Gespräch mit der *Stern*-Journalistin Natalie Amiri.

Statt Solidarität gibt es Neid und die Angst, dass vielleicht nicht genug vom deutschen Wohlfahrtskuchen für einen selbst abfällt.

Nun könnte man feststellen, dass ein solches Forderungsdenken einer Gruppe, die nicht nur kostenlose Züge bereitgestellt bekam, sondern zu Zehntausenden aus ihrem Land nach Deutschland ausgeflogen wurde, besonders widerlich ist. Aber was wären diese Stimmen ohne die Hilfe deutscher Aktivisten

*Statt Solidarität gibt es Neid und die Angst, dass nicht genug vom Wohlfahrtskuchen für einen abfällt.*

und Journalisten, denen augenblicklich die Themen und das Geld ausgehen würden, wenn man auch in Momenten der grössten Hilfsbereitschaft nicht noch irgendwo ein Körnchen herbeifantasierten Rassismus fände?

Und so dreht sich die öffentliche Debatte am Ende auch dieses Mal nicht um die Hilfe für ukrainische Flüchtlinge, sondern darum, ob nun andere aus rassistischen Gründen benachteiligt werden. Damit auch noch der letzte Marokkaner oder Tunesier mit gefälschtem ukrainischen Pass widerspruchlos in die Bundesrepublik geschleust werden kann.

Dieser Spuk wird erst aufhören, wenn die Deutschen sich nicht mehr von diesen

Leuten und ihren schreibenden Advokaten am Nasenring durch die Manege ziehen lassen. Wenn man nicht mehr wie ein dressierter Affe auf jeden Rassismusvorwurf mit Rechtfertigungen reagiert.

Stattdessen könnte man sagen: Ja, natürlich unterscheide ich zwischen ukrainischen Frauen und Kindern und überwiegend jungen perspektivlosen Männern aus Nahost und Afrika. Aber nicht aus rassistischen Gründen.

Nein, ich unterscheide zwischen diesen Gruppen, weil die einen überwiegend ins benachbarte europäische Ausland geflüchtet sind, während die anderen sichere Drittländer durchquerten, um sich das beste Sozialsystem auszusuchen.

Ich unterscheide, weil es sich bei den einen überwiegend um besonders schutzbedürftige Frauen und Kinder handelt, deren Männer in der Ukraine bleiben mussten, im Krieg, während die anderen Frauen und Kinder zurückliessen. Ich unterscheide zwischen ukrainischen Flüchtlingen und solchen aus Nahost und Afrika, weil sie mir kulturell und geografisch näher sind. Und ich unterscheide, weil ich in ihnen die Dankbarkeit finde, die ich bei der anderen Gruppe seit Jahren vergeblich suche.

Wir diskriminieren alle, jeden Tag. Schon bei der Frage, mit wem wir befreundet sein wollen und mit wem nicht. Wieso sollte ich da nicht auch entscheiden dürfen, mit wem ich in meinem Land zusammenleben möchte? Nur wer an der Grenze die notwendigen Unterscheidungen vornimmt, hat am Ende die nötigen Kapazitäten für jene, die unsere Hilfe am meisten benötigen. Und das ist nichts, wofür man sich rechtfertigen muss.

# Brot für die Welt

Der Technologiekonzern Bühler im sankt-gallischen Uzwil ist ein heimlicher Gigant. Seine neue Mühlentechnik hilft, den Ausfall des Ukraine-Weizens besser zu verkraften.

Beat Gygi

Der Fall Nestlé bewegt die Öffentlichkeit. Vor allem Leuten aus der Wirtschaft ist es in die Knochen gefahren, wie der ukrainische Präsident Selenskyj den Konzern vor Schweizer Publikum öffentlich angeprangert hat und wie Bundesrat Ignazio Cassis die Vorwürfe ohne Widerspruch durchgehen liess. Die besorgte Frage heisst: Soll es denn dem Nahrungsmittelkonzern nicht erlaubt sein, eine gewisse Geschäftstätigkeit in Russland aufrechtzuerhalten und im Land wenigstens für eine Lebensmittelversorgung auf bescheidenem Niveau zu sorgen? Nein, militant wird gegen diese Ansicht Stimmung gemacht. Eine grosse Koalition aus NGOs, rotgrünen Politikern und Ukraine-Aktivisten fordert den vollständigen Rückzug von Nestlé Russland, wie viele andere Firmen dies schon getan haben.

Aber Wirtschaftsvertreter halten dagegen: Auch in härtesten Konflikten gelte es bei Sanktionen jeweils eine Grenze der Aggressivität zu beachten, die man nicht übertreten sollte. Es seien jedenfalls nicht Situationen bekannt, in denen lebensnotwendige Medikamente und Nahrungsmittel wirklich total verboten und der lokalen Bevölkerung vorenthalten worden seien. Diese humanitären Spielräume müssten im Fall Russland offenbleiben.

## In zwei Welten zu Hause

Kritik an seinem Russlandgeschäft traf dieser Tage auch den Technologiekonzern Bühler. Medien berichteten von Mitarbeitern, die den vollständigen Rückzug der Firma aus Russland forderten – wie es etwa der Schokoladenhersteller Lindt & Sprüngli schon gemeldet habe. Bühler ist zwar nicht ganz vergleichbar mit Nestlé oder Lindt & Sprüngli, ist nicht direkter Nahrungsmittelanbieter, ist aber zentral fürs Ernährungsgeschäft: nämlich als Lieferant von Maschinen und Anlagen zur Verarbeitung von Getreide, Reis, Schokolade und anderen Nahrungsmitteln. Lebensmitteltechnologie ist der Schwerpunkt.

Moment, ist denn Bühler so wichtig für die Grundversorgung der Menschen? Das ist

doch dieses fast Lifestyle-mässig anmutende Unternehmen mit dem neuen, modernen Forschungszentrum am Hauptsitz in Uzwil bei St. Gallen. Da, wo in den Labors Lebensmittelfachleute, Bäcker, Teigwarenhersteller, Feinkostproduzenten oder Diätspezialisten aus zahlreichen Kundenfirmen ein- und aus-

## Heute stehen rund um den Globus Tausende Müllereianlagen von Bühler im Einsatz.

gehen, Leute in Laborkleidern, die mit grossem wissenschaftlichem Aufwand neue Variationen etwa von Brot testen, von neuen Produkten, die aus Getreide hergestellt werden, auch von Schokolade-Innovationen. Immer auf der Suche: Wie kann man den Geschmack von Nahrungsmitteln, die Optik, das Anfühlen, die Inhaltsstoffe noch stärker auf das ausrichten, was nach dem Stand des Wissens als gesunde Ernährung gilt und beim Publikum Anklang findet? Bühler – auch der Ort, wo in Kooperation mit Hochschulen geforscht wird.

Ist das wirklich ein Unternehmen, das in Notzeiten, wenn die Sorge ums Brot und die Angst vor dem Hunger regieren, Grundbedürfnisse der Ernährung erfüllen, humanitäre Spielräume öffnen kann? Brauchte es da nicht vor allem bodenständige Firmen, die ganz normal Getreide mahlen, Mehl und Brot

liefern, statt Diät- und Gesundheitsforschung zu betreiben?

Der Clou: Bühler Uzwil ist führend in beiden Bereichen zugleich. Das Schweizer Unternehmen hat bei Mühlen einen Weltmarktanteil von rund zwei Dritteln, und zwar seit ewig lange. Der Riese aus dem kleinen Land Schweiz überragt alle Konkurrenten, er betreibt traditionelle Nahrungsmittelherstellung im grossen Massstab, widmet sich aber gleichzeitig dem Tüfteln im Labor. Ist eine Spitzenkraft in *blue collar* und *white collar* zugleich.

## Hausmarke im Pasta-Markt

Man muss sich das vergegenwärtigen: Die Schweizer Landwirtschaft produziert auf ihren Flächen etwas über ein Promille der weltweiten Getreidemenge, einen winzigen Anteil, aber zwei Drittel aller Körner dieser Welt laufen durch die Mühlen der St. Galler Firma. Kurz: Bühler heisst Brot für die Welt.

Heute stehen rund um den Globus Tausende Müllereianlagen von Bühler im Einsatz. Die Führung bekräftigt, man sei in vielen Krisengebieten, wie jetzt auch Russland, aktiv, damit die Maschinen zur Lebensmittelherstellung gewartet werden könnten. So könne der Zugang zu Lebensmitteln für alle gewährleistet werden. Das gesamte Unternehmen umfasst laut Firmenangaben gegenwärtig 12 500 Mitarbeiter in 140 Ländern, dreissig Fabriken, gut hundert Servicestationen und 24 Anwendungs- und Schulungszentren. Der Jahresumsatz 2021 erreichte mit 2,7 Milliarden Franken etwa das Vorjahresniveau. Geografisch war China jüngst der grösste Einzelmarkt für die Firma.

Begonnen hatte die Unternehmensgeschichte 1860 mit einer Eisengiesserei, gegründet durch Adolf Bühler am Ort, der später Uzwil genannt wurde. Bald kam man zum Giessen von Walzen; es kamen Walzenstühle für Mühlen dazu und 1890 wurde laut Firmengeschichte die erste von Bühler gebaute Getreidemühle ausgeliefert. In Paris, Mailand und anderswo entstanden Niederlassungen, man verlagerte den Schwerpunkt der Tätig-



„Das sieht mir ganz nach einer Fachkräfte -  
Mangelerscheinung aus...“





*Bodenständige Firmen, die ganz normal Mehl liefern: Anlage von Swissmill in Zürich.*

keit von Textil auf Mühlen und expandierte mit der Zeit übers Mahlen hinaus in die Bier- und Teigwarenproduktion. Das hatte eine industrielle Logik, Teigwaren entstanden ja aus Mehl, es kamen also das Kneten und Extrudieren hinzu, und heute ist Bühler im Pasta-Markt die Hausmarke von Spitzenteigwaren.

#### Was ist, wenn die Ukraine ausfällt?

Im Grunde kann man die Entwicklung von Bühler nachzeichnen wie einen Baum mit Verästelungen: Vom Stammgeschäft Mühlen – 1972 verstärkt durch die Übernahme der deutschen Miag Mühlenbau – ausgehend, haben

### *Zwei Drittel aller Körner dieser Welt laufen durch die Mühlen der St. Galler Firma.*

sich immer wieder neue Äste entwickelt, indem eine vorhandene technische Lösung auf neue Gebiete ausgedehnt wurde. Das Giessen von Walzen erforderte zum Beispiel zuerst die Konstruktion von Gussmaschinen – und aufbauend auf diesem Wissen, entwickelte sich Bühler dann zum Anbieter von Druckgussmaschinen auch für Dritte. Autohersteller etwa kauften diese Maschinen, um damit ihre Motoren oder Getriebegehäuse zu giessen. Und heute kann eine neue Generation dieser Maschinen mit grossen Gussformen so umgehen, dass für neue Elektroautos ganze Fahrzeugstrukturen aus einem Guss gefertigt werden.

Auch aus dem Mahlen von Mehl ergaben sich neue Verästelungen. Walzen aus der Müllerei-Tradition liessen sich auch verwenden, um industrielle Materialien so fein zu vermahlen, dass als Resultat beispielsweise Farbpigmente für Druckertinte aus der Anlage kamen. Auf ähnliche Weise erhält man durch sehr feines Vermahlen Partikel in Nanometergrösse, die sich unter anderem für Beschichtungen einsetzen lassen. In diesen Zusammenhang gehört auch die extrem präzise mechanische Behandlung von Getreidekörnern in der Art, dass die Vitamine unter der Schale nicht beschädigt werden. So behält auch geschliffener Reis die wertvollen Nahrungsbestandteile.

Bildlich ausgedrückt: Bühler ist ein riesiger Mühlen-Technologie-Apparat mit einem ganzen Strauss an Zusatztalenten – ein Anbieter von Verarbeitungsanlagen und Verfahrenstechnologien etwa für Weizen, Mais, Reis, andere Getreidearten, für Teigwaren, Schokolade, Waffeln, Farbpigmente, Nanopartikel, Elektrobatterien, Oberflächenbeschichtung, Druckgussteile – oder neuerdings fürs Verarbeiten von Insekten zu Nahrungszwecken. Es ist eine einmalige Entwicklung eines Familienunternehmens, das durch Urs Bühler, den Urenkel des Gründers, in den vergangenen Jahrzehnten massgeblich geprägt wurde – vor allem auch in dem Sinn, dass Ausgaben für Forschung und Entwicklung ungeachtet der Ertragslage genügend hoch dotiert werden sollten.

2001 wurde mit Calvin Grieder der erste externe Konzernchef angestellt. In Grieders Zeit

gewann Bühler allmählich an Ertragskraft, die lange Zeit ungenügende Gewinnmarge stieg auf ein respektables Niveau. Heute ist Grieder Verwaltungsratspräsident, das Eigentum liegt in der Familie bei den Töchtern Urs Bühlers.

Die jüngsten Verbesserungen der Mühlen-technik sollen den Output um rund 2 Prozent verbessern. Tönt nicht nach sehr viel, aber was heisst das für die Welt? Der Ukraine-Krieg beschädigt einen beträchtlichen Teil der Nahrungsmittelproduktion. Russland ist der grösste Weizenexporteur der Welt, vor den USA, Kanada, Frankreich und der Ukraine. Russland und die Ukraine bestritten 2020 zusammen gut ein Viertel der weltweiten Weizenausfuhren. Das tönt dramatisch, hängt aber auch damit zusammen, dass die Ukraine rund drei Viertel der Produktion ins Ausland verkauft, also eine regelrechte Exportmaschine ist oder war.

#### Russland vor den USA

Betrachtet man die Produktionsmengen der einzelnen Länder, sieht die Welt ausgeglichener aus. Laut Angaben des Informationsportals *Our World in Data* produzierte Russland als Nummer drei nach China und Indien rund 10 Prozent der Weltgetreidemenge (72 Millionen Tonnen), dahinter lagen die USA (51), Frankreich (36), Kanada (32), dann kam die «Kornkammer» Ukraine mit 25 Millionen Tonnen, das sind gut 3 Prozent der Weltproduktion, die jetzt wahrscheinlich gossenteils verloren sind. Wenn man sich nun vorstellt, dass die verbesserten Getreidemühlen die Mehlausbeute um vielleicht 2 Prozent steigern, kann man sagen: Durch Bühlers neue Technologie lässt sich der Ausfall der Ukraine-Produktion zu einem guten Teil wettmachen.



### Pflegezentrum Gorwiden

Sehr gute Pflege in ruhigem Gartenquartier Zürich Nord

- Aktivierungstherapie, Ergotherapie, Logopädie, Physiotherapie
- Eigene Ärzte, Pauschaltaxen inkl. Cafeteriaabzüge
- Kurzaufenthalte während den Ferien von pflegenden Angehörigen, Tages- und Nachtaufenthalte, Betreutes Wohnen, keine Kündigungsfristen
- Haustiere in Einbettzimmern möglich
- Besuche in Corona-Zeit jederzeit, unter Einhaltung der Hygienevorschriften der Gesundheitsdirektion, möglich.
- Aufnahme von Pflegefällen jederzeit kurzfristig möglich
- Besichtigungen und Beratungen auch am Wochenende

www.gorwiden.ch | 044 315 11 11 (täglich)

# Massenflucht ins organisierte Chaos

Noch immer hat der Bundesrat keinen richtigen Plan für die Flüchtlinge aus der Ukraine. Unterdessen wird die Politik der Schweiz auf den Kopf gestellt.

Marcel Odermatt

**I**m Augenblick überbieten sich die Verantwortlichen mit ihren Schätzungen: Werden bis zu 50 000 Menschen aus der Ukraine in die Schweiz flüchten, wie Justizministerin Karin Keller-Sutter (FDP) erklärte? Oder kommen gar Hunderttausende, wie andere im Bundeshaus wissen wollen?

Das Zahlenwirrwarr kommt nicht von ungefähr. Schon heute ist den Behörden nicht bekannt, wie viele Leute aus dem Kriegsland tatsächlich hier gelandet sind. Gesichert ist laut dem Staatssekretariat für Migration (SEM) nur, dass es sich bei der Mehrheit der Flüchtlinge – 60 bis 70 Prozent, die sich registriert haben – um Frauen und Kinder handelt.

## Corona-Test? – «Grundsätzlich nein»

Doch wie kommen die Experten zu ihren Schätzungen? Gemäss Christoph Curchod, Leiter Migrationsanalysen beim SEM, geht der Bund von einem simplen Modell aus. Das SEM schätzt, dass 11 000 bis 15 000 Ukrainerinnen und Ukrainer vor Kriegsausbruch in der Schweiz lebten. Das entspricht etwa zwei bis drei Promille der ukrainischen Diaspora. Die

Bern

Verwaltung rechnet nun damit, dass sich die Vertriebenen vor allem in jene Länder absetzen, in denen sie ihre Landsleute finden.

Konkret: Wenn eine Million Menschen flüchten, bedeutet das gemäss diesem Modell, dass 3000 Ukrainerinnen und Ukrainer in die Schweiz kommen werden. Sollten bis im Sommer 50 000 Personen in die Schweiz fliehen, wie Keller-Sutter annimmt, müssten 16 Millionen der 44 Millionen Einwohner oder ein Drittel der Bevölkerung das Land verlassen.

Dieser Exodus stellt alte Gewissheiten infrage. Nehmen wir das Thema Covid-19. Noch vor kurzem legten die Schweizer Behörden millionenteure Kampagnen auf, um die Leute von der Impfung zu überzeugen. Nun sind laut verfügbaren Daten nur 34,5 Prozent der Ukrainerinnen und Ukrainer vollständig geimpft. Auf die Frage, ob die ankommenden Menschen immerhin getestet werden, sagt SEM-Sprecher Reto Kormann: «Grundsätzlich nein.»

Getestet würden nur Personen, die beim Eintritt ins Bundesasylzentrum Symptome zeigten. Und: «Wer von ausserhalb des Schengen-Raumes einreist und Schutz sucht, stellt einen Härtefall dar und darf auch ohne

nachgewiesene Impfung einreisen.» Nach der Registrierung am Unterbringungsort wird den Schutzsuchenden eine Nachimpfung angeboten – «sofern sie das wünschen». Erstaunlich bei explodierenden Ansteckungszahlen und einem Anstieg der Corona-Fälle auf den Intensivstationen im Vorwochenvergleich um zehn Prozent.

Doch nicht nur die Corona-Politik des Bundes wird über Nacht auf den Kopf gestellt. Das linke Lager will mit einem Referendum verhindern, dass der Bund den Kontrolleuren der

*Wie gross die Herausforderungen sind, wird ersichtlich, wenn die erste Solidaritätswelle abklingt.*

EU-Aussengrenzen mehr Mittel zur Verfügung stellt. Letztes Jahr zahlte die Eidgenossenschaft als Mitglied des Schengen-Raums rund 24 Millionen Franken in den gemeinsamen Topf. 2027 soll dieser Betrag auf 61 Millionen steigen. Die Schweiz müsse dazu beitragen, dass Frontex «als Symbol der abschottenden, gewaltvollen europäischen Migrationspolitik» abgeschafft werde, schreibt das von SP und den Grünen unterstützte Referendumskomitee.

Die Aktivitäten der 2004 gegründeten und in Warschau beheimateten Agentur Frontex förderten «das rassistische Narrativ von Migration als Bedrohung». Triumphieren die Linken, hätte das laut den Beamten von Keller-Sutter einschneidende Konsequenzen für das Verhältnis zur EU: «Falls die Schweiz die Frontex-Weiterentwicklung nicht übernimmt, tritt das Schengener Abkommen ausser Kraft.» Die FDP-Bundesrätin müsste dann versuchen, mit den anderen Ländern eine Notlösung zu finden. Misslingt ihr das Kunststück, würde das Abkommen «automatisch beendet».

## Gleiches Recht für Syrer

Ob bei der Übernahme der EU-Sanktionen gegen Russland oder bei der Flüchtlingspolitik: Im Moment unternehmen die Behörden alles, um sich möglichst eng an Brüssel



Rückkehr ist Nebensache: Justizministerin Keller-Sutter.

anzuschmiegen und jede Unstimmigkeit zu vermeiden. Ein Frontex-Hosenlupf, wie das die Genossen einfordern, wirkt deshalb aus der Zeit gefallen. Die Lust der Stimmbürger, ausgerechnet bei der Sicherheit der Schengen-Grenzen ein Exempel zu statuieren, dürfte seit dem Angriff der Russen auf die Ukraine und der Massenflucht nicht mehr allzu gross sein. Die Chancen, dass die Linken am 15. Mai eine heftige Niederlage kassieren, ist auf jeden Fall grösser als vor dem 24. Februar, ist man auch im Umfeld von Keller-Sutter überzeugt.

In einer starken Position befinden sich auch die Flüchtlingsorganisationen. Der Bundesrat schaffte mit dem Schutzstatus S eine Privilegierung der Ukrainerinnen und Ukrainer gegenüber anderen Schutzsuchenden. Verständlicherweise fordert die Schweizer Flüchtlingshilfe bereits, dass Asylbewerber beispielsweise aus dem kriegsversehrten Syrien die gleiche Behandlung erfahren.

### Mix von neuen Ansprüchen

Unabhängig davon kommt auf die Politik ein grosser Mix von neuen Ansprüchen zu: mehr Geld für Integrationsmassnahmen, die Schaffung von zusätzlichen Kinderbetreuungsstrukturen oder der Schutz der vielen Frauen vor sexueller Ausbeutung.

Wie gross die Herausforderungen sind, wird spätestens dann ersichtlich, wenn die erste grosse Solidaritätswelle abklingt. Hinweise gibt es bereits. Bei ihren ersten Auftritten versuchte Keller-Sutter den Eindruck zu erwecken, die geflüchteten Ukrainer würden nur temporär in der Schweiz bleiben. Doch in den letzten Tagen war nur noch von Unterstützungsleistungen beim Sprachenlernen, bei der Jobsuche oder der Kinderbetreuung die Rede. Die Rückkehr ist in den Hintergrund gerückt.

Deshalb ist es falsch, wenn Keller-Sutter auf die Frage, wie lange die Vertriebenen in der Schweiz bleiben werden, antwortete, das müsse man Putin fragen. Mit dem Schutzstatus S geben die Ukrainerinnen und Ukrainer beim Entscheid, ob sie hierbleiben wollen, selber das Tempo vor. Selbst wenn – wie alle hoffen – dieser furchtbare Krieg heute zu Ende wäre, sähen wohl viele keinen Grund, wieder in ihr Land zurückzukehren.



# Ihr Vorbild ist Hannah Arendt

Eine französische Journalistin wird zur Kronzeugin Russlands. Wer ist Anne-Laure Bonnel? Was hat sie zu sagen?

Jürg Altwegg

Genf

Der Dokumentarfilm «Donbass» der französischen Kriegsreporterin Anne-Laure Bonnel zeigt die Leiden der Zivilbevölkerung in der Ostukraine, auch Tote und Verstümmelte. Er berichtet von Bombenangriffen und ihren Folgen, von Folter und anderen Kriegsverbrechen. Die Autorin verzichtet auf jede historische und politische Einordnung und beginnt ihren Film mit einer Hassrede von Petro Poroschenko, dem Vorgänger von Wolydmyr Selenskyj.

Obwohl «Donbass» schon 2016 erschienen war, hatte bis zum Überfall der Russen auf die Ukraine kaum jemand den Film gesehen. Nun katapultierte ihn Russlands Aussenminister Sergei Lawrow in die Schlagzeilen der Zeitungen und in die Timelines der Social-Media-Nutzer. «Nicht Selenskyj, Putin ist der Aggressor», hatte Frankreichs Präsident Emmanuel Macron erklärt. In seiner Replik erwähnte Lawrow eine «französische Journalistin»: «Sie war im Donbass und hat die Zerstörung einer Schule geschildert, die Ermordung zweier Lehrerinnen. Sie appelliert an den Westen, der Wahrheit ins Gesicht zu blicken.» Doch sie werde zensuriert.

### Lehrauftrag an der Sorbonne

Von Zensur kann keine Rede sein. Anne-Laure Bonnel befindet sich erneut im Donbass. *Le Figaro Magazine* und *Valeurs actuelles* veröffentlichten Reportagen von ihr. Im TV-Programm von CNews berichtete sie von der Ermordung zweier Lehrerinnen. Sie duellierte sich dort mit dem Philosophen Bernard-Henri Lévy, der für noch schärfere Sanktionen und die Entsendung von Streitkräften der Nato plädiert. Um ihm den «wahren Krieg» zu zeigen, hielt sie das Handy mit ihren Fotos in die Kamera.

Vor einem Jahr widmete *Elle* der vierzigjährigen Kriegsreporterin und Mutter ein einfühlsames Porträt. Bonnel hatte gerade einen hochgelobten Film über den Krieg zwischen Armenien und Aserbaidschan gedreht. An der Sorbonne hat sie einen Lehrauftrag. Als Vorbild bezeichnet sie die deutsche Philosophin und Publizistin Hannah Arendt («Banalität des Bösen»).



«Nichts ist gestellt»: Reporterin Bonnel.

«Donbass» sei die Dokumentation einer «eingebetteten Journalistin», höhnt der Russland-Korrespondent von *Le Monde*. Sie habe sich von den Separatisten führen lassen, diese hätten auch die Fragen gestellt. «Nichts ist gestellt, nichts ist manipuliert», beteuert Bonnel: «Der Krieg hat nicht jetzt begonnen, sondern 2014. Und er hat 13 000 Tote gefordert.» Und: «Die Regierung führt Krieg gegen ihre eigene Bevölkerung.» Die andere Seite habe sie nicht zeigen können, weil ihr Kiew die Einreise verweigerte. Es sei ein «Krieg zwischen Brüdern».

Das kann man so sehen. Problematischer sind Bonnells Aussagen an Diskussionsveranstaltungen: «Humanitäre Hilfe leisten nur die Russen. Die Nato bildet die ukrainische Armee aus. Die separatistischen Republiken werden von den Russen nicht unterstützt», behauptet sie. Auch zum «Massaker von Odessa» hat Bonnel eine klare Meinung. Es ereignete sich am 2. Mai 2014, zu Beginn des Kriegs, und wurde nie aufgeklärt. Im russischen Propagandafeldzug spielt die Geschichte eine zentrale Rolle.

Mit ihrer Version der Geschehnisse stützt Bonnel die russische Sicht der Dinge: «Achtundfünfzig eingeschlossene Gewerkschafter wurden lebendigen Leibes verbrannt, weil sie gegen das Verbot der russischen Sprache demonstriert hatten», sagt sie. Das macht Bonnel in Moskau zur Heldin, zur westlichen Stimme der russischen Wahrheit. Es scheint sie alles andere als zu stören.

# Deutschland taumelt, Deutschland wankt

Um der Ukraine eine Kapitulation zu ersparen, wünscht Präsident Selenskyj einen Nato-Einsatz. Er hat mächtige Fürsprecher, gerade in Berlin. Das macht die Sache so gefährlich.

Hans-Georg Maassen

Berlin

**G**eschichte wiederholt sich, wenn Fehler wiederholt werden. 1914 gerieten wir schlafwandelnd in einen grossen Krieg, den keine der Kriegsparteien so wollte und vorhersah. Damals ging man in den Sommerwochen vor Kriegsbeginn mit jeder politischen Entscheidung und mit jeder Zeitungsmeldung dem Krieg einen Schritt weiter entgegen. Man dachte nicht in möglichen Szenarien, weil man die Interessen und Möglichkeiten der anderen missachtete und weil man es zuliess, dass die Emotionalisierung und die Kriegsbegeisterung der Massen nicht mehr eingefangen werden konnten. So konnte aus einem regional begrenzten Konflikt auf dem Balkan ein Weltkrieg werden, der Europa grundlegend veränderte.

## Kriegsdrohung stand lange im Raum

Der Ukraine-Krieg im Osten Europas ist bislang regional begrenzt. Der Angriff Russlands auf die Ukraine war ein Angriff mit Ansage, kein Überfall. Die Ukraine hatte sich militärisch gut vorbereitet, jedenfalls besser, als Russland erwartet hatte. Die Amerikaner konnten rechtzeitig ihre neuen Hyperschall-Nuklearwaffen «Dark Eagle» in Deutschland stationieren, die Chinesen anders als im Sommer 2008 ihre Olympischen Spiele friedlich zu Ende bringen (damals entbrannte während der Spiele in Peking der Georgien-Krieg). Der russisch-chinesische Partnerschaftsvertrag über unbegrenzte Zusammenarbeit wurde noch vor Kriegsbeginn besiegelt, und die hektische Reisediplomatie zeigte, dass etwas Grosses bevorstand.

Putin ist weder verrückt noch irrational, er handelt überlegt, berechenbar und skrupellos. Er ist in seinem Denken und Handeln ein Offizier des KGB. Er ist vielleicht sogar berechenbarer als westliche Politiker, weil er nicht auf Stimmungen, Wahlen und Medien Rücksicht nehmen muss. Seine Interessen im Ukraine-Krieg sind klar. Er will nicht, dass die Ukraine schleichend ein Teil des Westens wird. Und er hatte klargemacht, dass er sich im Recht sieht und dass er notfalls Gewalt anwenden wird. Die Kriegsdrohung stand schon lange im Raum.

Das Interesse von Selenskyj ist ebenfalls klar. Die Ukraine möchte kein zweites Weissrussland sein, das als Vasallenstaat zum russischen Hegemonialbereich gehört. Seine Chance sieht er darin, die Nato in den Krieg hineinzuziehen, um sich und der Ukraine eine Kapitulation zu ersparen. Allerdings würde damit aus einem regional begrenzten Konflikt ein unbegrenzter und unkontrollierbarer Konflikt. Selenskyj hat im Westen mächtige Fürsprecher. Politik und

## Wir sehen jetzt, dass jede Sanktion gegen Russland auch und vor allem Deutschland trifft.

Medien sind weitgehend auf Seiten der Kriegspartei Ukraine. Zunehmend wird gefordert, die Ukraine aktiv zu unterstützen. In Medien wird mit emotionalisierenden Bildern und Berichten über die Opfer des Ukraine-Kriegs Stimmung für eine militärische Unterstützung der Ukraine gemacht.

Mathias Döpfner, Chef des Springer-Verlags, schrieb in einem Kommentar seiner *Bild*-Zeitung, die Nato müsse sofort militärisch auf Seiten der Ukraine eingreifen, um die freie Welt zu retten. Das bedeutet nicht weniger als eine militärische Auseinandersetzung zwischen der Nato und Russland. Das wäre ein nicht mehr regional begrenzter Krieg, der mit einiger Wahrscheinlichkeit in einen Weltkrieg münden könnte.

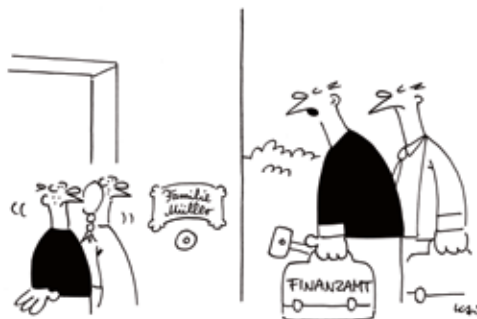
Döpfner steht mit seiner Position in Deutschland nicht allein. Tag für Tag gehen wir dem

Krieg in der Ukraine weiter entgegen: Aus Fürsprache für die Ukraine wird Parteinahme, Solidarität, Sanktionen gegen Russland und dann militärische Unterstützung der Ukraine. Schritt für Schritt werden wir schlafwandelnd in einen Konflikt hineingezogen, der nicht unserer ist und ohne dass Bündnisverpflichtungen bestehen. So verständlich es ist, dass die Kriegsbilder uns bewegen, dass wir helfen wollen: Wir dürfen nicht zulassen, dass die Ukraine die Nato in den Konflikt hineinzieht. Die Interessen der Ukraine sind nicht deckungsgleich mit den unseren.

## Schleichend in die Pazifismusfalle

Unser Interesse ist, dass der Konflikt regional begrenzt ist und schnell beendet wird. In Deutschland sind weder Bundeswehr noch Zivilschutz auf einen Krieg vorbereitet. Wir haben uns sehenden Auges energiepolitisch und wirtschaftlich von Russland abhängig gemacht. Diese Politik war ein schwerer und unentschuldbarer Fehler. Wir sehen jetzt, dass jede Sanktion gegen Russland auch und vor allem Deutschland trifft. Hinzu kommt die wirtschaftliche und technologische Abhängigkeit vom kommunistischen China. Ein Konflikt mit China hätte gewaltige negative Auswirkungen auf Deutschland. Wir haben von der langen Friedensphase in Europa profitiert und konnten uns nicht vorstellen, dass sie auch einmal vorbei sein würde. Wir sind schleichend in die Pazifismusfalle geraten.

Durch eine militärische Unterstützung der Ukraine und eine Ausweitung des Ukraine-Krieges haben Deutschland und Europa am meisten zu verlieren. Deshalb sollten wir bei jedem Schritt, bevor wir ihn gehen, nüchtern und emotionslos prüfen, ob er in unserem Interesse ist. Es hilft nicht, sondern schadet nur, wenn wir uns durch die Kriegsberichterstattung in den Medien emotionalisieren, ohne handeln zu können, und wenn wir der Ukraine falsche Hoffnungen auf Unterstützung machen.



„Wir kommen von der Sparschwein-Abteilung...“

Hans-Georg Maassen war Präsident des deutschen Inlandgeheimdiensts (Bundesamt für Verfassungsschutz).

# Breaking: In der Migros hat ein Kind geweint

Die Verlockung der elterlichen Überbehütung ist gross. Sie landet früher oder später auf Twitter.



Im Gegensatz zu früher sind Eltern heute ressourcenreicher, darum planen sie ihre Kinder zu Tode – in dem Sinne, dass sie ihnen alle Möglichkeiten zur Verfügung stellen, von denen sie annehmen, dass sie nützlich sind.» Das sei verständlich, berge aber die Gefahr, dass das Kind zu viel angeboten bekomme, erklärt der Psychologe Jordan Peterson in einem Interview, das bei Youtube abrufbar ist. «Eine der Konsequenzen ist, dass wir eine hohe Anzahl junger Erwachsener haben – jene, von denen man an den Universitäten hört –, die übertrieben behütet waren und in gewissem Masse unterfordert und darum nicht sehr robust sind.» In unserer Gesellschaft werde die Überbehütung viel weiter getrieben, als es hilfreich sei. Mit den heutigen Ressourcen könne man das Leben seines Kindes leichter machen. «Aber soll man es ihm wirklich so viel leichter machen?», fragt er.

Neulich hat ein Junge beim Einkauf in der Migros geweint. Von dem Ereignis informiert wurde die Welt via die Plattform Twitter, auf die seine Mutter – wohl aus einem elterlichen Verantwortungsgefühl heraus – ihre Sorgen geschleppt hat. Sie wollte dem Sohn ein Velo kaufen, und als er sich für die Farbe Lila entschied, soll ein Verkäufer gesagt haben, das seien aber «Mädchenfarben». Beim Siebenjährigen sind dann die Tränen gekullert, er habe sich seit Monaten auf sein lila Bike gefreut und nun sei er am Weinen, notierte die Mutter. Das erschüttert mein Weltbild.

Sie schrieb den Detailhändler mit an, die Migros hat sich dann entschuldigt und will jetzt Mitarbeiter Gender-sensibilisieren. Ich schätze, das Training wird unter dem Titel «Wie man es vermeidet, ein Gefühl auf der Welt zu verletzen» stattfinden, und das schlechte Gewissen des Angestellten, der morgens nichts Böses ahnend

seine Schicht begann und sich abends wegen eines übermotivierten Mamis in den Medien wiederfand, wird wie kalter Schweiß im Workshop-Zimmer hängen. Ein kleiner Einschub zwecks Einordnung des Vorfalls im Universum: Die überwältigende Mehrheit der Kommentare unter einem sich mit dem Thema befassenden *Nau.ch*-Artikel war sich einig, das sei «Theater». Sie reichten von «Ich würde eine Task-Force des Bundes mit mindestens 10 Experten einsetzen» bis «Oh je, Bübchen weint und Mama zettelt einen Aufstand an. Wenn das das einzige ist, das den Buben in seinem Leben zum Weinen bringt, ist ja alles halb so wild».

Um dem Ereignis die gebührende Ernsthaftigkeit zu schenken: Selbstverständlich ist es okay, wenn sich Jungs lilafarbene Fahrräder wünschen oder Mädchen blaue. Die wenigsten Eltern haben ein Problem damit. Ob der Mitarbeiter einen «Fehler» gemacht hat, weil er «klischierte Rollenbilder» (Migros) benützt hat? Jesses Gott. Unter «Fehler» verbuche ich anderes. Ein populäres Vorurteil ist ja, dass man traditionelle Rollenbilder nicht aufbrechen könne. Natürlich kann man, Menschen bringen es jeden Tag zustande.

Kinder erleben manchmal unangenehme Dinge, ihre Gefühle werden von Erwachsenen verletzt, auch von anderen Kindern, sie werden gehänselt wegen der Farbe ihres Velos, der Sneakers, der Brille, all das ist Teil ihrer Sozialisierung und ihres Aufwachsens. Solange es im Rahmen bleibt, ist daran nichts Schädigendes. In weiten Teilen der Gesellschaft herrscht heute eine neue «Konfliktfrei»-Philosophie; ohne Konflikt können wir niemanden verletzen. Und so sollen Kinder und Heranwachsende vor jedem Konflikt und jedem schlechten Gefühl geschützt werden. Das Pro-

blem ist, dass durch übertriebene Behütung während des Aufwachsens Erwartungen an das Leben entstehen, wie gewisse Aspekte sein werden (Alltag, Job, Beziehungen), die sich dann als komplett anders herausstellen. Und das soll kein Durcheinander aus Zweifeln zur Folge haben?

Petersons Frage, ob man das Leben seines Kindes leichter machen will, ist eine schwierige, Eltern haben ja nur die besten Absichten. «Leichter» heisst eben nicht zwingend besser. Hätte ich bei meinem Kind die Wahl zwischen leichter machen und nicht, würde ich mir eine Bedenkzeit von achtzehn Jahren ausbitten. Aber im Ernst, es ist eine alte Binsenweisheit: Je steiniger der Weg, desto mehr charakterliche Widerstandsfähigkeit bildet sich. Emotionale Reife erlangen wir nicht, indem alle unbequemen Vorkommnisse und schlechten Gefühle von uns abgewendet werden, sondern indem wir sie meistern (auch mit Unterstützung der Eltern), durch Straucheln und Wiederaufstehen.

In dem Sinne glaube ich nicht, dass wir über einen eventuell falschen Satz eines Migros-Mitarbeiters diskutieren sollten. Sondern eher über die Konsequenzen von überbehüteten Kindern. Oder warum immer mehr Menschen denken, die Gesellschaft müsse so sein, wie sie sie selbst haben wollen.

«Es ist egal, was andere sagen: Wenn dir Lila gefällt, nimmst du Lila. Alle Farben sind für alle», hätte ich zu Klein Tamaro gesagt. «Komm, holen wir dir deine Lieblingsglace! Oder willst du lieber zu McDonald's? Ich könnte dir alle Pokémon-Karten der Welt organisieren ...? Oder soll ich dir ein Pony kaufen?»

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli

# «Spaltungsvorwürfe sind Fake News»

Die Republika Srpska betreibe die Loslösung von Bosnien-Herzegowina, sagen Kritiker im Westen. Präsidentin Zeljka Cvijanovic weist die Anschuldigungen in aller Form zurück.

*Christoph Mörgeli*



«Vertrauen und Verständnis»: Ethno-Village Stanisici bei Bijeljina in Bosnien-Herzegowina.

**I**m Gefolge des Ukraine-Kriegs wird der Republika Srpska vorgeworfen, sie betreibe die Abspaltung von Bosnien-Herzegowina und damit den Bruch des Vertrags von Dayton, der 1995 den Bürgerkrieg in Bosnien beendet hatte. Damals entstand Bosnien-Herzegowina mit Bosniern, Serben und Kroaten in zwei souveränen, gleichberechtigten Gliedstaaten, der Republika Srpska und der Föderation. Die Uno entsendet einen Hohen Repräsentanten zur Einhaltung des Dayton-Abkommens.

Gegründet wurde die Republika Srpska schon 1992, drei Jahre vor dem Dayton-Abkommen. Anlässlich der Jubiläumsfeier in der Schweiz konnte die *Weltwoche* mit der Präsidentin der Republika Srpska sprechen. Zeljka Cvijanovic war vor ihrem Einstieg in die Politik Englischlehrerin. Sie ist Mitglied des regierenden Parteiverbands der Unabhängigen Sozialdemokraten, präsidiert von Milorad Dodik. Derzeit sitzt dieser als serbisches Mitglied im dreiköpfigen Staatspräsidium von Bosnien-Herzegowina.

**Weltwoche:** Frau Präsidentin, sind Sie oft in der Schweiz, haben Sie Beziehungen hierher?

**Zeljka Cvijanovic:** Nicht sehr oft, letztmals vor einigen Jahren. Den einzigen Kontakt pflege ich über den Botschafter von Bosnien-Herzegowina.

**Weltwoche:** Sie werden aus Anlass des 30. Jahrestages der Gründung der Republika Srpska zu Ihren Landsleuten sprechen. Können Sie uns Ihre zentrale Botschaft verraten?

**Cvijanovic:** Das ist tatsächlich ein bedeutender Anlass für die grosse Gemeinschaft der Serben in der Schweiz. Sie haben noch immer einen starken Bezug zu ihrer Heimat, und es ist für sie wichtig, sich über die künftige Entwicklung unserer Republik zu informieren. Ich werde über die wirtschaftliche und politische Situation reden, wie wir die Covid-Pandemie bewältigt haben, über die realisierten und geplanten Projekte der Energieversorgung, das Gesundheitswesen, die Partnerschaft mit Serbien und wie wir den Mitbürgern in der Diaspora unsere Institutionen noch näher bringen können. Wir haben stabile Institutionen, die Regierung verfügt über eine starke Mehrheit und ist sehr reformorientiert.

**Weltwoche:** Mitte Dezember 2021 hat das Parlament der Republika Srpska der Regierung

den Auftrag erteilt, innert sechs Monaten die Zuständigkeit für Verteidigung, Justiz und Steuern vom Gesamtstaat Bosnien-Herzegowina auf die Republika Srpska zu übertragen. Wo steht der politische Prozess derzeit?

**Cvijanovic:** Diese Kompetenzen haben ihren Ursprung in der Verfassung und stehen der Republika Srpska zu. Tatsächlich wurden durch internationalen Druck diese Zuständigkeiten dem Gesamtstaat in Sarajevo übertragen. Man hat behauptet, dies sei besser praktikabel, effizienter und kostengünstiger. Die Wirklichkeit sieht anders aus: Die Zentralisierung wurde zum Spielplatz für politische Auseinandersetzung und hat den Zusammenhalt geschwächt. Deshalb haben wir entschieden, die Zustimmung zum Prozess der Zentralisierung zurückzunehmen. Den Zeitrahmen haben wir bewusst gesetzt, um einen Dialog mit unseren bosnischen und kroatischen Partnern aufzunehmen. Falls es eine für alle ethnischen Gemeinschaften und politischen Akteure akzeptable Lösung gibt und wir uns einigen, Reformen in diesen Bereichen umzusetzen, müssen die Kompetenzen nicht zwangsläufig wiederhergestellt werden.

**Weltwoche:** Viele Medien in Europa und in den USA werfen Ihrer Regierung vor, sie würde die schlimmste Krise seit den neunziger Jahren heraufbeschwören, indem sie die Abspaltung der Teilrepublik Srpska von Bosnien anstrebe.

**Cvijanovic:** Fake News, Fake News, Fake News! Sie können es zehn Mal sagen. Es gibt viele, die wollen mitdiskutieren, aber sie wollen das Problem nicht verstehen. Wir bestehen auf der Verfassung, denn neben Verteidigung, Justiz und Steuern befinden sich weitere 140 Bereiche in der Zuständigkeit der Gliedstaaten. Diese Verschiebungen sind eine Folge internationaler Interventionen. Wir unternehmen nichts, was der Verfassung widerspricht. Darum gibt es keinen Grund für Beschuldigungen. Die durch äusseren Druck erzeugten Veränderungen haben unser System beschädigt. Zweitens: Es gibt keine Sezession, keinen Separatismus. Das ist ein Vorwand der internationalen Gemeinschaft, um von ihrem Versagen und den Problemen, die sie geschaffen hat, abzulenken. Es gibt keinen Grund für Anschuldigungen, weil wir das Dayton-Abkommen respektieren. Dieses bietet uns die Möglichkeit, friedlich zusammenzuleben und zu kooperieren.

**Weltwoche:** Ich entnehme Ihren Äusserungen, dass die Republika Srpska zum Abkommen von Dayton steht, aber andern vorwirft, dieses nicht zu respektieren.

**Cvijanovic:** Ja, die Interventionen von aussen haben die Zentralisierung stärker vorangetrieben, als es die Verfassung und das Dayton-Abkommen vorsahen. Wenn Sie die Verfassung mit der Wirklichkeit vergleichen, sehen Sie eine grosse Differenz, denn die geltende Verfassung sieht die heute bestehende Kompetenzordnung nicht vor. In Bosnien-Herzegowina gibt es keine Bestrebungen, die Verfassung zu ändern. Wir wollen die Verfassung stärken, aber keinerlei Sezession oder Gefährdung der territorialen Integrität. Deshalb ist die in internationalen Kreisen kursierende Geschichte, es würde sich dabei um Separatismus und Sezessionsgelüste handeln, schlicht eine Lüge.

**Weltwoche:** Warum gibt es denn die Vorwürfe von Abspaltungsabsichten an Ihre Adresse?

**Cvijanovic:** Die bosnischen Politiker erheben solche Unterstellungen, um Aufmerksamkeit zu erzeugen. Sie erhoffen sich davon eine Einmischung von aussen, statt mit jenen zusammensitzten, mit denen sie in Bosnien-Herzegowina zusammenleben. Es gibt keinerlei Gefahr eines bewaffneten Konflikts. Einzig die Nato könnte eine Gefährdung hervorrufen.

**Weltwoche:** Milorad Dodik, Mitglied des dreiköpfigen Staatspräsidiums von Bosnien-Herzegowina, hat als Ultima Ratio gedroht, die Republika Srpska von Bosnien abzuspalten. Laut US-Regierung gefährdet er damit das Dayton-Friedensabkommen. Washington hat sogar Sanktionen gegen ihn verhängt. Wie geht Ihre Republik mit diesen Sanktionen um?



*Dialog im Innern:*  
Staatschefin Cvijanovic.

**Cvijanovic:** Das ist absolut lächerlich. Milorad Dodik steht zur Verfassung, plädiert für Diskussionen im Inland und wendet sich gegen äussere Einmischungen. Man gibt Problemen lieber einen Vor- und Nachnamen, statt sie zu lösen. Es ist einfacher, die Dinge zu personalisieren, statt sich wirklich mit den Problemen auseinanderzusetzen. Milorad Dodik hätte nichts gegen ein verfassungsmässiges Bosnien-Herze-

*«Es gibt keinen Grund für Anschuldigungen, weil wir das Dayton-Abkommen respektieren.»*

gowina, doch dies ist in der Praxis nicht die reale Situation. Die Schwierigkeiten sind in Sarajevo angesiedelt, und die Kroaten sind ebenfalls unzufrieden. Es darf doch nicht sein, dass wir dermassen für unsere verfassungsmässigen Rechte kämpfen müssen. Die internationale Gemeinschaft und der Hohe Repräsentant wirken im Schatten und drängen uns Regeln auf, zu denen sie nicht berechtigt sind.

**Weltwoche:** Wo sehen Sie denn ganz konkret die grössten Probleme?

**Cvijanovic:** Erstens leben wir in einem Land, das seine eigene Verfassung nicht respektiert. Zweitens werden jene, die für die Verfassung eintreten, vom Ausland sanktioniert und jene, die sie nicht respektieren, von aussen belohnt. Drittens reden alle über Bosnien-Herzegowina, aber kaum jemand hat eine Ahnung von den Realitäten. Nicht ausländische Diplomaten, sondern die inländischen Institutionen müssen und können unsere Probleme lösen. Das Verbreiten von Lügen im Ausland sollte durch internen Dialog ersetzt werden.

**Weltwoche:** Seit dreissig Jahren besteht Bosnien-Herzegowina als Vielvölkerstaat. Wie würden Sie das Verhältnis zwischen orthodoxen Serben, muslimischen Bosniern und katholi-

schen Kroaten beschreiben? Wie hat es sich über die Jahre entwickelt?

**Cvijanovic:** Bedauerlicherweise gibt es keinerlei inneren Zusammenhalt. Hätten wir das Dayton-Abkommen wirklich umsetzen können, hätten wir das gegenseitige Vertrauen und Verständnis entwickelt. Dem ist aber nicht so. Ich bedaure dies, denn es hindert uns an gemeinsamen Fortschrittsprojekten. Wir verschwenden unsere Energie mit unnötigen Auseinandersetzungen. Es gibt kein einziges Vorhaben, das alle drei Ethnien unterstützen, leider nicht einmal im wirtschaftlichen Bereich. Egal, welches Projekt wir aufgleisen, es wird von bosnischen Parteien verunmöglicht.

**Weltwoche:** Können Sie uns Beispiele nennen?

**Cvijanovic:** Wir haben ein Wasserkraftprojekt mit Serbien angestossen, es wurde verhindert. Wir wollen im südlichen Teil der Republika Srpska einen Flughafen bauen, sie wollen ihn blockieren. Es gab das Projekt einer Autobahn zwischen Belgrad, Banja Luka und Sarajevo, sie waren nicht interessiert. Wir in der Republik Srpska würden nie ein Projekt verhindern, das zum Gedeihen der Föderation beiträgt.

**Weltwoche:** Hat der Staat Bosnien-Herzegowina wirklich eine Zukunft?

**Cvijanovic:** Ja, wenn wir uns zusammensetzen und uns darauf einigen, unsere Probleme selber zu lösen, statt uns auf das Ausland zu verlassen. Die politischen Parteien der Serben und Kroaten suchen den Dialog, die bosnische Seite verweigert ihn. Die Zentralisierung unseres Staatswesens in Sarajevo, welche die Bosnier unter Mithilfe der internationalen Gemeinschaft erreicht haben, ist in ihrem Interesse, aber nicht in jenem der Serben und Kroaten. Wir sehen das nicht als Erfolg. Ist es ein Erfolg, wenn zwei von drei – ja sogar einer von drei – mit einer Lösung unzufrieden sind? Ein Erfolg wäre es doch, ein Ziel zu erreichen, mit dem alle leben können – durch Dialog im Innern, nicht mit Zwang und Einmischung von aussen oder einem Hohen Repräsentanten. Wenn wir einsehen, dass wir zusammenleben, aufeinander hören und gemeinsam diskutieren können, dann ist Bosnien-Herzegowina überlebensfähig.



*„Mein Mann macht Bodybuilding.“*

# Der Gast und sein Richter

Warum fällen Moderatoren wie Sandro Brotz Urteile? «Haltung zeigen» heisst das Stichwort. Als ob sich die Zuschauer nicht selber eine Meinung bilden könnten.

Reto Brennwald

Ist es dem Moderator der wichtigsten Polit-Sendung im Schweizer Fernsehen erlaubt, auch als Kommentator aufzutreten? Die *Weltwoche* hat mir diese Frage gestellt und damit einen wunden Punkt getroffen. Ich musste etwas schmunzeln, denn ich glaube nicht, dass es darum geht, was «erlaubt» ist oder nicht, sondern darum, was für ein Berufsverständnis ein «Arena»-Moderator mitbringt.

Was ist passiert? In der letzten Sendung wollte Sandro Brotz vom Fraktionspräsidenten der SVP, Thomas Aeschi, wissen, ob er ein Brandstifter sei. Aeschi hatte im Nationalrat gesagt, es dürfe nicht sein, dass Nigerianer oder Iraker plötzlich achtzehnjährige Ukrainerinnen vergewaltigten. Eine polemische, provokative, unnötige Aussage, die sich einreihet in eine lange Liste von SVP-Provokationen, die ein Grund dafür sind, dass die Partei so viele Gegner hat, und auch mich immer wieder irritieren.

Aeschi gestand in der Folge ein, dass seine Aussage ein Fehler gewesen sei. Er gab zu, er hätte erwähnen müssen, dass er sich auf einen konkreten Fall in Deutschland beziehe. Eine allgemeine Aussage, alle Nigerianer oder Iraker seien Vergewaltiger, sei «absurd». Damit, meine ich, wäre die Sache aus journalistischer Sicht erledigt gewesen. Doch nach dieser Entschuldigung legte Kollege Brotz erst richtig los.

## Lenken, nicht streiten

Was Aeschi gesagt habe, sei rassistisch, Punkt, Ausrufezeichen! Und sein Versuch, sich zu rechtfertigen, «ganz billig» (Kritik an der Rassismuskommission). Warum wird der Befragter zum Kommentator, zum Richter, der ein Urteil fällt? «Haltung zeigen» heisst das heute im Journalismus. Als ob sich die Zuschauer nicht selber eine Meinung bilden könnten. Ist es die Aufgabe des Moderators, mit den Gästen zu streiten? Ich denke nein. Gäste in der «Arena» sollten mit ihren besten Argumenten zu Wort kommen und debattieren. Der Mo-

derator (lateinisch *moderare*= mässigen, lenken, regeln) ermöglicht diese Debatte, spielt den Ball hin und her, greift ein bei Monologen, Falschaussagen, Unflätigkeiten, er hält den roten Faden in der Hand, aber er urteilt nicht.

Klar, die Ausgangslage war anspruchsvoll. Die Grünen verweigerten eine Teilnahme in



Wo stehen Sie politisch? «Arena»-Gastgeber Brotz.

der Sendung mit der Begründung, man dürfe Rassismus (durch eine Einladung der SVP bzw. Aeschis) keine Plattform geben. Allerdings hielt es die grüne Nationalratspräsidentin Irène Kälin in der Nationalratsdebatte nicht für

## Nach Aeschis Entschuldigung wäre die Sache aus journalistischer Sicht erledigt gewesen.

nötig, Thomas Aeschi mit seiner Entgleisung zu konfrontieren. Sie sei abgelenkt gewesen, tweetete sie später, wobei die NZZ maliziös ergänzte, dass die höchste Schweizerin – während dieser offenbar so aufwühlenden Debatte – die meiste Zeit in ihr Handy tippte.

Es ist ein Weilchen her, seit ich die «Arena» leiten durfte, aber ich habe keine Schwierigkeiten, mich zu erinnern, zu welcher Zurückhaltung

wir Moderatoren als Aushängeschilder des Service public im Zusammenhang mit persönlichen Aussagen angehalten wurden. Was für ein Unterscheid zu heute, wo mich manchmal das Gefühl beschleicht, eine TV-Persönlichkeit, die sich nicht permanent via Facebook und Twitter äussert, existiere eventuell gar nicht. Wir wurden damals nicht besonders gecoach. Die Fähigkeit, einen Unterschied zu machen zwischen Fakten und Meinungen, wurde einfach vorausgesetzt, quasi als genetisch verankert betrachtet.

## In den Worten der SRF-Direktorin

«Wo stehen Sie politisch?» Das war immer die interessanteste Frage der Journalisten an den «Arena»-Moderator. Es wäre mir nicht in den Sinn gekommen, sie zu beantworten, denn es sollte keine Rolle spielen. Die publizistischen Leitlinien von SRF formulieren das heute so: «Moderatorinnen und Moderatoren nehmen [...] zu politischen und gesellschaftsrelevanten Themen eine kritische und nüchterne Distanz ein. Sie wahren dabei [...] eine sachliche und faktenorientierte Haltung. Sie sind

weder privat noch distanzlos, sondern immer professionell – wie es ihrer Rolle und ihrem Service-public-Auftrag entspricht.»

Noch deutlicher sagte es die Chefin einst selbst und sorgte damit intern für einigen Wirbel. Bevor Nathalie Wappler als neue Direktorin von SRF ihre Stelle antrat, wurde sie Ende 2018 in der *NZZ am Sonntag* gefragt, wie sie die «No Billag»-Kritiker besänftigen wolle. Sie antwortete: «Wir müssen ein Programm machen, das informiert, aber nicht polarisiert. Wir müssen keinen Meinungsjournalismus machen. Wenn wir in einem Beitrag einen Politiker zu Wort kommen lassen und wenn der Journalist dann den Eindruck erweckt, er wisse es besser, provoziert das einen Vertrauensverlust.»

Dem ist nichts beizufügen.

Reto Brennwald war «Arena»-Moderator von 2008 bis 2010 und ist heute selbständiger TV-Journalist, Filmmacher und Kommunikationsberater.



---

# Fürchtet euch nicht!

Unser aufgeregtes Zeitalter taumelt von einer eingebildeten Katastrophe in die nächste. Ein christliches Präventionsprogramm tut not.

Sylvie-Sophie Schindler

**W**er Angst hat, für den hat man, zumindest weitgehend, Verständnis. Und das ist, als Vereinbarung zwischen Menschen, gut so. Doch irgendwann stellt sich die Frage nach der Verhältnismässigkeit: berechnete Vorsicht oder bereits Hypochondrie? Oder sonst wie pathologisch? Angst- und Zwangsstörungen sind ernsthafte Erkrankungen. Doch der Gesellschaft sind die Relationen abhandengekommen, wie die Pan-

ein Gast auf Erden bin. *Memento mori*. Oder in der Terminologie Heideggers: Dasein zum Tode. Bisher schwebte ich dreimal in Lebensgefahr. Und danke den Ärzten, die mich gerettet haben. Den Tod nicht zu fürchten, bedeutet nicht, dass man das Leben flieht. Im Gegenteil. Als Christin lege ich ausserdem noch einen drauf: Es geschieht nicht mein, sondern Gottes Wille. Was aber eine Gefahr für mich ist, entscheide ich allein. Ohne Einmischung von Karl Lauterbach

die, die sich eigenständige Gedanken machen und daher manipulativ schwer einzufangen sind, ist geblieben.

## Wir brauchen den Kurswechsel

Angst ist kein Automatismus. Unser Menschheitsschicksal hängt vom Sieg über die Angst ab. Das mag pathetisch klingen. Aber wir brauchen den Kurswechsel dringend. Denn die Angst hat uns dorthin gebracht, wo wir heute



demie-Hysterie gezeigt hat. Stattdessen: freie Fahrt für die Angst. Als hätte Angst immer recht – aber hat sie das?

## Logik der Pandemie-Paniker

Die Krux: Die Position des Ängstlichen verleiht Macht. Gerade wenn man, dem links-grünen Zeitgeist entsprechend, den Opferstatus für sich beanspruchen darf. Nun ist es aber so, dass Ängstliche spätestens dann zu weit gehen, wenn sie verlangen, man müsse mit ihrer Angst solidarisch sein. Bei aller Empathie, es ist egoistisch, andere in die eigene Furcht reinziehen zu wollen. Ich beispielsweise finde das Prinzip der Angst nicht interessant. Das hat skeptische Blicke von Zeitgenossen zur Folge. Der Angstfreie ist so etwas wie ein Fehler im System. Mit dem kann doch etwas nicht stimmen. Man kennt sie, die primitive Logik der Pandemie-Paniker: Wer sich von Covid-19 nicht bedroht fühlt, der leugnet das Virus. Als wäre Angst haben ein Kriterium dafür, etwas ernst zu nehmen.

Ich akzeptiere den Tod als Drohbotschaft und Erpressungsmaterial schlichtweg nicht. Schliesslich weiss ich, dass ich, frei nach Goethe,

und Co. «Es sind nicht die Dinge selbst, die uns beunruhigen, sondern die Meinung, die wir über diese Dinge haben», so Epiktet, ein Anhänger des Stoizismus.

Apropos Epiktet. Der war ziemlich beeindruckt von der Unerschütterlichkeit des Paconius Agrippinus. Wegen Hochverrats im Jahr 67 n. Chr. angeklagt, nahm der seine Ver-

*Ängstliche gehen spätestens dann zu weit, wenn sie verlangen, man müsse mit ihrer Angst solidarisch sein.*

bannung hin, als wäre es business as usual. Überliefert ist, dass er zu dem Boten, der ihm das Exil-Urteil überbrachte, gesagt haben soll: «Gut, dann werde ich jetzt frühstücken.» Während der Regierungszeit des römischen Kaisers Vespasian sah man übrigens die philosophischen Schulen, insbesondere die Stoiker, als politische Bedrohung an – deren Anhänger wurden daher, als erste Amtshandlung des Herrschers, aus Rom vertrieben. Wen wundert's. Die Abneigung der Regierenden gegen

stehen: Lähmung und Aufrüstung, verbal bis militärisch, sind nur zwei von vielen Folgen, die uns zum denkbar schlechtesten Katastrophenbesteher machen. «Unser Zeitalter ist ein aufgeregtes Zeitalter, und eben deshalb kein Zeitalter der Leidenschaft; es erhitzt sich fortwährend, weil es fühlt, dass es nicht warm ist – es friert im Grunde. Ich glaube nicht an die Grösse aller dieser «grossen Ereignisse», von denen ihr sprecht.» So Friedrich Nietzsche in seinen Aufzeichnungen aus dem Nachlass. Auch er, ein Souverän.

Schwören wir also unseren Angsterzählungen ab. Und suchen wir danach, gesellschaftliche Wärme über etwas anderes zu erzeugen als über die nächste Panikmache. «Denn Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Besonnenheit.» So heisst es bei Timotheus. Es geht auch kürzer – der biblische Dauerbrenner lautet: «Fürchtet euch nicht!» Es wäre falsch, das mit Fatalismus zu verwechseln.

Sylvie-Sophie Schindler ist Philosophin und freie Journalistin.

# Heim ins Imperium

Zum Putin-Verstehen gehört das Sympathisieren mit revisionistischem Gedankengut. Das ist gefährlich. Schwelender Revisionismus fördert den Aufstieg des Faschismus.

Oliver Zimmer

Wem Putins Hass auf den Westen anfänglich eingeleuchtet hat, ist in Anbetracht des russischen Angriffskriegs auf die Ukraine inzwischen etwas kleinlauter geworden. Dennoch stellt sich die Frage, weshalb mehr Europäer, als es nun – nach den Bombardements auf Spitäler und Wohnblöcke – den Anschein macht, Putins Haltung lange rechtfertigten. Und weshalb manche jener Verständigen wohl weiterhin ähnlich argumentieren werden, wenn der gegenwärtige Kremlherrscher Geschichte ist. Denn Diktatoren, deren Herrschaft auf historische Kränkung und Grössenwahn gebaut ist, wird es immer wieder geben.

Ein Aspekt des Putin-Verstehens wurde in der bisherigen Diskussion noch wenig berücksichtigt. Dabei geht es um offene oder versteckte Sympathien für revisionistisches Gedankengut nach dem Grundsatz: Ein Grossvolk ist berechtigt, sich ein verlorenes Territorium durch Eroberung wieder einzuverleiben, und zwar deshalb, weil es hier nicht primär ums Territorium geht, sondern um den Schutz bedrohter Volksgenossen; dieses Ziel erreicht man nur, indem man ihren Peinigern eine unvergessliche Lektion erteilt. Früher lief dieses Programm unter dem Titel «Heim ins Reich». Heute spricht Putin davon, das Brudervolk der Ukrainer vor den ukrainischen Nazis zu retten.

## «Blutige Lektion in Gehorsam»

Mit Russland vertraute Intellektuelle haben Putins Revisionismus in den letzten Wochen wiederholt seziert. In einem Gespräch in der NZZ etwa meinte der bekannte Konfliktforscher Richard Ned Lebow, Putin fühle sich «einer Art zaristischen Vorstellung von der Grösse Russlands» verpflichtet: «Er glaubt, er habe die Aufgabe, das Territorium und die Grösse des früheren Russlands und der Sowjetunion wiederherzustellen.» Und der russische Schriftsteller Sergei Lebedew bemerkte in derselben Zeitung, dass Putins grossrussische Propaganda von vielen Russen geteilt werde, auch



*Implosion der Sowjetunion:*  
Moskau, 22. August 1991.

wenn sie der Wirklichkeit nicht standhalte: «Es ist die Russische Föderation, die [...] es auf die nationale Souveränität der Ukraine abgesehen hat und die Ukraine paternalistisch als jüngeren Bruder darstellt, dem eine blutige Lektion in Gehorsam erteilt werden muss.»

Menschen, die mit revisionistischem Gedankengut sympathisieren, gibt es zweifellos überall, auch in der Schweiz. Dennoch sollten jene, die sich für gute Europäer halten, bei diesem Thema nicht zu sehr in unverbindliche Generalisierung verfallen. Denn die mentale Krankheit des Revisionismus – das Denken in Kategorien von bedrohten Volksgenossen, zu deren Befreiung ein Grossvolk verpflichtet sei – hat bestimmte Regionen stärker befallen als andere.

Die beiden grossen revisionistischen Mächte des 20. Jahrhunderts sind Deutschland und

Russland; eine kleinere, wo der Revisionismus bis heute gepflegt wird, ist Ungarn. Der Geburtshelfer des deutschen und des ungarischen Revisionismus war der Erste Weltkrieg, als die beiden besiegten Länder substantielle Territorien und Bevölkerungsteile verloren. Zu den gut gesicherten Befunden der modernen Geschichte gehört, dass schwelender Revisionismus den Aufstieg des Faschismus fördert. In Deutschland übernahmen die Nationalsozialisten bekanntlich 1933 die Macht, während Ungarns faschistische Bewegung in der Zwischenkriegszeit rasch an politischem Einfluss gewann. 1944 installierten Hitlers Truppen im besetzten Ungarn einen auf Grossungarn und die Ermordung der ungarischen Juden eingeschworenen faschistischen Stosstrupp.

## Stalins Paranoia

Der Revisionismus hat also im Ideenhaushalt Europas tiefe Spuren hinterlassen. In Deutschland waren Revisionsansprüche gegenüber Polen und der Tschechoslowakei nach 1918 derart populär, dass sie den Aufstieg des Nationalsozialismus begünstigten. Die Verteufelung des Versailler Vertrages durch die deutsche Öffentlichkeit war Teil des revisionistischen Diskurses, denn der Vertrag bedeutete Gebietsverluste im Osten. Nach der Niederlage im Zweiten Weltkrieg und den anschliessenden Massenvertreibungen von Deutschen aus dem Osten köchelte der deutsche Revisionismus auf kleiner Flamme noch Jahrzehnte weiter. So dauerte es bis 1990, bis Deutschland die polnische Westgrenze offiziell anerkannte.

Auch in Russland wurden revisionistische Instinkte nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg heimisch. Obschon Lenin wie Stalin gegen den grossrussischen Chauvinismus predigten, setzte vor allem unter Stalin eine Paranoia ein, die sich gegen die Nationalitäten an der russischen Westgrenze richtete. Ihre Loyalität wurde zunehmend angezweifelt. Dazu gehörten neben Deutschen und Finnen

vor allem auch Polen und Ukrainer. Der Historiker Terry Martin spricht von einer russischen Xenophobie. Ihre Ursache war die im globalen Systemkampf mit dem kapitalistischen Westen gestählte kommunistische Ideologie. Doch der Durchbruch des Revisionismus zur Staatsideologie erfolgte erst ab 1991 mit der Implosion der Sowjetunion. Putin, der den Zerfall der Sowjetunion für die grösste Katastrophe des 20. Jahrhunderts hält, verkörpert dieses Programm in Reinkultur.

### Umkehrung von Aggressor und Opfer

Im politischen Establishment vor allem Deutschlands wollte man Putin lange als modernen Reformen sehen. Ein solch wohlwollender Blick lässt sich nicht allein auf das Konto von Wirtschaftsinteressen und deutschem Schuldgefühl gegenüber Russland abbuchen. Dass der Angriffskrieg der Wehrmacht auf die Sowjetunion in Russland riesiges Leid verursachte, steht ausser Zweifel. Doch die nationalsozialistischen Vernichtungsfeldzüge im Zweiten Weltkrieg richteten sich auch gegen andere Staaten und Gruppen. Deutsche Schuldgefühle wären deshalb auch gegenüber Polen und der Ukraine zu erwarten gewesen. Seit dem deutsch-russischen Joint Ven-

ture bei den Gaspipelines war es aktenkundig, dass Berlin bereit ist, die existenziellen Sicherheitsinteressen dieser Staaten den eigenen Wirtschafts- und Versorgungsinteressen zu opfern.

Faktoren wie Wirtschaft und Energieversorgung werden aufgrund ihrer Konkretetheit gern verabsolutiert. Ebenso wichtige kulturelle Faktoren werden dadurch marginalisiert. Was das politische Establishment Deutschlands

### *Empathie für Putins Russland ist sowohl links wie rechts aussen zu Hause.*

noch bis vor kurzem als Realismus gegenüber Russland verkaufte, ist wohl auch einer Affinität gegenüber Putins imperialen Raumvorstellungen geschuldet. In dieses Szenario passt auch die Aufforderung von Gazprom-Lobbyist Gerd Schröder an die Ukraine, man solle doch bitte mit dem Säbelrasseln aufhören. Die Umkehrung von Aggressor und Opfer gehört zu den klassischen Argumentationsmustern revisionistisch argumentierender Führungskliquen. «Seit 5.45 wird jetzt zurückgeschossen.» Das war vor zirka 82 Jahren.

Dabei ist die Empathie für Putins Russland sowohl links wie rechts aussen zu Hause. Man findet sie bei führenden Vertretern der Linken (wo die Russische Föderation bis vor kurzem als fortschrittlicher galt als kleine, widerspenstige Nationalstaaten) genauso wie bei der AfD (deren Vertreter sich die EU als Machtblock eines zivilisatorisch angeblich überlegenen, von Deutschland dominierten Nordens wünschen). Doch man sollte hier nicht bloss auf die Parteien blicken. Er sei in den letzten Jahren in Deutschland «immer wieder Putin-Verstehern begegnet», meinte Wladimir Sorokin kürzlich in der *Süddeutschen Zeitung*. Darunter seien Taxichauffeure ebenso gewesen wie Geschäftsleute oder Professoren. Mit einem Altachtundsechziger habe sich folgendes Gespräch zugetragen: «Mir gefällt euer Putin!» – «Wieso denn das?» – «Er ist stark. Er sagt, was er denkt. Und er ist gegen Amerika. Nicht wie unsere Weicheier.»

Wobei – das sei hier ausdrücklich konzediert – es in dieser Sache oft schwerfällt, die Überzeugungstäter von den nützlichen Idioten zu unterscheiden.

Oliver Zimmer ist Historiker und Forschungsdirektor beim Center for Research in Economics, Management and the Arts (Crema) in Zürich.

# be inspired

Davidoff  
CIGARETTES

NEW



DISCOVER  
REACH

GET YOUR FREE PACK NOW\*



THE PREMIUM  
CAPSULE CIGARETTES,  
MODERN AND INNOVATIVE  
IN EVERY WAY

- Modern, compact demi-slim format
- Trendy capsule flavours
  - Firm-touch filter
  - Reduced smoke smell

\*Allgemeine Bedingungen auf [davidoff-cigarettes.ch](http://davidoff-cigarettes.ch) Conditions générales sur [davidoff-cigarettes.ch](http://davidoff-cigarettes.ch)

Rauchen fügt Ihnen und den Menschen in Ihrer Umgebung erheblichen Schaden zu.  
Fumer nuit gravement à votre santé et à celle de votre entourage. Il fumo danneggia gravemente te e chi ti sta intorno.

# Banker im Umerziehungslager

Grosse amerikanische Unternehmen veranstalten Antirassismus-Kampagnen gegen Weiss. Der Woke-Kapitalismus droht die westlichen Gesellschaften um Jahrhunderte zurückzuwerfen.

Thomas D. Zweifel

Die Bank of America hat ein anti-rassistisches Umerziehungsprogramm eingeführt, das die USA als ein System der «weissen Vorherrschaft» einstuft und Mitarbeitende ermutigt, bei der Arbeit «wach» (woke) zu werden. Besonders weisse Angestellte werden angewiesen: «Dekolonisieren Sie Ihren Geist» – «Geben Sie die Macht an farbige Menschen». Mitarbeitende der Bank nehmen an einer 21-tägigen «Herausforderung» teil, die auf der sogenannten kritischen Rastentheorie beruht. Am ersten Tag lehren die Bankinstruktoren, die USA seien eine «rassifizierte Gesellschaft», die Rasse benutze, um Macht- und Privilegiensysteme, Entmündigung und Unterdrückung zu etablieren und rechtfertigen.

Gemäss Schulungsprogramm führen alle Weissen – «unabhängig von ihrer sozioökonomischen Klasse, ihrem Hintergrund oder anderen Benachteiligungen» – ein Leben mit Privilegien der weissen Hautfarbe. Kinder werden nicht ausgenommen: Laut den Schulungsunterlagen entwickeln weisse Kleinkinder rassistische Vorurteile im Alter von drei bis fünf Jahren und sollten aktiv gelehrt werden, den «Smog» des weissen Privilegs zu erkennen und abzulehnen.

Farbige Menschen (*people of color*) hingegen können laut Programm gar nicht rassistisch sein, denn Rassismus werde benutzt, um die Position der dominanten Gruppe und die Vorherrschaft und Überlegenheit der Weissen zu rechtfertigen. Deshalb, so der Diskussionsleitfaden, «sind umgekehrter Rassismus und Diskriminierung unmöglich».

An den Kurstagen fünf und sechs ermutigt die Bank weisse Mitarbeitende, sich mit ihrem «weissen Privileg» und ihrer «weissen Zerbrechlichkeit» zu konfrontieren, um «zu entdecken, wo [sie] sich auf dem Privilegienspektrum befinden». Die Teilnehmer absolvieren diagnostische Tests, in denen sie ihre rassistische Identität einschätzen und Kästchen ankreuzen, um ihr



Neues Dogma.

«weisses Privileg» zu ermitteln und rassistische Haltungen zu untersuchen.

Das Schulungsprogramm der Tage sieben bis sechzehn behandelt Politik, einschliesslich «Mikroaggressionen», «rassistisches Trauma», «die Abschaffung der Polizei», «die Pipeline Schule-bis-Gefängnis» sowie «Umweltgerechtigkeit». Es wird gesagt, rassistische Mikroaggressionen könnten bei Schwarzen zu posttraumatischen Belastungsstörungen beitragen und Rassismus könne genauso verheerend sein wie eine Schiesserei oder sexuelle Übergriffe.

## Abschaffung der Polizei

Amerikas Wirtschaft wird als «Kastensystem» beschrieben, durch das «Afroamerikaner ausgebeutet und geografisch getrennt» werden. Das Polizeisystem der USA gründe auf «Sklavenpatrouillen, deren Aufgabe es war, versklavte Menschen einzufangen, zu kontrollieren und

zu brutalisieren». Dieses System sei dermassen in die DNA der amerikanischen Gesellschaft eingewoben, dass es nur durch Finanzierungsentzug und sogar Abschaffung der Polizei ausgemerzt werden könne.

Gegen Programmende müssen Teilnehmende zugeben, dass ihre «Worte und Handlungen von Natur aus durch systemische Unterdrückung geprägt und beeinflusst sind», und sich verpflichten, «die innere Arbeit zu leisten, um anzuerkennen, wie [sie] sich an Unterdrückungssystemen beteiligen». Anstatt amerikanische Ideale zu fördern, drängt die Bank of America ihrer Belegschaft ideologische Botschaften auf, von rassistischer Kollektivschuld und Schuldgefühlen bis hin zur Abschaffung der Polizei.

Die Bank of America ist kein Einzelfall. Google, American Express (Amex), CVS und Verizon haben ähnliche Umerziehungsprogramme eingeführt. Im Google-Training steht laut Whistleblowers, das Nutzen von Evidenz beim Argumentieren zeige «weisses Privileg»

und der Slogan «Make America Great Again» sei ein Ausdruck weisser Vorherrschaft.

Bei Amex sagten mehrere frühere und jetzige Angestellte in Interviews, sie seien nicht befördert worden, weil sie die «falsche» Hautfarbe hätten. «Wenn du hart genug arbeitest, kannst du in diesem Unternehmen aufsteigen, heisst es oft. Das ist bei American Express nicht mehr der Fall. Sie befördern nur noch Schwarze.» Und: «Ich sah die E-Mails, die zeigten, wer befördert wurde», sagte eine andere Person. «Ich würde sagen, neun von zehn Mal war eine schwarze Person in der bevorzugten Rolle.»

Vor allem in den USA haben sich Unternehmen wie Coca-Cola oder American Airlines gesellschaftlichen Bewegungen angeschlossen. Sportartikelhersteller Nike holte Colin Kaepernick als Werbefigur, nachdem der Football-Spieler wegen seines Protests gegen Rassismus – er lancierte das Niederknien vor

dem Spiel – von keinem NFL-Team mehr unter Vertrag genommen worden war. Rasierklingenhersteller Gillette warb gegen «toxische Männlichkeit». H&M, Warner Music, MAC Cosmetics, die Dating-App Tinder sowie weitere 170 Unternehmen unterzeichneten einen Appell an US-Volksvertreter, das Recht auf Abtreibung nicht einzuschränken. Der Rüstungsgigant Raytheon organisierte einen Gay-Pride-Event.

«Woke Capital» heisst die Bewegung nach einem Slangwort der Afroamerikaner, das Sensibilisierung («erwacht!») für soziale Gerechtigkeit signalisiert. Laut «woke» als Dogma ist die

### *Dieser Kapitalismus kommt auch nach Europa: von Black Rock über Siemens bis zu Zurich.*

USA in Sünde (nämlich durch Sklaverei) geboren, der imperialistische «weisse» Westen ist schuld am Leid der Welt, die Weissen können diese historische Schuld nur mit «Reparationen» begleichen. Nicht mehr ihre Leistung zählt, sondern ihre Herkunft. Schwarze Menschen anzustellen, ist wichtiger als die Kandidaten mit der grössten Kompetenz.

#### **Freiheit und Toleranz**

Vor lauter Rassismuskorrektur und eifriger Tugendsignalisierung läuft unsere Gesellschaft Gefahr, ihre Grundwerte zu vergessen. Wenn Herkunft, Hautfarbe oder Geschlecht einer Person mehr zählen als ihre Arbeit, als Innovation oder Beitrag zum Erfolg, fallen wir wieder hinter die Errungenschaften der letzten Jahrhunderte zurück – hinter Aufklärung und Chancengleichheit, Selbstbestimmung und -verwirklichung, Freiheit und Toleranz, um nur einige zu nennen.

Die gesellschaftlichen und geopolitischen Folgen sind unabsehbar. Die Feinde des Westens haben keinerlei Skrupel gegenüber Rassismus oder Sexismus, sie unterdrücken Frauen, sie halten Minderheiten in Arbeitslagern oder richten Andersdenkende hin. Sie können sich Intoleranz und Inquisition, Fremdenhass und Frauenhass, Pogrome und Ausmerzungen «Ungläubiger» leisten. Und sie lachen sich ins Fäustchen, während der Westen sich in Selbstzweifeln verzehrt.

Der «wache» Kapitalismus kommt auch nach Europa. In Konzernen von Black Rock bis Siemens und Zurich laufen Programme über «unbewusste Bias». Die Selbst-Geißelung zwecks *virtue-signalling* ist unabdingbar für die Marke. Personal- und Werbeabteilungen (und ihre Berater) haben alle Hände voll zu tun.

Thomas D. Zweifel ist Autor zu Strategie- und Führungsfragen, u.a. von *Culture Clash*. Er war CEO der Swiss Consulting Group sowie 2004–2020 Gastprofessor für Leadership an der Universität St. Gallen.

# Kriegstreiberien eines Verlegers

Mal frisch-fröhlich einen Atomkrieg anzetteln. Das wäre nach dem Geschmack von Peter Wanner.

Christoph Mörgeli

Der Aargauer Verleger Peter Wanner hat für die Blätter seiner CHMedia höchstselbst einen ganzseitigen Artikel verfasst. Wanner fordert im Zusammenhang mit dem Ukraine-Krieg, wir müssten «Ängste und Feigheit» überwinden. Der Titel seines Beitrags lautet in prächtigstem Germanismus: «Der Westen muss klare Kante zeigen».

Die Amerikaner sollten endlich die Ukrainer bewaffnen, fordert Kantengänger Wanner. Und eine Flugverbotszone kommandieren. Was die USA gar nicht wollen, da die Flugwaffe deren stärkster Trumpf ist. Und was mit direkten Luftkämpfen zwischen der Nato und Russland durchgesetzt werden müsste. Dies wiederum liesse uns alle in einen dritten Weltkrieg taumeln.

Deutschland solle endlich viel mehr Waffen an die Ukraine liefern, verlangt Wanner weiter. Würde Deutschland angesichts sechs Millionen ermordeter Juden den Palästinensern Waffen liefern, um Krieg gegen Israel zu führen? Undenkbar. Aber den Ukrainern soll die Bundesrepublik Waffen gegen Russland liefern? Und dabei vergessen, dass die Deutschen im Zweiten Weltkrieg über zwanzig Millionen Russen umgebracht haben?

#### **Gestümper zu historischer Stunde**

Der Säbelrassler Peter Wanner befremdet. Offenbar kennt er keinerlei Feigheit, ist er doch bereit, «mit voller Wucht» gegen die Russen vorzugehen. Der Westen hätte Putin viel mehr Kriegsentschlossenheit entgegensetzen sollen, so Wanner. Und er träumt von der Drohung eines Nato-Luftschlages bei einem Angriff auf Kiew: «Denn wenn man Angst vor einer atomaren Bedrohung äussert, hat man schon verloren.» Nein, nicht einmal der Atomkrieg macht dem furchtlosen Eisenfresser Wanner Angst.

Schon in der Vergangenheit haben sich die Journalisten der Kriegslust weit begeisterter

hingegen als die Generäle, die Intellektuellen weit hemmungsloser als die Grobiane. Es schreibt und schwelgt sich allzu lose in solch aufgewühlten Zeiten – auf der Strecke bleibt zuallererst der gute Geschmack. Peter Wanners strategisches Gestümper gemahnt an Thomas Manns Worte: «Wenn exaltierte Spiessbürger in heissem Feindesblut schwelgen, weil eben die historische Stunde ihnen ihre bösen Lüste freigibt, so hat das selbstverständlich sein Peinliches.»

#### **Pathos der Heimsuchung**

Wohlbehütet in einem Schloss und mit einem Millionenvermögen kann Peter Wanner leicht beklagen: «Der Wohlstand ist einem näher als das Blut, das in der Ukraine fliesst.» In seiner privilegierten Situation kann man bequem andere ins Feuer schicken. Ob er auch seine eigenen Söhne meint? Wir müssten helfen, so gut wir könnten, fordert Peter Wanner. Es steht ihm frei, seine Schatullen in beliebigem Ausmass für die Ukraine und deren Flüchtlinge zu öffnen.

Die Schweiz dürfe politisch nicht neutral sein, behauptet Peter Wanner. Wo doch jede Broschüre des Aussendeparte-

ments unsere «Neutralitätspolitik» erklärt. Man könnte meinen, gewisse Schreibtischtäter würden sich die Rückkehr des Kalten Krieges geradezu herbeisehnen. Es scheint beinahe, als hätten sie nur auf diesen Moment des volkstümlichen Hochgefühls und der rauschhaften Hingabe an Gewalt und Krieg hingelebt.

Wir haben allen Grund, den wannerschen Fuchteleien zu misstrauen. Da mag er noch so sehr das Pathos der Heimsuchung, eine heilige Not und die Berufung auf die grosse Stunde bemühen. Peter Wanner ist kein Deut tapferer als jene, denen er Feigheit vorwirft. Denn er erwartet den blutigen Opfergang selbstverständlich von den andern, nicht von sich selber.



«Böse Lüste»: Verleger Wanner.

## Brennpunkt Odessa

Nr. 10 – «Sterben für Kiew?»  
Peter Hitchens über den Krieg in der Ukraine

Peter Hitchens beschreibt genau die Eindrücke, die ich 2008 in Odessa und 2009 in Sewastopol erhielt. Was vielleicht beizufügen wäre: Nach dem Georgien-Krieg drohte Wiktor Juschtschenko, der damalige Präsident der Ukraine, die von ihren Einsätzen zurückkehrenden Schiffe der russischen Kriegsmarine an der Einfahrt in den Hafen von Sewastopol zu hindern, und ausserdem, den 2017 auslaufenden Pachtvertrag für den Kriegshafen nicht mehr zu erneuern. Kein russischer Präsident – Putin hin oder her – hätte wohl den Verlust des strategisch wichtigen Hafens politisch überlebt. Was bei der heutigen Berichterstattung weitgehend unerwähnt bleibt: Über den Hafen von Odessa, der vor der Umzingelung steht, gehen 85 Prozent der ukrainischen Exporte. Fällt Odessa, wird das Schwarze Meer gewissermassen zu einem russischen Binnenmeer.

Urs Oswald, Zürich

## Friede und Verständnis

Nr. 11 – «Putins Zerstörungskrieg»  
Reportage von Kurt Pelda aus Kiew

Ob Stalin, Hitler, Ceau escu, Saddam, Karadzic oder Putin: Diktatoren umgeben sich mit willfähigen, aber unfähigen Führungseliten, bauen Lügengebilde auf, schalten sämtliche Kontrollinstanzen aus, bodigen die Opposition, suhlen sich im Personenkult, vernebeln die eigene Bevölkerung und ignorieren hartnäckig die Realität. Diktatoren und Völkermörder nutzen jenen Moment schamlos aus, wenn die Weltpolitik gerade besonders fest-

gefahren ist oder ungeschickt agiert. Bitter genug, dass immer Millionen unschuldiger Menschen das grösste Leid ertragen müssen. Wettrüsten wird niemals eine gute Lösung sein, denn die Pulverfässer werden dadurch nur noch grösser, als sie es bereits heute schon sind. Es bleibt wohl einzig der mühsame, aber hoffentlich lohnende Weg intelligenter Diplomatie und der weltweiten Stärkung von Demokratien. Ueli Krasser, Hagedorn

Das lateinische Sprichwort «Was Jupiter erlaubt ist, ist dem Ochsen nicht erlaubt» hat immer noch seine Gültigkeit. Der Ukraine-Krieg ist als eine lange Serie von Vorfällen zu sehen, bei denen die Grossmächte ihren Einfluss und ihr Territorium auszudehnen oder zu wahren versuchen. Die Ukraine, eher ihre Regierung, ist nun der Ochse. Es müsste jedem klar sein, dass Friede und Verständnis unter den Völkern auf einer anderen Ebene zu finden sind. Das heisst: weg von Beschuldigungen, hin zu Gesprächen mit allen Beteiligten, damit eine Lösung entstehen kann, mit der alle leben können.

Roman Osusky, Unterschächen

## Also bitte!

Nr. 9 – «Welt am Abgrund»  
Editorial von Roger Köppel

Sie stellen absurde Behauptungen auf. Sie verkünden, unsere Rechthaber und Medien hätten sich in eine regelrechte Kriegsbegeisterung hineingesteigert. Also bitte! Von wem kann man so etwas behaupten? Nennen Sie mir jemanden, der in Kriegsbegeisterung ist, oder ein Medium, wo sich Kriegsbegeisterung findet. Es gibt nur einen in Kriegsbegeisterung, und der heisst Putin. Und weiter, der Westen (?) habe

sich in einen Verfolgungswahn verrannt! Ich sehe nur einen, der sich nun verrannt hat, und das sind Sie in Ihrem Bemühen, Putin zu verstehen. Richard Fehlmann, Helsinki (FI)

Ihre Differenzierungen zum Ukraine-Krieg, die in der *Weltwoche* entsprechenden Raum finden, empfinde ich als journalistische Meisterleistung. Für jeden Journalisten sollte doch gelten, mit einem fundierten Hintergrundwissen darüber zu berichten, was wirklich ist. Bei der Mehrheit der Journalistinnen und Journalisten im deutschsprachigen Bereich – und nicht nur dort – ist genau das Gegenteil der Fall. Sie sind Gefangene ihrer Emotionen und ihrer Ideologie. Daher erinnern die Berichte in vielen deutschen «Leitmedien» eher dem Geschwurbel aus der Abteilung Agitprop, wie man es im Ostblock oftmals kannte. Marko Michels, Schwerin (D)

## Berner Tragödie

Nr. 10 – «Berner Schaumteppich»  
Marcel Odermatt zur Neutralitätsdebatte

Erster Akt: Monolog des Egomane aus dem BAG, der eine DDR-Atmosphäre schafft, mit dem Unterschied, dass diesmal sogar Bananen im Regal sind. Zweiter Akt: Ermordung der Idee Schweiz auf der Weltbühne durch den zurzeit gefährlichsten Dummen in Bern. Dritter Akt: Emotionaler Ritt der Kajal-Queen auf der ukrainischen Flüchtlingswelle. Ob wir nun umgebracht oder ersäuft werden, schätzungsweise war's das mit der Idee Schweiz.

Peter Meier, Volketswil

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.  
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



## Irma Hildebrandt (1935–2022) Siegfried Steiger (1929–2022)



«Starke» Frauenforschung: Irma Hildebrandt.

Frauenforschung und Frauenbiografik sind keine Erfindung des Quotenzalters. 1932 begründete Agnes von Segesser, Enkelin des konservativen Vordenkers Philipp von Segesser, in Luzern den Club Hrotsvit – eine Hochburg literarisch orientierten fraulichen Bildungsbürgertums. Zu den grossen Autorinnen vor hundert Jahren und früher zählten die zweisprachig schreibende Nidwaldnerin Isabella Kaiser und die Luzernerin Cécile Lauber, Weggefährtin von Carl Spitteler und in ihren besten Texten dem Meister ebenbürtig.

Schaffte Eveline Hasler mit «Anna Göldin – Letzte Hexe» (1982) einen unübertroffenen Erfolg moderner belletristischer Schweizer Frauenbiografik, lag bei der zwei Jahre jüngeren Luzernerin Irma Hildebrandt (geb. Bucher, verwitwete Laux) der Schwerpunkt auf recherchierter essayistischer Dichte. In einem Dutzend Büchern gestaltete sie eine dreistellige Zahl markanter Frauenleben. Das Spektrum reicht von der Zürcher Barockmalerin Anna Waser über die zu hohem künstlerischem Ruhm gelangte Sophie Taeuber-Arp, die Schauspielerin Therese Giehse sowie die Kabarettistin Elsie Attenhofer bis hin zu Einsteins Ex-Frau Mileva, der begnadeten Mathematikerin. Porträts von Lebenden fehlen nicht: Vreni Spoerry, Lilo Pulver, Micheline Calmy-Rey, Carla Del Ponte, Angela Merkel. Als brillante Stilprobe von historischer Tiefe ist Hildebrandts meisterhafte Biografie der katholischen Ordensgründerin Mary Ward zu

würdigen, publiziert im Band «Frauen, die Geschichte schrieben» (2002).

Als Redaktorin der in Fürth erscheinenden Zeitschrift *Frau und Kultur* verfasste Irma Hildebrandt während Jahrzehnten historische Porträts deutscher Frauen. Glanzvoll über Rahel Varnhagen mit ihrem berühmten Salon in Berlin, zu welchem der Luzerner Philosoph Ignaz Paul Vital Troxler in Kontakt stand.

Im Geiste Varnhagens gründete die gebürtige Luzerner Hinterländerin zusammen mit ihrem zweiten Mann, dem Bielefelder Soziologen Walter Hildebrandt, die jeweils Ende August in Ruswil veranstalteten «Sigiger Gespräche». Mitgeprägt von Hilde Domin, ihrer bedeutendsten Weggefährtin, steuerte Irma Hildebrandt gelegentlich eines ihrer tiefsinnig-aphoristischen Gedichte bei. Die Gespräche galten nebst Belletristik und Wissenschaft vielfach dem Zeitgeschehen, so dem Jugoslawienkrieg, wozu der Osteuropa-Kenner Professor Hildebrandt, der sich auch in der Ukraine wie wenige auskannte, Hintergründiges zu sagen hatte. Irma Hildebrandt, eine wache Zeitgenossin, hinterlässt als eine der gebildetsten Schweizerinnen unserer Tage ein anregendes Lebenswerk. Eine alles andere als wehleidige, im konstruktiven Sinne bildungsorientierte «starke» Frauenforschung. Der Abschied von der zweifachen Witwe und Mutter von vier Kindern erfolgt am 9. April in Luzerns Würzenbachkirche.

Pirmin Meier

Der Bauingenieur Siegfried Steiger bewirkte in der Bundesrepublik Deutschland mehr als die meisten Berufspolitiker. Er baute mit seiner Frau Ute das rudimentäre Rettungswesen der Nachkriegszeit zu einer professionellen Organisation aus. Rund um die Uhr besetzte Leitstellen mit einheitlichen Telefonnummern oder die Luftrettung mit Helikoptern gehen massgeblich auf seine Initiative zurück. Andere Projekte wie öffentliche Defibrillatoren sind weiterhin am Wachsen. Die von Steiger initiierten Notrufsäulen hingegen verloren im Lauf der Jahre an Bedeutung, nachdem die Mobiltelefonie Einzug gehalten hatte.

Daneben realisierte der Unternehmer mit seinem Architekturbüro in Winnenden über 10 000 Wohnungen und Häuser sowie Einkaufszentren und Fabrikgebäude. Siegfried Steiger stammte aus dem ostdeutschen Sachsen, wo er Maurer lernte. Im Jahr 1952 flüchtete er aus der DDR in den Westen.

Am Anfang seines Einsatzes für das Rettungswesen stand der Unfalltod seines achtjährigen Sohnes Björn. Dieser wurde im Frühjahr 1969 nach einem Schwimmbadbesuch auf dem Heimweg angefahren. Die Ambulanz traf erst nach einer Stunde am Unfallort ein, der kleine Björn verstarb auf dem Weg ins Spital an einem Schock. Mit einem effizienten Rettungsdienst hätte er sehr wahrscheinlich gerettet werden können. Dieser Schicksalsschlag war für das Ehepaar Steiger Anlass, die Björn-Steiger-Stiftung zu gründen, die sich im Andenken an den verunglückten Sohn für die Verbesserungen im Notfallwesen einsetzen sollte.

Siegfried Steiger ist am 17. März zwei Wochen nach seiner Frau Ute verstorben.

Rolf Hürzeler



Lebensretter: Siegfried Steiger.

# ABB in Uno-Mission

Internationales Soft Law dirigiert die Frauenförderung bei Schweizer Firmen.



Schweizer Unternehmen holen immer mehr ausländisches Soft Law ins Land. Die Führung des Technologiekonzerns ABB hat kürzlich am Weltfrauentag verkündet, das Unternehmen verstärke sein Engagement für die Gleichstellung der Geschlechter mit der Unterzeichnung der *UN Women's Empowerment Principles*. Das sind Normen zur «Förderung der Geschlechtergleichstellung am Arbeitsplatz, in Wirtschaft und Gesellschaft», die von den Organisationen UN Women sowie *UN Global Compact* verfasst wurden.

Die Initiative Global Compact wurde 1999/2000 vom damaligen Uno-Generalsekretär Kofi Annan als eine Art Pakt der Vorbilder gestartet, in dem sich Firmen auf ein gemeinsames Raster für Nachhaltigkeit und Wohlverhalten verständigten. Die Organisation ist zügig gewachsen, heute sind es weltweit gegen 10 000 meist grosse Unternehmen, die sich in diesem Verbund als Avantgarde des umsichtigen Wirtschaftens sehen.

Jetzt kommen als jüngste Ergänzung also die *UN Women's Empowerment Principles* hinzu, die Firmen quer über den Globus einen einheitlichen Rahmen für die Genderthemen bieten und sie noch etwas stärker ins komplexe Universum der Uno einbinden sollen.

Konzernchef Björn Rosengren sagte, ABB wolle den Anteil von Frauen in Führungspositionen bis 2030 weltweit auf 25 Prozent erhöhen. 2021 lag die Quote bei gut 16 Prozent. Eine konkrete Gender-Massnahme ist jetzt die Schulung der Belegschaft zum Thema «Unbewusste Voreingenommenheit» beziehungsweise «Unconscious Bias».

Solche Begriffe hört man jetzt in vielen Firmen: Vorurteile oder falsche Denkmodelle entlarven, die, so die Gleichstellungsfachleute, den Menschen nicht bewusst seien! Diese Verzerrungen sollen nun erkannt und kuriert werden. ABB meldet bereits, es hätten schon über 7500 Führungskräfte eine «Unconscious-Schulung» absolviert. Soft Law wirkt.

## Post mit Geldproblemen

Die Post hat eine Pensionskasse (PK) mit innerer Spannung. Die jüngsten verfügbaren Geschäftszahlen zeigen, dass auf einen Rentenbezüger lediglich 1,3 Beitragszahler kommen. Das ist wenig im Vergleich mit dem Durchschnitt der Pensionskassen, der bei über 3,5 Zahlern pro Rentner liegt.

Anders gesagt: Die Post-PK erhält zu niedrige Beiträge der Versicherten, um langfristig ohne Hilfsmassnahmen oder Anlageglück zu überleben. Ohne Finanzerträge schrumpft das Kapital, weil bei so ungünstigem Verhältnis von Aktiven zu Pensionären mehr ausbezahlt als einbezahlt wird.

Der Berner Nationalrat Lars Guggisberg (SVP) hat im vergangenen Herbst das Thema aufgebracht, in einer Interpellation diese Verhältnisse angesprochen und den Bundesrat gefragt, ob der Bund eingreifen würde, sollte die Post-PK in eine Krise kommen. Der Bundesrat winkte im Prinzip ab, eine Vorsorgeeinrichtung müsse eine allfällige Unterdeckung selber beheben, und es liege in der Verantwortung der Post, über allfällige Probleme ihrer PK zu informieren. Der Bundesrat verwies auch darauf, dass die Vermögenserträge bis im Herbst 2021

immerhin zu einer Erhöhung des Deckungsgrades auf 108 Prozent geführt hätten. Damit sei die PK auf gutem Weg zum Erreichen der Ziel-Wertschwankungsreserve von 18 Prozent.

In diesen beschwichtigenden Worten schimmern auch Warnungen durch: Der Bundesrat bestätigte, dass bei der PK Post die ungünstige Zahler-Rentner-Struktur die Sanierungsfähigkeit beeinflusse, und er bekräftigte auch, dass die Finanzerträge für die Kasse wichtig seien. Das kann eine auf Anlagegewinne erpichte Führung vor allem nach guten Börsenperioden zu relativ hoher Risikobereitschaft veranlassen – die jedoch in unsicheren Zeiten an den Finanzmärkten auch gewaltig ins Minus führen könnte. Und selbst wenn die Ertragskurve nicht abstürzt, sondern einfach flach wird, sieht es für die PK Post nicht gut aus.

## Wo ist die SwissCovid App?

Was ist mit der SwissCovid App los? Positive Tests waren in den vergangenen Wochen auf hohem Niveau und Corona-Erkrankungen waren im Bekanntenkreis häufiger als früher, aber von Signalen der SwissCovid App war nichts zu vernehmen – ausser in einem Fall, in dem ein Ehepaar sicher war, dass ihre Geräte sie hätten warnen sollen, es aber nicht taten. Das Interesse an diesem 2019 mit viel Aufwand erstellten Werkzeug ist am Verschwinden, auch beim Bund, wo man vom Abschalten sprach. Es ist pikant: Niemand möchte jetzt die Buchhaltung zu Aufwand und Ertrag machen. Die Gegner sind froh, dass das Thema verschwindet, die Befürworter sind froh, dass die Kosten nicht voll sichtbar werden.



---

# JAZZ TILL BRÖNNER

---



«Denkt jetzt nicht darüber nach. Macht weiter!»: Jazzmusiker Brönner.

«Es ist die Bürde des Instruments, vor allem das Leiden, das die Trompeter miteinander teilen.»

«Wie der Ton entsteht, ist Physik: Die Lippen gehen bis zu tausend Mal pro Sekunde auf und zu.»

«Es ist der Bruchteil einer Sekunde, der Reaktion, Swing und Energie entstehen lässt.»

---

# «Sinatra ist die Antwort»

Im Jazz gehört Till Brönner, 50, zu den Virtuosen an der Trompete.

Hier spricht der Bandleader über seine Kunst und über die Begegnung mit Barack Obama.

*Roger Köppel und Roman Zeller*

**Weltwoche:** Herr Brönner, Sie sind einer der herausragendsten Jazzmusiker Deutschlands, international anerkannt. Beginnen wir am Anfang: Wie kam die Musik in Ihr Leben?

**Till Brönner:** Die Musik war bei mir immer schon da. Sie schwirrte, erfreulich vorbelastet durch meine Grosseltern und Eltern, um mich herum. Mütterlicher- und väterlicherseits habe ich Kirchenmusiker als Vorfahren. Meine Tante hatte ein Musikgeschäft, wo man von der Schallplatte bis zum Klavier, Notenschriften und Reparaturen alles bekam. 360 Grad Musik. Das war mein Eldorado. Die Trompete habe ich dann relativ früh für mich entdeckt, das war sicher ein Schlüsselimpuls.

**Weltwoche:** Warum die Trompete?

**Brönner:** In den Fernsehshows am Samstagabend, in den siebziger Jahren, begeisterten mich die Musiker in den weissen Smokings. Ganz oben sassen die Trompeter mit so einem Ding in der Hand, das aussah wie ein Revolver. Das sah handlich aus und war mindestens so schmuck wie der Klang, der sich durchsetzte. Die Trompete ist am Ende des Tages ein Militärinstrument, seit Abertausenden von Jahren ist sie auf dem Schlachtfeld – als Krummhorn, die Römer benutzten Trompeten und Posaunen. Als mein Vater, in der damaligen DDR, die Radiosendung «Swing und Balladen» hörte, war es um mich geschehen. Der Klang von Louis Armstrong liess mich nicht mehr los.

**Weltwoche:** Zu einer Zeit, als alle die Helden des Rock anhimmelten, entschieden Sie sich für den Jazz. Sehr ungewöhnlich, nicht?

**Brönner:** Ich hatte diese Faszination nicht, null. Meine Eltern hörten nicht Rockmusik. Sie brachten uns Kinderkassetten mit musikalisch unterlegten Märchen näher. Meine Eltern sind vom Alter her zwar Achtundsechziger, aber innerlich sind sie Kinder der Fünfziger. Bei uns zu Hause dominierte die klassische Musik.

**Weltwoche:** Was ist die Faszinationskraft der Trompete?

**Brönner:** Die klangliche Vielfalt, die unendlichen Möglichkeiten, das sehr persönliche Timbre. Aus der Trompete klingt die mensch-

liche Stimme, dieses Instrument kommt unserer Stimme am nächsten.

**Weltwoche:** Was unterscheidet den Trompeter vom Saxofonisten?

**Brönner:** Trompeter sind auf der ganzen Welt miteinander befreundet, ohne sich je kennengelernt zu haben. Da herrscht eine ganz spezielle Verbundenheit. Es ist die Bürde des Instruments, vor allem das Leiden, das die Trompeter miteinander teilen. Man bemitleidet sich geradezu gegenseitig und hat andererseits den grössten Respekt.

**Weltwoche:** Die Schmerzengemeinschaft der Trompeter.

**Brönner:** Ganz genau. Vom Saxofon, einem Holzblasinstrument, unterscheidet sich die Trompete, ein Blechblasinstrument, dadurch, dass der Ton im Menschen erzeugt wird, beim Holzblasinstrument schafft das Instrument

*«Das Instrument verstärkt, was ich hineingebe. Ich bin verantwortlich für das, was rauskommt.»*

den Ton. Ich schicke zwar Luft durch, aber der Klang entsteht beim Saxofon oder bei der Klarinette im Rohrblatt. Ganz anders ist es beim Blechblasinstrument: Das Instrument verstärkt, was ich hineingebe. Ich bin als Trompeter allein verantwortlich für das, was rauskommt.

**Weltwoche:** Die Trompete ist dadurch wohl auch körperlich anspruchsvoller, der Druck, die Stellung der Lippen, die Zähne, die Mobilität der Zunge sind entscheidend.

**Brönner:** Genau. Wie der Ton entsteht, ist Physik: Die Lippen gehen bis zu tausend Mal pro Sekunde auf und zu. Der Druck, der hinter den Lippen aufgebaut wird, ist irgendwann so gross, dass sich die Lippen öffnen und aufgrund des Druckabfalls wieder schliessen. Dieser Vorgang, der ganz schnell geschieht und für die Luftsäule, die Schwingung sorgt, ergibt am Ende die Frequenz, den Ton des Instruments. Das heisst, jeder Fehler ist unmittelbar auf den Spieler zurückzuführen.

**Weltwoche:** Für Sie wäre dann also die Trompete die Königin der Instrumente, von der menschlichen Stimme einmal abgesehen.

**Brönner:** Tatsächlich ist die Bewunderung untereinander für die Fähigkeiten eines sehr, sehr guten Trompeters deswegen so gross, weil alle um die Finessen und die Tricks eines sehr guten Trompeters wissen. Jeder beneidet die besten, ganz ausgesprochen. An der Spitze der Skala stehen nicht selten Trompeter aus Kuba. Das lässt sich recht gut belegen – und hat viel mit der Kultur des Landes zu tun. Spanischsprachige Länder brachten seit je wahnsinnig gute Trompeter hervor. Das ist kein Zufall. Es ist eine Frage der Zungenstellung. Spanisch sprechende Völker benutzen muttersprachlich sehr häufig das sogenannte th. Hierbei liegt die Zunge dicht vorne an den Schneidezähnen. Während ihr Schweizer relativ weit hinten spricht.

**Weltwoche:** Das reicht dann immerhin noch für brillante Marschmusik.

**Brönner:** (Lacht) Bei Deutschen ist es genauso, keine Sorge.

**Weltwoche:** Warum haben Sie den Durchbruch geschafft? Sie sind heute ein Star Ihres Fachs.

**Brönner:** Ich hatte immer das unbedingte Gefühl, die Trompete sei mein Leben. Über meinen Lebensunterhalt machte ich mir lustigerweise keine Gedanken. Heute frage ich meine Studenten bei der Aufnahmeprüfung zuallererst, warum sie das machen wollen. Ich sage ihnen, dass sie davon wahrscheinlich nicht leben können.

**Weltwoche:** Hatten Sie ein grosses Erbe in Sicht? Oder war es die Sorglosigkeit der späten Wirtschaftswunderjahre in Deutschland?

**Brönner:** Mit neunzehn wurde ich als Trompeter bereits in Berlin angestellt. Zum Glück. Ich kam aus ganz normalen Verhältnissen.

**Weltwoche:** Höchstes Risiko?

**Brönner:** Absolut. Ich wurde damals oft auf die «brotlose Kunst» angesprochen. Was bei mir aber den Unterschied gemacht haben könnte, war der unbedingte Wille, darin so gut zu sein, dass man davon leben kann. Ich habe



«*Ich möchte nicht tauschen*»: Till Brönner.

nichts anderes mehr gemacht, ausser zu üben. Zur Wahrheit gehört auch, dass ich mehrere Förderer hatte, die im richtigen Augenblick diesen Willen erkannten und mich unter ihre Fittiche nahmen.

**Weltwoche:** Der Name «Till Brönner» wurde schon während der neunziger Jahre eine Marke. Haben Sie das ganz gezielt so aufgebaut?

**Brönner:** Überhaupt nicht, mir ging es um die Musik. Ich wurde aber immer wieder mit dieser «Marke» konfrontiert. Der Grund liegt wohl darin, dass ich mich früh entschied, Bandleader zu sein, nicht Mitmusiker. Ich wollte früh meine eigene Band, früh meine eigenen Platten machen. Und ich wollte früh derjenige sein, der es steuert – und vorne steht. Letztlich sind das die entscheidenden fünfzig Zentimeter auf der Bühne, die dich in eine ganz andere Einkommensklasse katapultieren können.

**Weltwoche:** Wird man zum Frontmann geboren? Oder kann man das lernen?

**Brönner:** Es ist lernbar. Ich studierte die Big Bands der Dreissiger auf Videos, es gab noch kein Youtube. Ich sah James Last, Paul Kuhn, die immer wussten, wo es langgeht. So zu sein, war natürlich ein Traum. Am Ende tat es mir aber, mit Blick auf die Trompete, Louis Armstrong an, der auch ein exzellenter Bandleader war, ein Entertainer und grosser Kommunikator. Der Drang, diesen Unterhaltungskünstlern auf die Spur zu kommen, war für mich genauso gross wie das Ziel, perfekt Trompete zu spielen oder

*«Man bändigt das Chaos, das man gemeinsam immer wieder heraufbeschwört.»*

die Kunstform Jazz zu verstehen. Es trieb mich nach vorne. Natürlich habe ich damit meine Bandkollegen oft auch überfahren, am Anfang war ich sehr unsensibel, egoistisch, aber ich bilde mir ein, dass es mir immer um die Musik ging. Die Musik war mir heilig. Ich schreckte vor nichts zurück.

**Weltwoche:** Was ist das Interessanteste im Leben eines Jazzmusikers?

**Brönner:** Ich stehe seit Jahrzehnten auf der Bühne, aber kein Abend, kein Tag ist wie der andere. Der rote Faden ist der Dialog, das Gespräch mit anderen Musikern, die sich während des Spiels in immer wieder neues Gelände hineinwagen. Das Gefühl, vor Publikum etwas Neues entstehen zu lassen, was es zuvor nicht gab und auch nur im Moment seines Entstehens richtig erlebt werden kann, ist unvergleichlich. Jazz ist Zerlegung und Zusammenfügung. Man bändigt das Chaos, das man gemeinsam immer wieder heraufbeschwört.

**Weltwoche:** Wie lautet, als Musiker, Ihre Botschaft?



«Gespräch voller Feuer»: Udo Lindenberg an Brönners Ausstellung «Faces of Talent», 2016.

**Brönner:** Wärme. Für mich ist es immer Wärme gewesen. Das mag abgedroschen klingen, aber Musik ist Innehalten, keine Beilage, kein Hintergrundgeräusch. Es geht darum, die Menschen mit dem Leben, mit der Welt zu versöhnen. Viel Schlimmes geht ab, aber die Musik ist doch der Beweis, dass wir nicht zur Hölle fahren müssen, dass es etwas Gutes und etwas Schönes gibt und dass das Gute und das Schöne eine Einheit bilden können.

**Weltwoche:** Sie sind nicht nur Interpret, sondern auch Professor. Wie definieren Sie Jazz?

**Brönner:** Das ist eine der schwersten Fragen, die man einem Jazzmusiker stellen kann. Nicht mal Jazzmusiker untereinander glauben, dass es eine Definition gibt. Jazz ist aktuell. Jazz hat immer den Bezug zur Zeit. Neuerdings diskutieren sie darüber, ob Jazz nur von Afroamerikanern gespielt und verstanden werden kann. Die Rassismusdebatte hat auch hier Einzug gehalten.

**Weltwoche:** So als ob nur die Schweizer richtigen Käse herstellen könnten.

**Brönner:** Solche Vergleiche kommen einem in den Sinn. Eigentlich ist Jazz die getanzte Version unserer Lieder. Die körperliche Antwort, die physische Version von Musik. Der Körper gerät automatisch in Bewegung. Die klassische europäische Musik spricht vor allem die Seele an, Jazz spricht Körper und Seele gleichzeitig an – *body and soul!*

**Weltwoche:** Welche bis dahin nicht vorhandene Qualität hat der Jazz in das Pantheon der Musik eingeführt?

**Brönner:** Die Improvisation. Jazz ist die Kunst, eine Sache, die in den Büchern steht,

zu umschreiben, zu umspielen, mit ihr zu spielen, sie zu verändern, aber doch ihrem Geist und Wesen treu zu bleiben, die Sache zu verlassen, um zu ihr zurückzukehren, ohne Angst vor dem Fall, kontrollierte Freiheit im Umgang mit dem Stoff, den man aber respektiert, nicht einfach zur Abstossfläche der eigenen Virtuosität benutzen sollte. Jazz ist Verwandlung, ein Gespräch voller Feuer. Jazz ist auch Offenheit, man lässt sich auf etwas ein, ohne den Weg, wohl aber das Ziel zu kennen. Jazz ist deshalb ein Risiko. Wie alle Musik ist Jazz eine Sprache, die aber offen ist für unterschiedliche Akzente, französische, italienische oder eben deutsche.

**Weltwoche:** Sehen sich die Amerikaner als die wahren Gralshüter des Jazz? Werden Sie als Europäer, als Deutscher respektiert?

**Brönner:** Herablassung habe ich noch nie erlebt. Einmal, in einem Jazzklub in New York, an einer Jamsession, meinte ein junger schwarzer Musiker, dass ich da nichts verloren hätte. Er spuckte vor mir aus. Wofür er sich heute wohl abgrundtief schämen würde. Jazz ist das Gegenteil von Exklusivität. Auch wenn das Leid, dass viele schwarze Amerikaner im Jazz ausdrücken, gleichsam familiär vererbt worden ist. Das ist unverwechselbar, aber eben nicht ausschliesslich. Jazz ist keine Kultur der Abgrenzung, sondern des offenen Spiels.

**Weltwoche:** Jazz und Selbstzerstörung: Von den ganz grossen Namen wie Charlie Parker, Miles Davis, John Coltrane sind viele den Drogen verfallen, dem Alkohol. Wo sehen Sie den Zusammenhang zwischen Schmerz, Melancholie, Traurigkeit, Drogen und Jazz?

**Brönner:** Ich habe mich intensiv mit dieser Frage auseinandergesetzt, gerade weil ich die Chance hatte, mit einigen dieser Leute zu sprechen. Man muss auch aufpassen, dass man das Thema Drogen und Jazz nicht romantisiert. Oft sind die besten Jazzmusiker nicht durch persönliche Not in die Drogen getrieben worden, sondern es ist die Verlockung, der Glaube, dass einem der Stoff im Blut hilft, sich freier, musikalisch genialer zu bewegen. Ich unterhielt mich mal mit einem Musiker, der mit dem legendären Saxofonisten Sonny Rollins zusammengespielt hatte und selber drogenabhängig gewesen war. Er sagte mir, er würde es nie wieder tun, aber der Flash, der Moment, wo die Droge im Hirn zündet, sei magisch gewesen, eine ganz neue Dimension der musikalischen Erfahrung. Tragisch an Heroin ist, dass es einen körperlich zerstört. Aber die Kompromisslosigkeit, um der Musik noch näher zu sein, die Intensität wurden mit Drogen grösser als mit Orangensaft.

**Weltwoche:** Musik ist auch eine dämonische Macht. Thomas Mann hat in seinem Roman «Doktor Faustus» über den Höllensturz der Deutschen nicht zufällig einen besonders schwelgerischen Musiker gewählt.

**Brönnner:** Natürlich gibt es diesen Tanz auf dem Vulkan. Es ist die Sucht nach dem Gefühl, der Musik so nah zu sein, um das Göttliche zu spüren. Die grössten Musiker würden mir zustimmen, dass die Momente, in denen sich der Himmel auftut und plötzlich etwas passiert, an fünf Fingern abzuzählen sind. Hildegard Knef hatte diesen Song: «Das Glück kennt nur Minuten, der Rest ist Warteraum» – ein wunderbarer Satz. Alle strebten nach diesem Seinszustand, viele halt mit Drogen. Der Pianist und Produzent Russ Freeman sagte in einem Interview: «We all did it, everyone knew it, just too many people died.» Nach einer kurzen Pause meinte er, dass sie faktisch gar nicht besser gespielt hätten, «wir haben uns nur besser gefühlt». Es war eine Verwirrung, aber – und das klingt jetzt fromm – wer dieses Gefühl von Göttlichkeit nicht ohne Heroin erlebt hatte, der musste es vielleicht machen. Es geht aber auch ohne.

**Weltwoche:** 2016 wurden Sie an ein Gipfeltreffen internationaler, vor allem amerikanischer Jazzstars als einziger Deutscher von US-Präsident Barack Obama ins Weisse Haus eingeladen. Wie haben Sie diesen Ritterschlag erlebt?

**Brönnner:** Der Grund war der International Jazz Day der Unesco, immer am 30. April. Obama entschied, kurz bevor er das Weisse Haus verliess, diesen Jazz Day zu sich zu holen. Das war cool, weil er, als erster Afroamerikaner im Weissen Haus, grosser Jazzfan ist. Sein Vater, den er nicht gut kannte, nahm ihn als Kind zum Jazzkonzert von Dave Brubeck mit, um der Realität ein Stück zu entfliehen. Man hat Obama angemerkt, dass ihm diese Kultur wichtig ist. Es gibt ja wunderbare Videos, wo er im Weissen Haus mit B. B. King auf der Bühne singt.

**Weltwoche:** Und auch gut singt.

**Brönnner:** Ja, sehr gut sogar! Es wirkte immer spielerisch. Wenn man den Amerikanern – bei allem Respekt – etwas bescheiden möchte, dann, dass der Jazz eine der wenigen richtigen Errungenschaften dieses Landes im Kunstbereich ist.

**Weltwoche:** Wer war da sonst noch im Weissen Haus?

**Brönnner:** Herbie Hancock, Wayne Shorter, John McLaughlin, Diana Krall, Aretha Franklin – das Who's who des Jazz. Dann: Morgan Freeman, die Jungs von CNN. Es war erstaunlich. Eine echte Feier!

**Weltwoche:** Und mittendrin der Deutsche.

**Brönnner:** Ja, weil die Message beim International Jazz Day keine imperialistische ist. Es geht, mit einer guten Portion amerikanischem Stolz, um die Handreichung mit dem Rest der Welt. Ob wir nun Gäste, Geduldete oder Mitmusiker waren, war nicht entscheidend.

**Weltwoche:** Haben diese schwarzen SuperCracks des Jazz etwas, bei dem wir als weisse

Mitteleuropäer anerkennend sagen müssen: Keine Chance, das werden wir nie erreichen?

**Brönnner:** Oft gestellte Frage, obwohl sie – und das sage ich mit grösstem Respekt – den Grossteil der Jazzmusiker nervt.

**Weltwoche:** Schon klar, man darf sie auch gar nicht stellen.

**Brönnner:** Eben deswegen ist sie wichtig, weil sie immer wieder die Diskussion darüber in Gang bringt, für die weder Afroamerikaner noch weisse Musiker etwas können. Aber das Glück, als Kid – trotz allen Umständen und Problemen – in einer schwarzen Kirche im Gottesdienst aufgewachsen zu sein, diese Gospelerfahrung ist einzigartig und gibt schon etwas auf den Weg, was nicht alle auf der Welt haben.

**Weltwoche:** Wenn man die Galerie der Grosen durchgeht, wo reihen Sie sich ein?

**Brönnner:** Dass ich mit dabei war, reicht mir. Ich stelle mir vor, man würde dies den ehemaligen NBA-Basketballer Dirk Nowitzki fragen. Aber im Ernst: Ich glaube, Wiedererkennbarkeit – und zwar in Sekundenbruchteilen – ist die Revolution von heute. Wichtig ist, dass einer nach drei Sekunden sagen kann, das ist Brönnner.

**Weltwoche:** Hat Jazz eine Zukunft, oder ist Jazz heute vor allem eine Ode an die Vergangenheit?

**Brönnner:** Jazz spiegelt letztlich immer die Gegenwart, er griff auch immer schon Missstände auf. Vielleicht ist Jazz sogar der Soundtrack des Unglücks, die trotzige Einsicht, dass sich das Leben trotzdem lohnt. Was ja auch stimmt. Es ist nicht so, dass es heute keine Miss-



«Die Renaissance ist unaufhaltsam»:  
Till Brönnner vor dem Weissen Haus.

stände mehr gibt. Im Gegenteil. Der Krieg ist zurück in Europa. Die Frage ist, ob der Jazz noch in der Lage ist, diese Missstände als Sprachrohr so zu spielen, dass sie gehört werden. Ich fürchte, auf diesem Gebiet hat Jazz an Strahlkraft verloren. Musikalisch elektrisiert er nach wie vor.

**Weltwoche:** Was sagen Sie Ihren Studenten, wenn Sie nach dem Geheimnis eines Musikers fragen, der die Menschen berühren kann?

**Brönnner:** Ich muss das Handwerk so beherrschen, dass es egal ist, auf welche Idee ich gerade komme. Weil ich in der Lage sein werde,

*«Jazz ist keine Kultur der Abgrenzung, sondern des offenen Spiels.»*

sie umzusetzen. Die schlimmste Vorstellung ist es, das Instrument nicht gut genug zu führen, um eine Vorstellung hörbar zu machen, die ich dann nicht einlöse. Das Improvisieren geistig und technisch zu lernen, ist die Voraussetzung, kreativ zu sein.

**Weltwoche:** Es gibt Leute, die beherrschen die Sprache, und trotzdem schläft das Publikum ein. Andere holen Zuschauer sofort ab. Kann man das lernen?

**Brönnner:** Ja. Sprachwissenschaftler und Bühnen-Coaches geben uns ja Tipps. Ich habe das Glück, dass jemand, der ein Ticket kauft, bereits ahnt, was kommt. Aber wir alle kennen den Moment aus der Studentenzeit, wenn man auf die Bühne kommt und niemand auf einen wartet. Dann tut man etwas, was plötzlich aufhören lässt. Oder eben nicht.

**Weltwoche:** Was ist Ihr Geheimnis eines charismatischen Auftritts?

**Brönnner:** Das erste Mal, als die Leute mir zuhörten, war, als ich die Trompete nicht so laut und gellend gespielt habe, wie sie alle spielen. Sondern leise und stimmähnlich, dass sie gar nicht nach Trompete klang. Daraus ergab sich eine neue Spannung. Ich kann einen Schrei ganz leise erklingen lassen. Es ist aber immer noch ein Schrei. Oder ein lautes Flüstern, das immer noch nach Flüstern klingt.

**Weltwoche:** Die Kraft der Stille.

**Brönnner:** Ich habe den Leuten ein Flüstern ganz laut um die Ohren gehauen. Das haben sie sich gemerkt.

**Weltwoche:** Sie sind als Musiker auch eine Art Stimmgabel unserer Zeit. Was sind die Vibes der Gegenwart?

**Brönnner:** Das ist eine kühne Frage, ausgerechnet nach zwei Jahren Covid.

**Weltwoche:** Die Leute tappen nach zwei Jahren Halbfangenschaft wieder ans Licht, Ihre Branche wurde besonders hart getroffen. Wie nehmen Sie die Stimmung in Deutschland wahr?

**Brönnner:** Mein Gefühl ist, dass wir viele Jahre lang chloroformiert waren. Oder mit

einem vielleicht etwas schrägen Sprachbild: Die Welt trichterte ungefragt auf uns ein. Sind wir Deutsche dafür speziell anfällig? Dieses Abnicken dessen, was von oben kommt? Wenn ich am weitesten weg bin, fällt mir am meisten auf, wie deutsch ich bin. Manchmal sind es kurze, lustige Sätze, die man hört. Etwa: «Don't be so fucking German.» Ich nahm es mit Humor, aber Humor und Deutschland ist schwierig. Slapstick. Bekannte deutsche Komiker sind oft nie darüber hinausgekommen. Wo einst das Hakenkreuz gewütet hat, ist es besonders schwer, überhaupt noch irgendetwas zu schaffen, was eine Leichtigkeit hat.

**Weltwoche:** Heute scheint eine recht bleierne Zeit zu herrschen, selbst für deutsche Verhältnisse.

**Brönnner:** Ein Teil des deutschen Wesens war immer etwas bleiern. Mit Rick Braun, einem befreundeten Trompeter aus Los Angeles, sprach ich irgendwann mal über den Komplex mit dem Zweiten Weltkrieg. Er unterbrach mich und sagte: «Ihr wart schon immer so.» Er erzählte, dass er als Smooth-Jazz-Musiker durch ganz Amerika reise, ein Land mit Millionen von Menschen. Und überall kriege er gute Kritiken – ausser wenn er in Pennsylvania Konzerte gebe. Ich fragte, was er damit sagen wolle. Er erzählte, in Pennsylvania lebten die meisten Deutschstämmigen, allgemein sind die Deutschen die grösste Einwanderungsgruppe der USA – nicht die Italiener oder Iren, sondern die Deutschen. Die Mehrzahl lebt in Pennsylvania. Wenn er da spielt, mit Leichtigkeit im Programm, kommen Leute und mäkeln. Er meinte: «Ihr wart schon immer so, wart immer Martin Luther.»

**Weltwoche:** Eher Martin Luther als Louis Armstrong.

**Brönnner:** (Lacht) Schönes Bild. Noch etwas: Im Unterschied zu den USA und China hatten wir eine doppelte Erfahrung: Durch den Krieg kennen wir die Diktatur und die Demokratie. Das bedeutet, hätte die USA eine Diktaturerfahrung gehabt, hätten sie einen Donald Trump vielleicht gar nie ins Rennen geschickt. Und auf Russland reimt es sich wahrscheinlich andersherum.

**Weltwoche:** Die Geschichte der Deutschen ist eine Geschichte mit beeindruckenden Höhen, aber auch schrecklichen Abgründen – der ideale Resonanzboden für Jazz.

**Brönnner:** In der Theorie würde ich zustimmen, in der Praxis: Der Deutsche denkt zu viel nach. Jazz stirbt im Augenblick, in dem man zu viel nachdenkt. Es ist der Bruchteil einer Sekunde, der Reaktion, Swing und Energie entstehen lässt. Es ist unsere Sucht nach Perfektion und System, die dazu führt, dass bei einer guten Idee neun von zehn Deutschen im Raum schon wissen, warum sie nicht klappen wird.

**Weltwoche:** Was hat Jazz mit der deutschen Romantik zu tun? Sie sind ja ein Romantiker an der Trompete.

**Brönnner:** Durchaus. Aber entscheidender ist die Frage: Was macht es mit einem Land, wenn in der Zeit, in der Jazz das Hippste überhaupt ist, darauf die Todesstrafe verhängt wird? So war das, sinngemäss, in Deutschland vor rund achtzig Jahren. Das hat mich, als Jazzmusiker, wirklich umgetrieben, vor allem die Spätfolgen. Niemand auf der Welt bringt den Deutschen mit Jazz in Verbindung, dafür mit Autos und Industrie. Oder Krieg. Das ist kein Grund, als Deutscher nicht Jazz zu spielen.

**Weltwoche:** Ist Jazz für Sie auch eine Art Vaterlandersatz, eine neue Heimat? Die Flucht

*«Der Deutsche denkt zu viel nach.  
Jazz stirbt im Augenblick,  
in dem man zu viel nachdenkt.»*

aus der schmerzhaften Geschichte und überschatteten deutschen Kultur?

**Brönnner:** Auf jeden Fall. Natürlich habe ich mein Vaterland gehabt, aber ich habe es viel zu spät verstanden. Meine Eltern wuchsen quasi in den Bomben auf. Dann zogen sie nach Italien, ich bin in Rom aufgewachsen und durfte dort ein Paradies erleben. Für mich, als Deutscher, stellte sich in Italien überhaupt nie die Frage, was Europa ist. Ich merkte stets, wie freundlich ich trotz des Krieges behandelt wurde. Mein Leben bestand aus einer einzigen Duft- und Geschmackswolke.

**Weltwoche:** Was ist jetzt, nach zwei Jahren Pandemie, die richtige Musik für Deutschland?

**Brönnner:** Ich würde generell sagen, dass jetzt die Kultur die Antwort ist. Die Reichhaltigkeit ist nicht nur zum Greifen nahe, sie steckt in uns allen, sie steckt in diesem Land. Die Kultur steckt in all dem, wofür Deutschland bewundert wird.

**Weltwoche:** Welche Art von Musik braucht es jetzt?

**Brönnner:** Lassen Sie mich nachdenken.

**Weltwoche:** Ist es Doris Day? Big Band? Oder die Melancholie eines Miles Davis?

**Brönnner:** Es ist auf jeden Fall Frank Sinatra, Sinatra ist sowieso immer die Antwort. Die

Frage ist nun, warum das so ist. Und ich glaube, es gab nie einen Mann, der sich durch Sinatra maskulin bedroht sah. Man hatte immer das Gefühl, dass man einem etwas zu schwächtigen Menschen zuhörte, der gerade seine Leidensgeschichte erzählt. Es gäbe aber sicher auch jemanden aus Deutschland.

**Weltwoche:** Harald Juhnke wäre auch eine Antwort.

**Brönnner:** Damals war das so. Sein berühmter Satz auf die Frage nach seinem Idealzustand: «Keine Termine und leicht einen sitzen», das ist die beste Antwort überhaupt. Eigentlich ist Juhnke das, was Deutschland jetzt am dringendsten braucht: keine Termine und leicht einen sitzen.

**Weltwoche:** Heute scheint alles durchtränkt von Politik, es gibt keine politikfreien Zonen mehr. Sogar der Sport bietet keine Entspannung, überall wird protestiert und politisiert, gegen Rassismus, gegen Russland, China, für oder gegen was auch immer. Ist Musik die Erlösung vor dieser Überdosis Politik?

**Brönnner:** Man kann von Churchill, Merkel – und meinem Vater – lernen: Wenn alle tobten, im Moment der grössten Anspannung in der Familie, sagte er immer: «Ach, macht ihr mal alle.» Ich glaube, das ist ein Rezept, um länger zu leben. Diese Leichtigkeit. Ob das jetzt Sinatra ist oder Dean Martin, ist eigentlich egal.

**Weltwoche:** Covid war für die Kultur so etwas wie ein Bombenkrieg, alle Häuser sind zerstört. Langsam kommen die Leute wieder raus. Neuland.

**Brönnner:** Klar, darum heisst's jetzt: weitermachen. Die Kultur muss wiederentdeckt werden. Die Renaissance ist unaufhaltsam.

**Weltwoche:** Was ist Ihr nächstes Projekt?

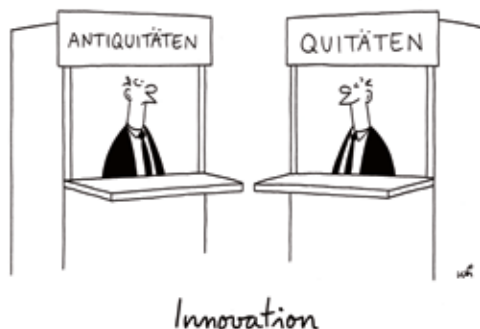
**Brönnner:** Ich schreibe völlig antizyklisch zur Realität eine Ballettmusik für ein Dance-Theater. Für mich ist das wunderbar, um in die Sphären der Nichtmessbarkeit einzutauchen, um mir keinen Markt vorstellen zu müssen. Um dann festzustellen, dass es ihn doch gibt.

**Weltwoche:** Haben Musiker Angst, dass man sie vergessen könnte?

**Brönnner:** Diese Angst wäre unbegründet für etablierte Künstler. Ich prognostiziere jedoch, dass nach Covid als Erstes das Establishment das Näschen vorne hat. Ob man das gut findet oder nicht, ist eine andere Frage. Fakt ist, jetzt ist nicht die Zeit des Newcomers, der durchstartet.

**Weltwoche:** Eine Zeit der sicheren Werte, der Klassiker.

**Brönnner:** Absolut. Jeder Veranstalter, der die Hütte voll haben will, engagiert die Marke, die ihm ein volles Haus garantiert. Die Acts, die man holt, müssen ziehen. Die Dichte ist sehr gross. Das heisst, es gibt viele Newcomer, die aktuell an Depressionen leiden. Ich möchte nicht tauschen. Aber ihnen rate ich, denkt jetzt nicht darüber nach. Macht weiter!



# LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Giovanni Segantini  
malte den Augenblick –  
und meinte doch  
die Ewigkeit.  
*Michael Krüger, Seite 70*



*Er war der Letzte seiner Art.*

**John William Godward, Dolce far niente (Sweet Nothings), 1904** – Zu all den schönen Dingen, die dem Menschen durch sein eigenes Tun abhandenkommen, die in die Mahlsteine der Zeit geraten, zerbröseln und deren Staub dann vom Wind in einen plätschernenden Brunnen der Erinnerung getragen wird, zählt, tragischerweise doch, das süsse Nichtstun. Tragisch, weil gerade im Nichtstun doch der Antrieb allen Handelns liegt. Genau so, wie ein ganzes Universum in einer Singularität schlummert.

Dolcefar niente heisst heute Chillen, aber das ist nicht dasselbe. Chillen ist Rumhängen, süs-ses Nichtstun eine philosophische Tätigkeit,

es ist die Entdeckung des Wesens der inneren Ruhe. Vielmehr als im Tun offenbaren sich im Nichtstun Sinn und Unsinn des eigenen Handelns. Zu Unrecht ist das Nichtstun nicht die fünfte der Kardinaltugenden (Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mässigung), weil erst der Stillstand des Handelns uns die Tür zu unserer Seele öffnet, uns bei offenen Augen träumen lässt, weil nur das Nichtstun uns im selben Gedanken zu uns hin- und von uns wegführt. Es ist dieser Schwebezustand des Seins, der viel mehr Werden hervorbringt als das Handeln. Oder, anders gesagt, wer tagträumt, ist noch lange nicht unproduktiv und nur für die Welt verloren, nicht aber für sich selbst.

Godward (1861–1922) malte das Nichtstun nur; meist Frauen mit Augen, die in der Ewigkeit versanken. Er selbst war reichlich produktiv, und kein anderer vermochte die Schönheit und den Zauber der Antike und die Lieblichkeit des Mediterranen so vollendet in die Moderne zu retten. Er war der Letzte seiner Art.

1922 beging er Selbstmord. Seine Zeit und die Zeit seiner Malerei zerbröselten im Mahlstrom des Neuen; alles schien sich aufzulösen, davonzuschwimmen, unterzugehen. Kurz vor seinem freiwilligen Ausscheiden soll er gesagt haben: «Die Welt ist nicht gross genug für mich und Picasso.»

*Michael Bahnerth*

# Freiheit zur Bewährung

Die Dramen des spanischen Klassikers Pedro Calderón de la Barca werfen Licht auf existenzielle Probleme unserer Gegenwart.

Hans Ulrich Gumbrecht

---

**Pedro Calderón de la Barca:** Der Arzt seiner Ehre. Hrsg.: Georg Nikolaus Bärman. MV-Arts. 196 S., Fr. 18.90

---

**Pedro Calderón de la Barca:** Das Leben ein Traum. Gröls. 120 S., Fr. 21.90

---

Als emblematischen Klassiker aus dem «goldenen» Jahrhundert der Kultur Spaniens führt unser Bildungswissen den 1600 geborenen Pedro Calderón de la Barca. Von einer bleibenden Lebendigkeit seiner Dramen, wie sie etwa im Fall von William Shakespeare der übliche Verweis auf «Hamlet», «Macbeth» oder «King Lear» illustriert, ist dabei kaum je die Rede. Denn derart tief ragte Calderóns Lebenszeit in die fortschreitende Dekadenz des spanischen Weltreichs, dass Erinnerungen an ihn mit dem Glanz einer schnell in die Ferne rückenden, allzu theologisch aufgeladenen Vergangenheit verblassten. Andererseits gehören einige seiner Stücke bis heute zum Repertoire, wie die jährliche Inszenierung des auf seinem Drama basierenden «Grossen Welttheater» bei den Salzburger Festspielen belegt.

## Absolut gesetzte Normen

Schon im späten 19. Jahrhundert hatten zwei gegenläufige Initiativen unter spanischen Intellektuellen versucht, Calderóns Werk in die damalige Welt zu holen. Der konservativen Hoffnung, in seinen Texten einen der Aufklärung überlegenen «christlichen Humanismus» zu entdecken, widersprach die Intuition der Liberalen, Calderóns Dramen als Tragödien zu lesen, in denen eine Kritik an der intolerant gewordenen christlichen Lebensform zum Ausdruck komme. Andeutungsweise kam später die Möglichkeit ins Spiel, ihn aufgrund seiner komplexen Entfaltung des Bilds vom Leben als «Theater» als Vorläufer der nach 1900 entstehenden Soziologie mit ihrer Fixierung auf den Rollenbegriff zu aktualisieren. Jedenfalls begleitet unseren Blick auf den ergrauten Klassiker Calderón die Ahnung von einem Potenzial seiner Texte, helles Licht auf existenzielle Probleme der Gegenwart zu werfen.

Wie intensiv uns Calderón irritieren kann, demonstriert das Stück vom «Arzt seiner Ehre», das immer wieder als Tragödie aufgefasst worden ist. Don Gutierre und Doña Mencía leben in einer die engen Konventionen des Adels erfüllenden Ehe und haben alle Erinnerungen an leidenschaftliche Gefühle für den königlichen Prinzen Don Enrique und für die unverheiratet gebliebene Doña Leonor aus ihrer Existenz verbannt. Der Zufall will es, dass die beiden nach einem Reitunfall Don En-

*Dieses Drama verletzt alle ethischen Gefühle unserer Zeit. Doch eine historische Erklärung hilft.*

rique in ihr Haus aufnehmen müssen, dessen Begierde für Doña Mencía neu entflammt. Als Diener in den Frauengemächern einen Dolch des Prinzen entdecken, sieht Don Gutierre die Ehre seiner Familie in der Öffentlichkeit gefährdet, obwohl er an der Treue seiner Gattin nicht zweifelt. Mehrere Monologe veranschaulichen den Weg des «Arztes seiner Ehre» hin zu dem Entschluss, Doña Mencía durch einen angeblichen Unfall beim Aderlass aus dem Leben schaffen zu lassen, «weil allein Blut die Ehre je reinwaschen kann».

Dabei handelt er in Freiheit, ganz ohne Vorgabe verbindlicher Regeln – und die Schlusszene zeigt, dass Calderón seinen Zuschauern ein Verstehen für den Konflikt und selbst für die Entscheidung des Protagonisten nahelegen will. Dort konfrontiert der König voller Strenge Don Gutierre mit der Schuld der vollzogenen Tat, aber gibt dessen blutiger Hand zugleich die Hand von Doña Leonor zu einer neuen standesgemässen Ehe. Gewiss verletzt dieses Drama alle ethischen Gefühle unserer Zeit. Doch eine historische Erklärung hilft uns begreifen, warum seine Moral um die Mitte des 17. Jahrhunderts plausibel – und also gerade nicht «tragisch» – wirkte.

Nirgends in Europa war nach 1500 jene neue Deutung der Welt und der heiligen Schriften, die in der Schweiz oder Deutschland zur Refor-

mation führte, weiter entwickelt als in der spanischen Kultur. Niccolò Machiavelli zum Beispiel zögerte nicht, den «katholischen König» Fernando de Aragón als Verkörperung seines provozierenden Bildes vom konsequent rationalen Herrscher zu identifizieren. In dem Mass jedoch, wie spanische Monarchen die Verteidigung des überlieferten Christentums gegen die Reformer zu ihrer Mission erhoben, kehrte das orthodoxe Gitter absolut gesetzter religiöser Normen zurück und legte sich über alle frühneuzeitliche Subjektivität.

Die Helden der «Schelmenromane», die nach 1550 entstehen, verdeutlichen, wie sich daraus ein Alltag zwischen (heimlich) subjektzentriertem Verhalten und (zur Schau gestellter) Verkörperung der katholischen Werte ergab. Diese Oszillation, in der Don Gutierre steht und die stets in einer Dominanz der Orthodoxie endet, rückte als Grundmotiv das Theater ins Zentrum der klassischen Literaturepoche Spaniens – und belebte mit ihrer Dynamik zwischen Inszenierung und Ent-Täuschung von Wirklichkeiten alle anderen Barockkulturen.

Calderóns Lebenslauf führt von jenem Moment produktiver sozialer Bewegung hin zu einer Zeit, in der das traditionelle Weltbild zunehmend an Kontur verlor, um in Chaos und Endzeitstimmung umzuschlagen. Schon in seinen Kindheits- und Jugendjahren hielt die verarmte Familie ihren adligen Status nur durch immer neue Akte der Festlegung auf den religiösen Überbau aufrecht. Als dritter Sohn nahm Calderón so bei den Jesuiten eine Ausbildung auf, die sich erst 1651 mit der Priesterweihe erfüllte. In einer Reihe von Ämtern bewahrte er die Nähe zum Madrider Hof, dessen sich auflösende Autorität zunehmend die von ihm entwickelten Typen des Theaters ersetzten.

Unter ihnen trat bald die Gattung des «Auto sacramental» in den Vordergrund, das am Fronleichnamstag als Feier der Einsetzung des Eucharistiesakraments vor offenen Kirchentüren und der ausgestellten Monstranz vollzogen wurde. Hier gelang es Calderóns «Grossem Welttheater», die Alltagswirklichkeit in ein Rollenspiel umzuschreiben, das Gott «zu





*Schlimmste Befürchtungen: «Das Leben ein Traum» am Burgtheater Wien, 2020.*

seiner Unterhaltung» inszeniert. Er teilt die Welt in die Rollen des Königs, des Reichen, des Landmanns und des Armen auf, die sich ohne Vorgaben und eben in Freiheit bewähren müssen. An diese Freiheit erinnert die Rollenspieler eine Allegorie der Gnade: «Gut handeln, weil Gott ist Gott. Meine Stimme hat es euch gesagt, so dass euer Irren zu eurer Schuld wird.» Selbstverständlich schliesst das «Welttheater» mit dem Urteil Gottes, der den Reichen in die Hölle verdammt, den Armen in den Himmel erhebt und den Landmann wie den König dem Reueprozess des Fegefeuers überlässt.

#### «Gut handeln»

Gegen den vertrauten Eindruck vom klassischen Zeitalter Spaniens als einer Epoche einengender Vorschriften verdient die radikale Prämisse der Freiheit in Calderóns Dramen, hervorgehoben zu werden. Denn aus dem Satz der Gnade, «Gut handeln, weil Gott ist Gott», lässt sich ja keine Orientierung für das Verhalten und Handeln der Rollenspieler ableiten. Nur unter dieser Prämisse von Offenheit kann das Welttheater wirklich zur Unterhaltung Gottes geraten. Historisch hat sich solch radikale Freiheit offenbar aus einer Umdeutung von Calderóns Erleben der eigenen Welt als Sphäre schwindender Verbindlichkeit ergeben. Für unsere Gegenwart jedoch liegt gerade hier eine

Affinität zur heutigen Erfahrung des Lebens in vielfältigen Welten ohne höhere Ordnung, eine Affinität, die Calderóns Dramen einen Platz in unseren Theatern erhalten hat. Zur existenziellen Nähe gehört freilich auch eine existenzielle Differenz, nämlich der im sozialen Wissen von heute ausgesparte Glaube, dass eine höhere Ordnung zur Bewertung des menschlichen Lebens besteht, auch wenn sie uns nicht zugänglich ist. In ihrem Namen beansprucht etwa der König aus dem «Arzt seiner Ehre», trotz allen Zögerns und aller Ambivalenzen zu sprechen.

Für Calderón und die zeitgenössischen Zuschauer muss ein solcher Glaube auch als Horizont jener Dramen gegolten haben, die

*Das Volk gibt Segismundo eine Möglichkeit zum freien Entschluss, «das wilde Tier in sich zu besiegen».*

theologische Inhalte nicht explizit artikulierten, während für unsere Gegenwart ihre Absenz gerade die potenzielle Aktualität bestimmter Stücke steigert. Unter ihnen hat «Das Leben ein Traum» besondere Resonanz bewahrt, in dem der König von Polen seinen Sohn Segismundo in einem Verlies aufwachsen lässt, weil dessen Horoskop verhieß, dass er sich zu einem grausamen Despoten entwickeln würde. Als der

königliche Vater Segismundo wenige Tage in die – für ihn zum «Traum» erklärte – Wirklichkeit des Alltags und der Politik eintreten lässt, um zu sehen, ob sich die Vorhersage erfüllt, bestätigt der Prinz die schlimmsten Befürchtungen und wird ins Verlies zurückverwiesen. Doch das «Volk von Polen» befreit ihn und gibt Segismundo eine Möglichkeit zum freien Entschluss, «das wilde Tier in sich zu besiegen» und zu einem nicht nur siegreichen, sondern auch gerechten und geliebten König zu werden.

Diese unabhängig von «Traum» oder «Wirklichkeit», ohne Vorgaben oder Verpflichtungen getroffene Entscheidung für das Gute macht den Prinzen zu einem Helden von shakespeareischem Rang. Doch obwohl er das Gute nicht in Worten zu identifizieren vermag, scheint Segismundo – anders als Shakespeares Protagonisten und anders wohl auch als die meisten unserer Zeitgenossen – davon auszugehen, dass eine höhere Ordnung der Werte und des richtigen Handelns tatsächlich besteht. Die Freiheit, sie zu finden, ist eine Freiheit zur Bewährung – für Calderón eine Freiheit zur Bewährung vor Gott.

Diese Formel kann heute Anlass sein, Calderóns Dramen auf Distanz von unserem Leben zu halten. Manchen Lesern und Theaterbesuchern aber wird der Gedanke, dass die Existenz eines solchen Horizonts für unser Leben nicht auszuschliessen ist, eher Trost stiften.

# Amouröses Dreiecksverhältnis

Rolf Hürzeler

Henri-Pierre Roché: Jules und Jim.

Aus dem Französischen von Patricia Klobusiczky.  
Insel TB. 271 S., Fr. 18.90

Eine Szene wie aus einem Film. «Plötzlich liess Kathe ihre Handtasche und ihre Handschuhe fallen, schob Jules und Jim behutsam beiseite und sprang mit einem Satz in die Seine.» Die Episode war tatsächlich im Kino zu sehen. Der «Nouvelle Vague»-Regisseur François Truffaut drehte sie in den frühen sechziger Jahren für seinen Pariser Klassiker «Jules et Jim». Die Schauspieler Jeanne Moreau spielte Kathe in der wohl spektakulärsten Rolle ihrer Laufbahn.

Hinter dem Sprung in den Fluss steckt mehr als der witzige Einfall eines genialen Regisseurs. Kathes Taucher vom Quai der Ile de la Cité beim Pont Neuf soll sich Jahre früher tatsächlich zugetragen haben. Zumindest schildert ihn der Schriftsteller und Lebemann Henri-Pierre Roché in seinem Roman «Jules und Jim», der eben neu auf Deutsch herausgekommen ist. Die Protagonistin wollte mit dem Bad in der Seine ihre Verzweiflung zum Ausdruck bringen, dass sie die beiden Männer gleichermaßen liebte.

## Frivol und verzweifelt

Die Geschichte erinnert an ein Pariser Liebesdrama, das sich in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts zugetragen hat und bis heute fasziniert. Im Mittelpunkt steht das Dreiecksverhältnis zwischen der deutschen Helen Grund mit den beiden Schriftstellerfreunden Franz Hessel und Henri-Pierre Roché. Die beiden Männer standen sich während Jahren sehr nahe, teilten alles miteinander – inklusive Liebschaften. Bis Hessel seine Landsfrau Helen Grund kennenlernte, die er für sich allein beanspruchte und heiratete. Das störte Roché indes nicht ernsthaft, und er pflegte ein jahrelanges Verhältnis mit ihr – mitunter in aller Öffentlichkeit, manchmal im Versteckten.

Der Seine-Sprung, frivol und verzweifelt zugleich, liess Roché nicht mehr los, so dass er ihn an anderer Stelle erotisch auflud. In seinen letztes Jahr erstmals auf Deutsch erschienenen Aufzeichnungen «Don Juan und ...» idealisierte er die flamboyante Helen Grund als Liebesgöttin und schwärmte: «Ist es das Licht auf dem Wasser, das dieses sanfte Schimmern auf Venus' Fleisch entflammt, ist es die zurückliegende Zärtlichkeit, deren Schauer sie überläuft?» Die Worte verraten nur scheinbar, wie tief der Stachel der Liebe sass. Seine Gefühle für Helen Grund hinderten den Erotomanen Roché keineswegs daran, daneben zahlreiche andere Liebschaften zu pflegen.



Pariser Liebesdrama: Szene aus François Truffauts «Jules et Jim».

Am Anfang der Geschichte steht das «Café du Dôme» in Montparnasse. Heute ein teures Fischrestaurant, nach dem Ersten Weltkrieg ein Treffpunkt der Bohème. Hier trafen sich der Fotograf Man Ray und sein Model Kiki de Montparnasse; Alberto Giacometti suchte nach seinen flüchtigen Bekanntschaften, die Fotografin Ré Soupault gehörte zu den Stammgästen. Auch Helen Grund verkehrte im «Le

*Der Seine-Sprung liess Roché nicht mehr los, so dass er ihn an anderer Stelle erotisch auflud.*

Dôme», ebenso wie ihre beiden Schriftsteller-Männer. Sie arbeitete bis weit in die dreissiger Jahre als Modejournalistin für deutsche Frauenzeitschriften.

Roché machte in dieser Zeit neben dem Schreiben ein Vermögen als Kunsthändler, Hessel kam als Übersetzer knapp über die Runden. In ihren Schriften lässt sich bis heute verfolgen, wie sich die Dreiecksgeschichte entwickelte. Für Roché war das Verhältnis zu Helen Grund ein amouröses Abenteuer, eines unter vielen, wenn auch ein besonders aufregendes: «Sie glitt in seine Arme, auf seinen Schoss, ihre Stimme war tief. Es war ihr erster Kuss, er dauerte die ganze Nacht ...» So aufregend schildert Roché eine intime Begegnung mit der Geliebten.

Franz Hessel verarbeitete sein Liebesverhältnis mit Helen Grund ebenfalls literarisch in seiner

wunderbaren Novelle «Pariser Romanze», die kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs spielt: «Hatten wir nach ein paar Tänzchen im «Moulin de la Galette» und oben bei der richtigen Mühle ausgeruht, dann wurde bergab gesprungen mit Haschen und Jagen ...» Hier liegt die Erotik in den Auslassungen der Schilderung. Die Windmühle steht heute noch, Künstler wie Renoir und van Gogh haben sie verewigt.

Reizvoll ist es bis heute, in Paris die Örtlichkeiten aufzuspüren, die die drei jungen Leute besuchten. So kann man durch den kleinen Square du Vert-Galant auf der Ile de la Cité spazieren und sich fragen, ob Helen Grund auf der Seite gegenüber des Rive gauche oder des Rive droite ins Wasser gesprungen ist. Auch andernorts erinnert die Stadt an die Zwischenkriegszeit, wie sie die drei Liebenden gesehen haben müssen.

So grüssen weiterhin die französischen Königinnen im Jardin du Luxembourg, die Hessel und Helen Grund in seiner «Pariser Romanze» faszinierten. Auch das von ihm erwähnte Kindertheater spielt weiterhin in diesem Park.

Weiter südlich in der Metropole, in Montparnasse, erinnert gar ein Platz an das Liebespaar. Es hatte einen Sohn, den Diplomaten und späteren Philosophen Stéphane Hessel. Er wurde mit seinem Buch «Indignez-vous!» im hohen Alter zu einem Idol der Antiglobalisierungsbewegung. Ein kleiner Platz beim Friedhof Montparnasse trägt seinen Namen, und seine Anhänger schmücken dort sein Grab fast täglich neu.



## Ein Schriftsteller ist immer im Dienst

Heimo Schwilk

Hanns-Josef Ortheil: *Ombra* – Roman einer Wiedergeburt. Luchterhand. 304 S., Fr. 36.90

Kann man rechtzeitig zum runden Geburtstag eine schwere Krise überstehen? Hanns-Josef Ortheil ist die Punktlandung gelungen. Exakt zu seinem 70. Geburtstag legt er mit «*Ombra*» den «Roman einer Wiedergeburt» vor. Der Autor beschreibt die Schattenexistenz eines Reha-Patienten, der, frisch am Herzen operiert, gesundtherapiert wird. So präzise das Räderwerk der ärztlichen und therapeutischen Zuwendungen beschrieben wird, so rasch erkennt der Leser, dass mit «*Wiedergeburt*» weniger die physische als die schriftstellerische Existenz gemeint ist. Ortheil will vor allem den inneren Zusammenhang seines eigenen Werkes sichtbar machen. Dazu ersinnt er ein aus-



sprächen mit einer empathischen Psychologin, Traumerinnerungen an die Eltern und seine künstlerischen Anfänge, bietet aber auch einen «Doktor Freud» auf, der tiefenpsychologische Erklärungsmuster beisteuert, die der Traumvater allerdings als Spekulation hinwegwischt.

Ein Schriftsteller ist immer im Dienst. Dies mag der eben operierte Hanns-Josef Ortheil gedacht haben, als er die Klinik im Westerwald betrat: mit einem Notizbuch in der Tasche und

*Er betrat die Klinik mit einem Notizbuch in der Tasche und dem festen Vorsatz, inkognito zu bleiben.*

dem festen Vorsatz, so zumindest steht es im Buch, als Patient gleichsam inkognito zu bleiben. Deshalb erzählt er einem Mitpatienten, der den prominenten Autor zu erkennen meint, er sei «Eisenbahnlandwirt». Um kurz darauf, nachdem er sich doch geoutet hat, im Haus bereitwillig Widmungsexemplare seiner Bücher zu verteilen. Das wirkt befremdlich, denn der Leser bemerkt die Absicht und ist verstimmt. Siebzig Bücher zählt die Hauspsychologin und staunt, stellvertretend, über die Produktivität ihres Patienten.

So ist der Heilungsprozess eigentlich ein Selbstheilungsprozess. Der Schriftsteller Ortheil nutzt die Zwangspause, um die Antriebe seiner Autorschaft gründlich zu analysieren, obwohl er dies in seinem Bestseller «*Die Erfindung des Lebens*» längst getan hat. In dem 2009 erschienenen Buch erzählt Ortheil virtuos, wie er als jahrelang stummtes Kind mit Hilfe der Musik erst das Sprechen, dann das Schreiben erlernte. Diesmal ist der Ansatzpunkt der letzte Roman («*Der von den Löwen träumte*»), in dem Ortheil seinem Idol Hemingway nachspürt. Der hatte 1948 in Venedig eine Schreibblockade zu überwinden versucht.

### Idol Hemingway

Unmittelbar nach Abschluss der Spurensuche – Ortheil reiste Hemingway hinterher und wohnte sogar in derselben Locanda auf einer Laguneninsel – unterzieht er sich bei einem Kardiologen einer Untersuchung. Dieser diagnostiziert eine schwere Herzinsuffizienz und weist ihn sofort ein. Das Koma nach der Operation, das Ortheil als Gang durch den «Todestunnel» erfährt, könnte für Leser, die Ähnliches erlebt haben, wie ein Déjà-vu wirken. Könnte – denn routiniert lenkt der Autor auf sein eigentliches Anliegen zurück, den Schreibzwang.

Von diesem kann ihn auch die als selbstbewusst und sympathisch beschriebene Klinikpsychologin nicht abbringen, denn ihr Patient schreibt alles, was sie sagt und was er rund um die Reha erlebt, in sein Notizbuch. Nicht genug damit: Der Heimschläfer nutzt die zeitweilige Abwesenheit, um sich ein Familienmuseum in seinem Elternhaus einzurichten und die Präsentation seines Venedig-Romans im Sendesaal des WDR vorzubereiten.

### Achtsamkeit

Bewährte Freunde, mit denen er kleine Radtouren am Rhein unternimmt, und sein Verlagslektor sind die eigentlichen Therapeuten, die jene Stichworte liefern, die ihn schliesslich in die Imaginationswelt des Autors zurückfinden lassen. Er tut dies trotz der Ermahnungen der Ärzte, kürzerzutreten, ja «Achtsamkeit» gegenüber sich selbst zu entwickeln.

Nicht nur die Eröffnung des mit familiärem Mobiliar und Dokumenten früher Schreibversuche angefüllten persönlichen Museums, auch die routinierte Lesung vor grossem Publikum in Köln wird ein voller Erfolg. So muss sich der Leser am Ende fragen, ob der Autor



Spurensuche: Autor Ortheil.

Ortheil, den eine schwere Erkrankung aus der Bahn warf, wirklich einen Umkehrpunkt erfahren hat – oder erneut nur die Kurve gekriegt hat ins Bewährte, Altbekannte. Nicht ohne Hintersinn heisst die Festschrift zu Hanns-Josef Ortheils Siebzigstem, die zugleich mit «*Ombra*» erschienen ist, «Ein Kosmos der Schrift».



«Gorbi, Gorbi!»: Michail Gorbatschow und Angela Merkel in Berlin, 2011.

## Eine Frage des Verstehens

Sylvie-Sophie Schindler

Stefan Kreuzberger: Das deutsch-russische Jahrhundert – Geschichte einer besonderen Beziehung. Rowohlt. 672 S., Fr. 49.90

Was heisst Nachdenklichkeit? Der deutsche Philosoph Hans Blumenberg beantwortete die Frage seinerzeit so: «Es bleibt nicht alles so selbstverständlich, wie es war.» Allein: Wie steht es um die Nachdenklichkeit – ist sie ein Auslaufmodell? Denn: Wer auf Schwarz-Weiss-Bilder setzt, erspart sich derlei geistige Mühen. Das Erfolgsmodell aus der grimmischen Märchenwelt, die Einordnung in Gut und Böse, entlastet. Man nimmt ein Feindbild im Alltag eben mal mit, wie den *coffee to go*. Resultate einer Gegenwartsfixierung, die auch in öffentlichen Kontroversen längst – bestürzend genug – überhandgenommen hat. Doch ist das

Heute immer ein Gewordenes, das seinen Prozess in der Vergangenheit durchlaufen hat. Insofern brauchen Debatten, die den Anspruch haben, intellektuell redlich zu sein, massgebliche historische Einbettungen.

### Tage der Annäherung

Gut also, dass Stefan Kreuzberger mit «Das deutsch-russische Jahrhundert» nun ein originell aufgebautes Werk vorlegt, das die «Geschichte einer besonderen Beziehung» auf 672 Seiten klug und kundig durchdringt. Dadurch erscheinen die tagesaktuellen Geschehnisse in einem notwendig grösseren Kontext – wer das Buch durchhat, kann schwerlich in den verengten Blickwinkel zurück, den er möglicherweise vorher hatte. Der Autor ist Professor für Zeitgeschichte an der Universität Rostock und lebte selbst einige Zeit in Moskau, vor über drei Jahrzehnten, just als sich mit dem Ende des Kalten Krieges Weltgeschichte ereignete. Das Land und seine Menschen, die Herzlichkeit und Gastfreundschaft, hätten ihn, wie er berichtet, seither nicht mehr losgelassen. Mit sei-

ner Publikation verbinde er die Hoffnung, «in nicht allzu ferner Zukunft die positiven Traditionen der deutsch-russischen Beziehungen wieder zu beleben».

Vom Angriffskrieg Putins gegen die Ukraine konnte Kreuzberger bei Abschluss seines Buches nichts wissen. Doch standen die Zeichen seit Beginn der Ukraine-Krise 2014 ohnehin auf Sturm, was auch – neben unter anderem der Nawalny-Affäre und dem «Tier-

*Man nimmt ein Feindbild im Alltag eben mal mit, wie den «coffee to go».*

gartenmord» – zu dramatischen, bilateralen Verstimmungen zwischen Deutschland und Russland führte. «Wegen des momentan extrem belasteten Verhältnisses ist es für die deutsche Positionsbestimmung im weiteren Umgang mit der Russischen Föderation wenig hilfreich, die aktuelle Problemlage auf die Polemik «Russland-Versteher oder nicht» zu reduzieren», formuliert der Autor einen Lösungsansatz gegen den herrschenden Polit-Frost. Die Entwicklung zwingt vielmehr dazu, «sich bewusst auf die Frage des Verstehens einzulassen, ohne dies zwangsläufig mit Billigung gleichzusetzen».

Und es gab sie ja, die Tage der Annäherung. Man denke etwa an den Rapallo-Vertrag von 1922, mit dem die beiden politisch isolierten Staaten – Deutschland wegen des Krieges, das Sowjetregime weitgehend geächtet – diplomatische Beziehungen aufnahmen; bis heute wird das Misstrauen gegenüber einer Annäherung Deutschlands an Russland als «Rapallo-Komplex» bezeichnet. Oder das Wochenende im September 1971, als Leonid Breschnew Bundeskanzler Willy Brandt auf die Regierungsdatscha Oreanda auf der Krim einlud. Inklusiv eines Bootsausflugs auf dem Schwarzen Meer und eines gemeinsamen Bades im Datschaeigenen Schwimmbad – Breschnew soll Brandt eine Badehose geliehen haben.

Oder die bundesrepublikanische Euphorie, als Michail Gorbatschow im Juni 1989 mit seiner Frau Raissa zu einem ersten Staatsbesuch anreiste: Zehntausende Menschen skandierten «Gorbi, Gorbi!», feierten ihn wie einen Popstar. Noch drei Jahre zuvor hatte Helmut Kohl die deutsch-sowjetischen Beziehungen durch einen Kommentar im amerikanischen Magazin *Newsweek* enorm belastet, indem er Gorbatschow mit Goebbels verglich: Beide verstünden «was von PR». Angeführt von extrem gewaltbereiten Diktatoren gab es auch unheilvolle Allianzen. Eine davon illustriert eine aus dem Jahr 1939 stammende Karikatur: Hitler und Stalin stehen auf einem Schlachtfeld und verbeugen sich höflich voreinander. Hitler: «Der Abschaum der Menschheit, wenn

ich nicht irre?» Stalin: «Der blutige Mörder der Arbeiterklasse, wie ich annehme?»

### Gegen Bevormundung

Es mag den Eindruck erwecken, das 20. Jahrhundert sei vor allem amerikanisch beeinflusst, doch Creuzberger zeigt nachvollziehbar auf, warum man von einem deutsch-russischen Jahrhundert sprechen muss. Da es wesentlich geprägt ist von Revolution und Umbruch, Terror und Gewalt sowie Abgrenzung und Verständigung, entscheidet sich der Autor, das historische Panorama anhand dieser Wirklichkeiten aufzufächern. Woraus sich ein Mehrwert ergibt, den eine rein chronologische Erzählung so nicht bieten kann.

In seiner abschliessenden Analyse macht Stefan Creuzberger deutlich, dass Putin sich demokratisch-rechtsstaatlich verfassten Ländern weit überlegen sieht, da diese aus seiner Perspektive führungs- und entscheidungsschwach seien. Gleichwohl die Kreml-Elite «Angst und Schrecken stifte», solle «nicht versucht werden, Russland in Richtung Demokratisierung im westlichen Sinne zu lenken oder anders zu bevormunden». Die Entscheidung über ihre politische Zukunft obliege den Russen selbst.

## Im Grünen versickern

Anton Beck

**Simone Lappert:** längst fällige verwilderung. Diogenes. 80 S., Fr. 29.90

Wie liesse sich «minimalismus» am besten beschreiben? Die Schriftstellerin Simone Lappert findet dafür ein treffendes Bild: «es muss nicht immer / um den angriff gehen, / sagt das krokodil, / mir reicht es / zu lauern.» Immer wieder sind solche Verse, die einen zum Schmunzeln bringen, in ihren Gedichtband «längst fällige verwilderung» eingewoben. Dennoch ist das Buch der Schweizer Autorin nicht auf irgendwelche Pointen hin geschrieben. In den Texten, die Lappert selbst «gedichte und gespinnste» nennt, steckt eine Ästhetik, die auf eine schöne Art und Weise betrübt und gerade deshalb begeistert.

### Wunsch nach einem Urzustand

Bezeichnend dafür ist das Gedicht «schlaflos», das «die zunehmende vermoosung der gedanken» beschreibt, «bis da aussen ein wald ums bett» heranwächst. Lappert arbeitet oft mit Naturbildern, beschreibt Szenarien, die den Menschen im Grünen seiner Umgebung versickern lassen. Über all den stillen Szenen und «zwischen den zweigen» hängt ein Un-

behagen, ein Menetekel – das ist nicht nur ergreifend, sondern auch aussergewöhnlich wortgewandt verfasst.

Mit «längst fällige verwilderung» dringt Lappert in ihrem Schaffen in neue Gebiete vor. Während ihre Romane «Wurfschatten» (2014)

*Über all den stillen Szenen und «zwischen den zweigen» hängt ein Unbehagen, ein Menetekel.*

und «Der Sprung» (2019) urbane und überwiegend harmlose Gesellschaftsgeschichten erzählten, geht ihr neuer Gedichtband dorthin, wo es weh tut: in die Natur des Menschen. Immer muss er sich in Lapperts Gedichtband beweisen, kommt nur einige Augenblicke lang zur Ruhe, ansonsten ist das Dasein ein

*Wir bringen Ihre kreativen Seiten erfolgreich zur Entfaltung!*

**SHELLENBERGGRUPPE**  
+41 44 953 11 11  
schellenberggruppe.ch

Bestehenmüssen. Das Gedicht «oberhalb» verdeutlicht das auf besondere Weise: «sie hat etwas heimliches, die frühe hier, / macht fenster zu feldstechern», beginnt Lappert friedlich, bringt aber bald schon das Widerspenstige, den Kampf, den Widerstand ein, indem sie schreibt «die stille hat flechten angesetzt / und ein paar vögel verteilt, / um sich zwischen ihnen zu beweisen».

Nicht zuletzt ist «längst fällige verwilderung» auch der Wunsch nach einem Urzustand. Damit passt der Band gut in unsere Zeit, in der der Mensch nichts weiter ist als ein Störenfried in der Natur. Als wäre es besser, er würde das Feld auf diesem Planeten wieder räumen, mitsamt seinen schädlichen Errungenschaften. Als wäre die erneute Verwilderung der Erde eben eigentlich «längst fällig».



## Die Bibel Heiligkeiten

*Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten und steinigst, die zu dir gesandt sind* (Matthäus 23,37). – Der König Salomo errichtete den Tempel als Gottes Wohnort und machte Jerusalem zur «Gottesstadt». Und nun dies: Jerusalem tötet «die Propheten und ...» Das ist eine Kritik an Juden und an Christen. Sie zeigt, dass die Heiligkeit weder an Kultorte noch an Personen gebunden ist. Das Heilige kann jederzeit vom Menschen missbraucht und von Gott verworfen werden. Nichts spricht dagegen, wenn Gläubige einen geschichtsträchtigen Ort aufsuchen. Aber Machtspiele haben im Heiligen keinen Platz.

Dem heiligen Jerusalem folgte das heilige Rom, dann Konstantinopel und schliesslich Moskau als «drittes Rom». Nach dem Ende der Sowjetunion saugte das geistige Vakuum die Inhalte der orthodoxen Kirche auf. Dem orthodoxen Herrschaftsideal entspricht die Machtkonzentration bei Putin. 2011 erhielt das militärische Kommandosystem durch Patriarch Kirill eine religiöse Weihe: Der Dienst befriere die Soldaten von jeglicher moralischer Verantwortung. Sie müssten die Befehle ausführen, und die Kirche müsse ihnen dabei helfen.

Für den Publizisten Alexander Dugin beginge Russland ein schlimmeres Verbrechen als einen Genozid, würde es auf die Ausweitung seiner Grenzen und seiner Wahrheit verzichten. Der Blogger Alexandrov\_G mit seinen religiös-imperialen Fantasien weiss: «Gott ist mit uns.» Für den Filmregisseur und Priester Iwan Ochlobystin «ist der Russe geboren, entweder Held oder Heiliger zu sein». Eine umfangreiche Bestandesaufnahme bietet der St. Galler Slawistikprofessor Ulrich Schmid in seinem Buch «Technologien der Seele – Vom Verfälschen der Wahrheit in der russischen Gegenwartskultur» (Suhrkamp 2015). Für Russland und die Welt wäre es heilsam, sich daran zu erinnern, dass Moskau so unheilig ist wie Jerusalem, Rom und Istanbul.

Peter Ruch

# Ewigkeit im Augenblick

Jedes Tier, das Giovanni Segantini gemalt hat, fordert uns heraus, über uns nachzudenken. Zum Beispiel die Kuh auf dem Bild «Frühlingsweide».

Michael Krüger

**G**iovanni Segantini war als Maler kein grosser Geschichtenerzähler. Sieht man von einigen der symbolistischen Bilder ab, in denen literarische oder mythologische Motive aufgenommen wurden, die entweder aus einer Geschichte stammen oder auf der Suche nach einer Geschichte sind, kommt sein Werk ohne Anleihen bei irgendwelchen literarischen, philosophischen oder historischen Programmen aus, die die Welt – oder auch nur einen Zipfel davon – erklären wollen.

Auf der Suche nach der Schönheit heisst Segantinis Lebensroman als Künstler, aber diese Suche geht gewissermassen ohne jede Ablenkung, ohne jedes Abenteuer, vielleicht sogar ohne Risiko auf ihr Ziel zu: Wenn die technischen und malerischen Bedingungen

*Das Engadin und das Bergell sind voller Geschichten, Märchen und Legenden.*

einmal erlernt sind, kann ihn nichts davon abhalten, sein Ziel zu erreichen. Die Schönheit (nicht Gott) ist das Absolute, und man erreicht sie, wenn man sich lange genug ausschliesslich auf sie konzentriert.

## Mitten ins Herz

Das Engadin und das Bergell, wo der grösste Teil seines Werkes entstand, sind voller Geschichten, Märchen und Legenden, und Segantini selber neigte obendrein noch dazu, den «Urkräften» zu vertrauen. Aber wenn er malte, malte er den Stein und nicht die wimmelnde Welt darunter, er malte die Berge und nicht die Götter, die ihre Wohnung in den Höhen haben, er malte den Himmel und die Wolken als Himmel und Wolken, er malte Menschen, die auf den Hochebenen mit ihrer Hände Arbeit das Brot verdienen – und er malte die Tiere, die den Menschen helfen, die Arbeit erträglich zu gestalten: Pferde, Kühe, Schafe, Ziegen.

Engadin und Bergell waren schon seit Ewigkeiten nicht nur bäuerliches Gelände, sondern wegen der Pässe nach Süden immer auch ein

Durchgangsland für Gewerbe, Handel und Militär. Gerade Soglio, wo die Segantinis häufig den Winter verbrachten, ist mit seinen Palästen der Familie von Salis ein gutes Beispiel dafür, dass hier seit dem Mittelalter auch andere Lebensentwürfe möglich waren, und die Zuckerbäcker aus dem Unterengadin waren auf der ganzen Welt begehrt – und konnten erzählen, wie es in St. Petersburg oder Madrid



*Verlässlich, unerschütterlich:* Maler Segantini.

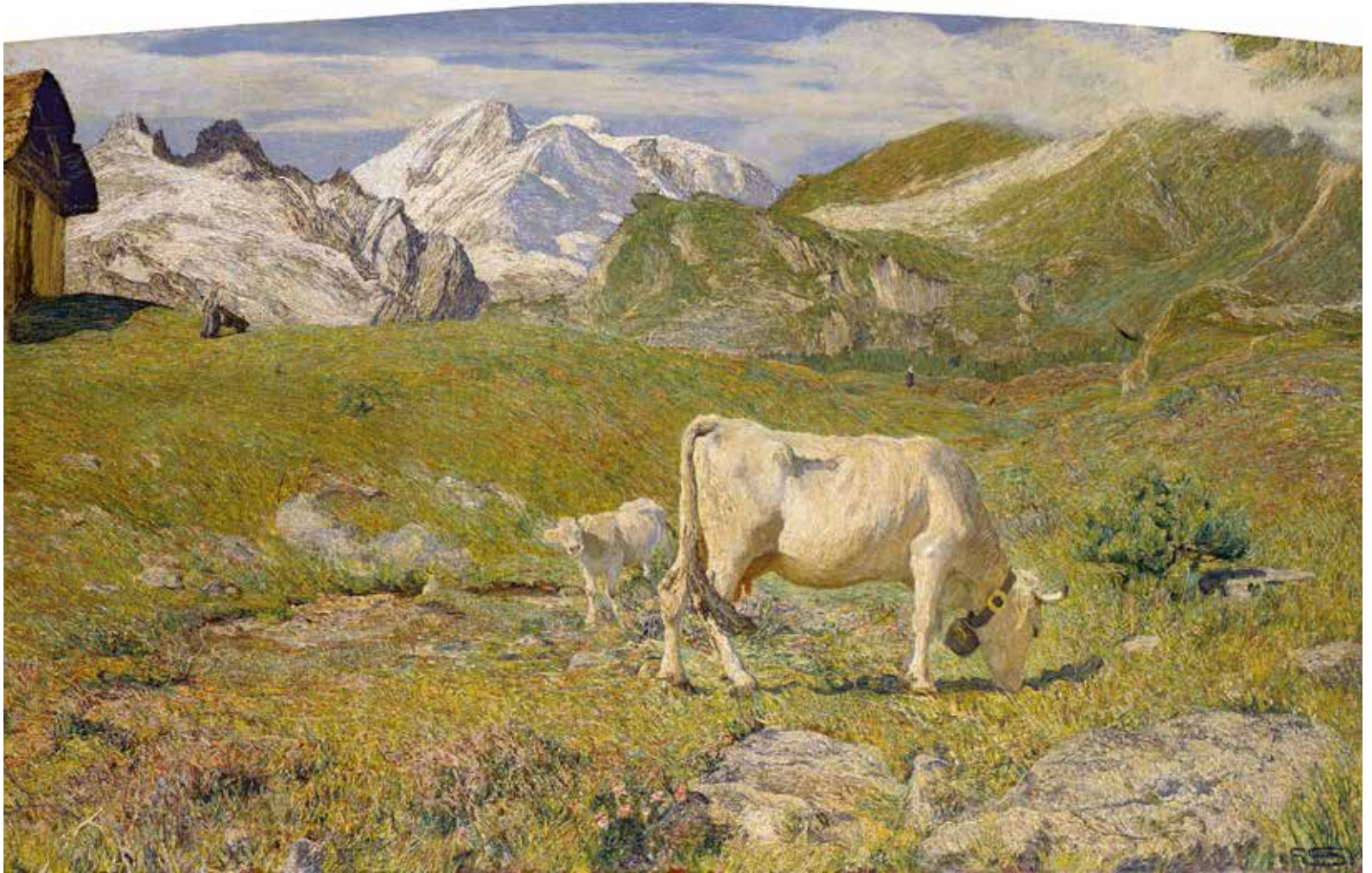
aussah. Aber davon ist auf Segantinis Bildern nichts zu sehen. Seine «schöne reine Welt» ist ohne Geschichte (und Geschichten).

Und trotzdem gibt es keinen verlässlicheren Maler als Segantini. Wenn man zum Beispiel durch die mit Bildern gepflasterte Pinacoteca die Brera in Mailand wandert, vorbei an all den dramatischen Metaphern für das Leid des Menschen oder die Hierarchie seiner brüchigen Welt, wenn man erschöpft die ausgefeilten Bildprogramme entziffert und die

Anspielungen auf die Bibel oder auf Ovid erraten hat, steht man plötzlich vor Segantinis «Frühlingsweide» von 1896, die der Maler drei Jahre vor seinem Tod gemalt hat. Der erste Eindruck: Erleichterung! Gott sei Dank, da stehen sie noch auf der gerade von einem grünen Hauch überzogenen Wiese, die Kuh und das Kälbchen dazu, mutterseelenallein und doch offenbar nicht unzufrieden, und fressen das noch nicht gerade üppige Gras, das erst im Juni in seiner ganzen vielfältigen Herrlichkeit aufblüht.

Und während die anderen Bilder sich mit unserem Älterwerden und der Zunahme unserer Kenntnis über die Welt ändern, während wir darüber nachgrübeln, ob Judith recht daran tat, dem Holofernes den Kopf vom Körper zu trennen, stehen Kuh und Kälbchen unerschütterlich vor der noch verschneiten unverrückbaren Kulisse der Berge und versuchen konzentriert, die ersten Hälmchen zwischen den Steinen zu erwischen. Das Bild zeigt einen bestimmten Augenblick – und meint doch die Ewigkeit, das ist der *punto cruciale* bei Segantini: Es ist nur ein Augenblick, den wir sehen, der kurze Moment der Nahrungsaufnahme einer Kuh, die dieser Tätigkeit viele Jahre von früh bis spät nachgeht, und doch sehen wir gewissermassen der Ewigkeit ins Auge: Das ist der Grund, warum uns diese Bilder immer noch und immer wieder ins Herz treffen.

«Kann man sich etwas Ernsthafteres vorstellen als eine Kuh?», hat der spanische Philosoph José Ortega y Gasset (ein grosser Verteidiger des Bauernstandes) gefragt, und wir alle (aber ich ganz besonders) haben natürlich laut «Nein» gesagt. Aber auf Bergwiesen gibt es keine Philosophie, hier gelten andere Gesetze. Auch wenn sich die Kuh an sich nicht für den Milchpreis und die damit zusammenhängenden Probleme der Volkswirtschaft interessiert und auch zu den weitergehenden Fragen der Ökonomie nur den Kopf (und die Glocke) schütteln kann, bedienen wir uns ihrer doch, um vom Milchpreis über den gesellschaftlichen Wandel bis zu den entscheidenden Fragen des Umgangs mit der Natur nachzudenken. Jedes



*Zauber der Kunst, Zauber der Mystik: «Frühlingsweide», 1896.*

Tier, das Segantini gemalt hat, fordert uns heraus, über uns nachzudenken – besonders dann, wenn wir nichts davon wissen wollen. Ich würde sogar noch einen Schritt weiter gehen: Sollte eines Tages Segantinis Kuh, das leuchtende Vorbild, nicht mehr an der Wand hängen,

*Gott sei Dank, da stehen sie noch auf der gerade von einem grünen Hauch überzogenen Wiese.*

würde das Ende unserer Zivilisation erreicht sein. In melancholischen Anwandlungen denke ich manchmal, ich sollte einfach vor dem Bild stehenbleiben und mich nicht wegbewegen, um so das Ende aufzuhalten (so wie ich früher von den Werken von Georges de La Tour nicht weggehen wollte, aus Angst, die Kerze auf seinem Bild könnte erlöschen).

Die Geschichte, wie sie uns die Geschichte der Malerei zeigt, ist eine Geschichte des Wandels. Was oben war, muss nicht oben bleiben, was unten sich zu verlieren drohte, kommt doch an die Oberfläche. Mittlerweile können wir die Welt vom Weltraum aus ansehen, der Berg ist nicht mehr der höchste Ort; wir können sogar in den Menschen hineinschauen und

ihn künstlich nachahmen, ja, wir werden daran gemessen, ob wir uns ein anderes, un-natürliches Leben vorstellen können. Die Kuh bleibt in all den Veränderungen Kuh, sie sieht auf den Bildern der frühen Höhlenmalerei nicht viel anders aus als heute, wo man bis auf drei Rappen hinter dem Komma ihren Fressverbrauch berechnen kann.

#### Helligkeit, das Offene

Eigentlich möchte sie in Ruhe gelassen werden. Sie möchte ihr Kälbchen grossziehen und sich nicht um den Bullen kümmern müssen, der ihr das Kälbchen gemacht hat. Sie möchte auch nicht für einen gesunden Bauernstand posieren und schon gar nicht Reklame machen für die «unberührte Natur» im Engadin – ein blöder Witz, den sie schon lange durchschaut hat. Sie möchte Kuh sein und «muh!» machen, wenn und wie oft es ihr beliebt. Ich weiss, das klingt lächerlich. Und doch ist es (für mich) notwendig, zu wissen, warum ich mein ganzes Leben zu den (gemalten) Kühen und Schafen des Malers Segantini zurückkehre.

Es gibt Maler, die einem nahe sind und nie enttäuschen, ganz egal, in welcher Verfassung man ihnen gegenübertritt. In jedem kräftigen Pinselstrich seiner «divisionistischen» Malerei

– ja, auch der stolze Segantini brauchte einen Ismus, damit man ihn in der verkrauteten Kunstgeschichte finden konnte – ist er immer gegenwärtig. Dabei hat er nicht den Winkel gemalt, die Höhle, das Versteck, das Dunkel, die andere Seite der Wirklichkeit, um eine Alternative zur Realität der Arbeit und zu den Mühen der Existenz zu zeigen, sondern die Helligkeit, das Offene, eine Situation, in der man weit sehen kann.

Mit Segantini kann man sehr weit sehen.

«Grosse Kunstwerke», hat Franz Servais in seiner (der ersten) Segantini-Biografie geschrieben, «sind Offenbarungen der Menschheit. Ausser dem Zauber der Kunst haben sie noch jenen Zauber der Mystik, der aus den verborgenen Tiefen der Menschenseele kommt.»

Kann man heute noch so sprechen?

Nein.

Aber warum eigentlich nicht?

Der Schriftsteller, Verleger und Übersetzer Michael Krüger ist ein grosser Kenner und Liebhaber des Hochgebirgsmalers Segantini. Ende März erscheint im Verlag Schirmer/Mosel der Band «Michael Krüger über Gemälde von Giovanni Segantini» (208 S., 47 Farbtafeln, Fr. 45.80).

Der hier gedruckte Text ist ein leicht gekürztes Kapitel aus dem Buch.

## TV-Kritik

# Heile Welt

Philipp Gurt

«SRF bi de Lüt – Landfrauenküche»:  
SRF 1 um 20.10 Uhr

Der Erfolg der «Landfrauenküche» ist nicht dem Kochherd allein geschuldet, sondern ist dort verortet, wo Landfrauen ihr Zuhause eine Woche lang geschönt zu dem unsrigen machen. Auf dem Sofa sitzend, stehen wir mit der Landfrau in der Früh auf und versorgen im ersten, scheuen Licht, das sich über den Bergkämmen zeigt, die Tiere. Dann die vier Kinder, die einen elend langen Schulweg hinunter ins Dorf haben, das unter Einwohnerschwund leidet. Später am Morgen, während im Hintergrund ein Traktor übers Feld rattert und das Heu mit dem Zettler hochwirbelt, steht die Landfrau im grossen Garten, der überquillt von Gemüse, Blumen und Kräutern.

Mit einem Lächeln im gebräunten Gesicht sagt sie, dass sie dies gerne tue, aber jetzt müsse sie mit dem Kälbchen hinunter ins Dorf zum Metzger, damit das Fleisch fürs Landfrauenessen rechtzeitig bereit sei. Die Vegetarier unter uns Zuschauern, die auf das Vegi-Menü in der fünften Episode warten, verzeihen ihr, dass ein Tierchen sein Leben lassen musste für den feinen Braten, denn es hatte es ja gewiss recht, besser als mancher Mensch auf dieser Erde, wie man sich täglich in der «Tagesschau» versichern kann.

Nach fleissigen Arbeiten auf dem Feld, dem Mittagessenkochen für die Grossfamilie und einem Freiwilligeneinsatz als Pflegefachfrau wird es Abend: Tiere versorgen, mit den Kindern Hausaufgaben machen, dann, in Tracht gekleidet, in den Frauenchor. Eine ganze Woche lang geht es so, die alte Pendeluhr schlägt sogar die Dreizehn.

Genau deshalb schaue aber auch ich diese Sendung jedes Mal: eine strenge, reich erfüllte Woche auf dem Sofa miterleben, eintauchen in eine heile Welt, die aber zum Glück für mich mit dem Ausschaltknopf endet. Sonst müsste ich am nächsten Morgen um fünf Uhr in den Stall.



„Manchmal hab' ich es irgendwie im Nacken.“

## Film

# Perle im Futter

Wolfram Knorr

C'mon C'mon (USA, 2021). Von Mike Mills.  
Mit Joaquin Phoenix, Woody Norman,  
Gaby Hoffmann

Wenn man dem Urteil der Kritiker trauen darf, dann ist Mike Mills' «C'mon C'mon» (Come on, Come on) ein neuerliches Meisterwerk intimer Familienporträts («Beginners»), die Autor und Regisseur Mills im eigenen Umfeld ausfindig macht («20th Century Women»). Das alleine garantiere eine sehr persönliche, authentische Umsetzung. Deshalb sei die «emotionale Textur» enorm reich, «von tief empfundener Aufrichtigkeit» und «von bewegender Harmonie».

Trotz dieses Lobs ging es mir so, dass ich die Perle, die zu «Tränen» rühre, im Futter einfach nicht finden und herausfinden konnte, von was dieser «bewegende» Film handelt. Liegt natürlich an mir, schon klar. Gesichert ist, es geht um den Radiojournalisten Johnny (Joaquin Phoenix), der quer durch die USA reist, um Kinder über ihre Hoffnungen und Ängste zu befragen, zum Klimawandel, zu den Eltern und Erwachsenen und so weiter. Jede Frage, sagt Johnny, um den Kindern die Furcht vor dem Mikrofon zu nehmen, könne abgelehnt werden. Ob abgelehnt oder nicht, man erfährt sowieso nichts von den Kindern. Aber ist ja nur Rahmenhandlung.

Johnny, der nach der Trennung von seiner Freundin wieder alleine lebt und sich ganz seiner Arbeit widmet, liegt eigentlich über Kreuz mit Schwester Viv (Gaby Hoffmann). Beim Tod der Mutter gab's Streit, und Johnnys Einmischung in Vivs Beziehung zu ihrem Mann Paul (Scoot McNairy), der an einer bipolaren Störung leidet und immer wieder mal in die Klinik muss, hat Viv auf die Palme gebracht. Das ist der zweite Handlungsstrang. Der dritte muss die Perle sein: Weil Viv sich wieder um ihren Mann sorgt, bittet sie ihren Bruder, während ihrer Abwesenheit ihren neunjährigen Jungen Jesse (Woody Norman) in Obhut zu nehmen. Passt ihm eigentlich nicht, das Interview-Projekt kann nicht warten. Viv ist das wurscht, also nimmt er Jesse mit auf seinen Roadtrip – und die eigentliche Story beginnt, ein Babysitter-Abenteuer mit einem kleinen Nase-weis, über den die Mutter sagt: «Er ist schlau, und er ist so komisch.»

### Fiebrig urbane Welt

Treffender lässt sich das typische Hollywood-Kind nicht charakterisieren. «Ich konnte posieren», erzählte mal Elizabeth Taylor, «bevor ich richtig laufen konnte.» Und Shirley Temple, ein anderer legendärer Kinderstar aus der US-Filmindustrie, vermochte wunderbar altklug,



Irre verständnisvoller Onkel:

mit neckisch-laszivem Blick, zu plappern. Natürlich ist Woody Norman als Jesse nicht in dieser süssen Bonbonniere-Welt zu Hause. Seine ist schwarzweiss, nüchtern, grabesernst sozusagen: der Vater krank, die Mutter Schriftstellerin und schwer besorgt um ihren Gatten, also irgendwie nie so richtig präsent für ihren süssen Bengel. Vielleicht spielt er deshalb gerne Waisenkind, wie die Mama ihrem Bruder Johnny verschwörerisch verrät. Zwischen tiefgemimter Empfindsamkeit und Immer-

*Phoenix, der als furchterregender «Joker» triumphierte, ist als Johnny eine Art Entspanntheits-Joker.*

locker-auf-dem-Hocker-Getue bewegt sich nun «C'mon C'mon» durch die fiebrig urbane Welt von Detroit, New York, New Orleans, mit einem irre verständnisvollen Onkel und einem irre fragilen Jungen.

Joaquin Phoenix, der als furchterregender «Joker» triumphierte, ist als Johnny eine Art Entspanntheits-Joker, von atemberaubender Lässigkeit; der Coolness-Kumpel schlechthin, galaxienweit entfernt von Pädagogen, welcher Art auch immer. Ab und zu muss er schon mal durchgreifen (um sich danach, weil der Kleine gekränkt ist, sofort zu entschuldigen). Ein Buddy-Paar, das man sofort ins Herz schliesst: entzückend, wie es sich kabbelt, köstlich, wie es sich mag, mit dieser heiter ausgelassenen Ernsthaftigkeit – und erstellt dabei nur uralte Hollywood-Klischees (im schicken Indie-Look, versteht sich). «Little Lord Fauntleroy» (1980)





Joaquin Phoenix in «C'mon C'mon».

mit einem rührenden Alec Guinness und mit Ricky Schroder als putziges Kind war nicht klebriger, nur farbig. Johnny, dieser unglaublich lässige Typ, erweckt im unverkrampften Umgang mit seinem Beruf den raffinierten Eindruck, er speichere dabei höchst Bedeutendes aus Kindermund. Ab und zu überlässt er auch Jesse das Gerät, um den Lärm der Grosstadt aufzunehmen (irre kreativ) und sich von Jesse befragen zu lassen («Warum bist du nicht verheiratet?»). Da blitzt die alte Kinderstar-Vorwitzigkeit auf, nach dem Motto «He, wir Männer unter uns». Ist doch köstlich, was der kleine Mann so aufgeweckt draufhat!

Beeindruckend ist einzig die Schwarzweiss-ästhetik von Kameramann Robbie Ryan («The Favourite»), die in ihrer physischen Intensität an Woody Allens «Manhattan» erinnert. Da schliesst man gerne von der beeindruckenden Bildsprache auf den Inhalt und hält diesen dann für höchst empfindsam. Mike Mills, Star des Indie-Films, drehte eine Hymne auf Kinder, Onkel, Väter, Mütter, Individualismus, Erziehung; auf irgendwas Wesentliches, ohne sagen zu können, was das ist. Immerhin ist Johnnys bombige Entkrampftheit im Umgang mit Jesses aufgeweckter Sensibilität ein Traum, der zu Tränen rührt – wie einst die Nierentisch-Schmonzette «Wenn der Vater mit dem Sohne» (1955). Heinz Rühmann nahm sich liebevoll des kleinen Oliver Grimm an, dessen Mutter in die USA ab war. Irgendwann singt Rühmann das Gutenachtlied «La-Le-Lu, nur der Mann im Mond schaut zu». Dass in Mike Mills' «C'mon C'mon» nicht gesungen wird, liegt nur am gewandelten Zeitgeist.

## Klassik

# «Warum startest du nicht endlich?»

Christian Berzins

Arvo Pärt: Tabula Rasa. Renaud Capuçon, Orchestre de Chambre de Lausanne. Erato

Konzert mit Capuçon und dem Orchestre de la Chambre de Lausanne: Mi 23./Do 24. März, jeweils 20 Uhr, Salle Métropole, Lausanne. Mi 4./Do 5. Mai, 20 Uhr, Salle Métropole, Lausanne.

Noch vor zehn Jahren wurde über die kurzen Konzerte an den im Januar stattfindenden «Sommets Musicaux de Gstaad» gespottet, sie seien nur ein Vorspiel zum Dinner danach. Heute kann man ohne dramaturgische Bedenken nach 80 Minuten Konzert zur Party übergehen. Nach den Covid-Jahren sind kurze, ohne Pausen gespielte Programme normal, allein die hartgesottene Generation der Ü65 trauert den mehr als 120 Minuten dauernden Konzerten nach. Und so mischen sich in Gstaad Champagner, Charme und Chanel-Duft perfekt mit der Dramaturgie.

Gegen Mitternacht lässt Festivalleiter Renaud Capuçon mit sich Selfies machen: Der 46-Jährige ist in der frankophonen Welt ein Star, spiel-



«Immense Neugier, Neues zu entdecken»: Orchestre de Chambre de Lausanne.

te in jedem grossen Saal und mit jedem weltberühmten Orchester. Vor zwanzig Jahren wurde er zusammen mit seinem Cello spielenden Bruder Gautier berühmt, EMI puschte die zwei süssen Jungs, die alsbald solo eine Weltkarriere machten.

Doch jetzt rudert der Star auf dem Podium der Kirche Saanen, sein wie ein ewiges Lichtlein leuchtender spitzbübischer Charme scheint erloschen. Auch die unkonventionellen körperlichen Impulse Capuçons helfen dem Orchester wenig. Allerdings mussten kurzfristig zahlreiche

exponierte Stellen wegen positiver Covid-Tests ersetzt werden. Und gewiss, da müssen sich zuerst zwei aneinander gewöhnen: Das Orchestre de Chambre de Lausanne und der Geige spielende Dirigent Capuçon.

## Lust auf alles

Jawohl, Dirigent. Kaum schauen wir im Gespräch etwas skeptisch bei dieser Bezeichnung, sprudelt es aus Capuçon heraus: «Meine Neugier hat keine Grenzen, meine Lust, alles zu machen, ist da.» Capuçon spricht von unbekannter Kammermusik, die er endlich einstudieren will, und wie er einst auch davon träumte, die Streichquartette Beethovens zu spielen. «Ich wartete und wartete. Schliesslich trommelte ich Freunde zusammen – und spielte sie. Wie Eugène Ysaÿe vor hundert oder Christian Tetzlaff vor zwanzig Jahren. Wir Solisten dürfen und sollen das tun! Es wäre ein Verbrechen gewesen, diese Werke nicht zu spielen.»

Schön und gut, aber jetzt wird er Dirigent? «Das ist die offene Tür zu einer gewaltigen Welt!», sagt er und strahlt, ehe er sein musikalisches Leben in Kürze erklärt: «Ich leitete mein erstes Festival mit neunzehn Jahren, doch schon mit fünfzehn hatte ich begonnen, Konzerte zu programmieren, das kam nicht irgendwann mit dem Alter und der Berühmtheit. Immer blieb die immense Neugier, Neues zu entdecken. Irgendwann entstand der Traum, bestimmte Werke selber zu dirigieren.» Viele Jahre hat Capuçon gewartet und gezögert, bis seine Frau sagte: «Warum startest du nicht endlich damit, ehe du zu alt bist?»

Er fasste sich ein Herz, legte den zu grossen Respekt vor den Orchestermusikern ab und bewarb sich beim Orchestre de Chambre de Lausanne. In dieser Stadt war er bereits am Unterrichten und hatte mit dem Kammerorchester schon gespielt. Schliesslich dirigierte er es – und erhielt den Job. Diese Anstellung ist bezeichnend für diese Jahre, ist doch in die Schweizer Kammerorchester-Szene eine unglaubliche Bewegung geraten. Viele haben gemerkt, dass es mit Schönspielen allein nicht getan ist. Die immer leicht im Abseits der städtischen Sinfonieorchester stehenden

Klangkörper brauchen Lichtgestalten oder aber ein sehr geschicktes Management, um im Gespräch zu bleiben, um die Zuschauerreihen zu füllen. Das Kammerorchester Basel zeigt es vor, das Zürcher Kammerorchester und die Camerata Bern mit ihren Stars Daniel Hope und Patricia Kopatchinskaja zogen nach.

Was die Verpflichtung von Capuçon für Lausanne hiess, war schnell klar. Das erste Konzert wurde von Arte übertragen, einen Monat später spielte man im Gefängnis, bald kommen die grossen Dirigenten nach Lausanne.

## Kunst

### «Die Welt, wie sie mich packte»

Angelika Maass

Gabriele Münter: Pionierin der Moderne.  
Zentrum Paul Klee, Bern. Bis 8. Mai

Am 21. Februar 1951 notiert Gabriele Münter (1877–1962) auf einem Zettel: «Nach dem Museumsbesuch ist mir etwas klar geworden: Wenn es ein Kunstverstehen gibt, dann werden meine Arbeiten in allen grossen Museen der Welt hängen.» Zwei Tage zuvor hatte die Künstlerin, die noch immer jeden Tag malte, ihren 74. Geburtstag feiern können – ob sich der Museumsbesuch, von dem sie spricht, auf eine Ausstellung eigener Werke bezieht? Seit dem Sommer 1949 war nämlich die Schau «Gabriele Münter. Werke aus fünf Jahrzehnten» in Deutschland unterwegs und machte bis 1953 an 22 Stationen halt. Endlich öffentliche Anerkennung für eine Malerin, die auch eine hervorragende Zeichnerin war und nach Erfolgen immer wieder mit Durststrecken zu kämpfen hatte. Inzwischen hängen ihre Arbeiten in vielen Museen weltweit, besonders natürlich in Deutschland, in München und Murnau und bei Privatsammlern.

In den vergangenen Jahrzehnten ist Münter definitiv aus dem Schatten ihres langjährigen Lebensgefährten Kandinsky und anderer Künstlerkollegen getreten und begegnet

*Endlich öffentliche Anerkennung für eine Malerin, die immer wieder mit Durststrecken zu kämpfen hatte.*

uns in Bern nicht nur als «Pionierin der Moderne», sondern auch als emanzipierte und experimentierfreudige Künstlerin, die sehr genau wusste, was sie tat. Und die ein Werk von grosser stilistischer Vielfalt geschaffen hat, ausdrucksstark und kühn.

In sieben nach Themen und Motiven strukturierten Kapiteln wird Münters Welt vergegenwärtigt, eine Welt, von der sie gesagt hat: «Ich stellte die Welt dar, wie sie mir wesentlich schien, wie sie mich packte.» Weg vom mehr oder weniger impressionistischen «Naturabmalen» also und hin «zum Fühlen eines Inhalts – zum Geben eines Extrakts». Die Reise, die Münter und ihre ältere Schwester während zweier Jahre zu Verwandten in den USA führte und auf der sie zu fotografieren begann, steht am Beginn der Ausstellung. Die Aufnahmen zeigen, wie prägend der fotografische Blick für ihr künstlerisches Werk wurde – in Sachen Ausschnitt, Bildaufbau, Spontaneität und Direktheit. Nicht wenige ihrer Gemälde wirken wie Momentaufnahmen.



Radikal und mutig: Gabriele Münters «Stilleben vor dem gelben Haus», 1953.

Für all das finden sich gleich im zweiten Kapitel, «In der Natur», die schönsten Beispiele, in denen sich zudem zeigt, was für eine grossartige Motivfängerin Gabriele Münter ist. Da gibt es die leuchtende «Seelandschaft mit drei Kugelbäumen» oder, noch packender, die «Allee vor Berg» (1909): genial auf wenige geometrische Formen reduziert, der Baum in der Mitte eine gipfel- und himmelwärts lodernde Flamme – bei aller Reduktion und Konzentration aufs Wesentliche wahre Landschaftsoffenbarungen.

#### Zauberhafte Frechheiten

Nicht weniger dynamisch erscheint «Dorfstrasse im Winter» (1911) mit den tanzenden Schachtelhäusern, dem farbigen Licht, den farbigen Schatten. Und den energischen Konturen, die nicht von ungefähr kommen: Münter, seit 1902 Schülerin und bald auch heimlich Verlobte des noch verheirateten Kandinsky, ist seit 1904 viel mit ihm unterwegs – in den Niederlanden, in Tunesien, Italien, dazu längere Zeit in und bei Paris, wo sie mit den aktuellen Strömungen der Kunst Bekanntschaft macht, darunter der Cloisonismus, die wilden Fauves und viele andere, die sich vom Impressionismus lösten. Wie sie selbst es dann tat, auch dank der Auseinandersetzung mit Volkskunst, als München und Murnau in Oberbayern zu ihren Lebensorten wurden und sie selbst zur bedeutenden Expressionistin.

Bestens vernetzt, immer auf der Höhe der Zeit, Mitbegründerin der Neuen Künstlervereinigung München, die sie nach drei Jahren, nun als Mit-

begründerin des «Blauen Reiters», verlässt: Diese äusserst fruchtbare Epoche, die bis zum Ersten Weltkrieg anhält, wird weit in ihr späteres Schaffen hineinwirken. Schlagendes Beispiel in der Berner Schau ist eines von Münters Lieblingsbildern: Das «Gelbe Haus» (1911) aus dem zweiten Kapitel, ein auf Grau gestimmtes, bewegtes Wunderwinterbild, aus dem das alte Pfarrhaus in Murnau leuchtet, taucht im vielleicht jüngsten Werk der Ausstellung als genaues Zitat erneut auf, nämlich im «Stilleben vor dem gelben Haus» (1953), das im sechsten Kapitel, «Im Salon», gezeigt wird. Keine Bild-im-Bild-Komposition, sondern ein verheissungsvoller Fensterblick, der das Innen und Aussen, das Stilleben mit den orangen und gelben Früchten und die Ansicht mit dem gelben Haus, so schön verbindet.

Unter den verschiedenen Porträts, die in Bern zu sehen sind – charakteristisch zupackend, vieles ausprobierend, auch sie ein Innen und Aussen verbindend –, sticht eines heraus, und was die Literatur an ihm lobt, ist auch für den Laien sofort erkennbar: lebensvolle Strahlkraft, ungewohnt positive Energie, malerische Verve. Das «Bildnis Marianne von Werefkin» ist ein Werk von höchster Schönheit. Als wäre sie selbst ein Kunstwerk, erscheint Münters Künstlerfreundin, als Halbfigur aufragend, wie ein Berg. Eine Ikone auf Goldgrund. Dabei hat Münter sie «nur» vor dem maisgelb gestrichenen Sockel des längst berühmten Hauses in Murnau gemalt, 1909, als sie «unser Häuserl, ein Märchen» für sich und Kandinsky kaufte. Auch andere Künstlerfreunde haben ihren Auftritt, Paul

Klee etwa, ein Wissender im Innenraum (1913), oder Werefkins damaliger Gefährte Alexej von Jawlensky als einer, der zuhört und nicht versteht und dessen Zuhören und Nichtverstehen Münter herrlich lapidar zur Deckung bringt (1909).

Bildnerische Ironie und zauberhafte Frechheiten finden sich ebenso in Münters späterem Schaffen, das in der Berner Auswahl insgesamt etwas «harmonischer» erscheint. Sieht man von Münters Annäherungen an die Neue Sachlichkeit ab (da fehlt die Melancholie, die schwebende Starre), so gilt auch für die späten Jahre: überall Kühnheit, Radikales, bildgewordenes Augenerlebnis.

## Pop

# Prophetische Friedenshymnen

Anton Beck

Tocotronic: Nie wieder Krieg.  
Vertigo Records

Fast schon prophetisch zieht die Hamburger Band Tocotronic mit der Parole «Nie wieder Krieg» seit Ende Januar durch die nahen und fernen Streamingplattformen und bald auch durch die Konzerthallen des deutschen Sprachraums. Ein Album, das aufgrund der Weltlage unverhofft aktuell ist und mit den schlagfertigen Texten einen Nerv trifft. Selbsterklärende Songs wie «Jugend ohne Gott gegen Faschismus» werden durch zeitlose Themen wie «Liebe» ergänzt, die der Sänger Dirk von Lowtzow fast schon flauschig vor sich hin singt.

Ohnehin ist «Nie wieder Krieg» eine Ode an die Zärtlichkeit, an das friedvolle Leben – allein oder zusammen. Obwohl das bei deutschen Texten schnell kitschig oder mit einem Schla-

ger-Gout daherkommen kann, gelingt der Band das Kunststück dieser Gratwanderung. All das ist gewissermassen auch eine Rückbesinnung auf die Anfänge von Tocotronic. In den neunziger Jahren mixten sie griffige Sätze mit schmutzigen Grunge-Sounds. Entsprechend hiessen die Songs dann «Ich wünschte, ich würde mich für Tennis interessieren» oder aber «Michael Ende, du hast mein Leben zerstört». Kultstatus unter Fans der Band hat auch der Song «Freiburg», in dem Sänger Dirk von Lowtzow schnoddrig grölt: «Ich weiss nicht, wieso ich euch so hasse, Fahrradfahrer dieser Stadt».

## Hinaus aus dem Elfenbeinturm

Ab den nuller Jahren, als aus drei Musikern vier wurden, drifteten Tocotronic dann eher ins Philosophische. Die Aufnahmen wurden sauberer, ruhiger, die Texte vieldeutiger – «Bitte oszillieren Sie» oder aber «Im Zweifel für den Zweifel». Irgendwie passte das auch in die Stetigkeit der letzten zwei Jahrzehnte, in die Ruhe, die in der Welt vermeintlich eingekehrt war. Nun, da alles wieder im Umbruch ist und totgeglaubte Geister neu aufleben, mussten auch Tocotronic ihren lyrischen Seismografen anpassen – auf mehr Realitätssinn, weniger Abstraktion. Hinaus aus dem Elfenbeinturm.

Lediglich einzelne Lieder erinnern daran, dass jene letzten zwei Jahrzehnte nicht spurlos an der Band vorbeigingen und nicht alles so ist wie in den Neunzigern. «Ich tauche auf» etwa – eine Sammlung zarter Gitarrentöne, zu der Dirk von Lowtzow im Duett mit der Sängerin Soap & Skin eine Art Liebesgeschichte erzählt, die sich aber nicht so recht greifen lässt, deren Bilder in wenigen Worten aber umso schöner sind: «Ich tauche aus dem Wasser auf wie aus einem tiefen Schlund. Du hast deinen Mund fest an mich gepresst». Es ist, als gäbe Tocotronic damit den Friedenshymnen eine Stimme.



Hinaus aus dem Elfenbeinturm: Tocotronic.

## Jazz

# Eine ganze Schöpfungsgeschichte

Peter Rüedi

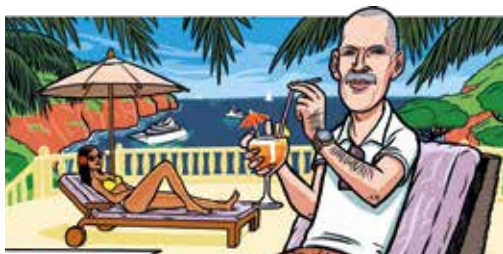
Borderlands Trio (Stephan Crump, Kris Davis, Eric McPherson): Wandersphere.  
Intakt CD 370 (2 CDs)

Da kann mir doch tatsächlich der Umgang mit improvisierter Musik den biologischen Horizont erweitern. Bis ich auf die Doppel-CD «Wandersphere» des Borderlands Trio stiess, hatte ich keine Ahnung, was der Begriff «Mykorrhiza» bedeutet.

In den *liner notes* zu diesem in mancher Hinsicht ausserordentlichen Doppelalbum vergleicht Bassist Stephan Crump die Musik mit Pianistin Kris Davis und Drummer Eric McPherson mit *mycorrhizae*, was so viel meint wie «verpilzte Wurzeln», also die Symbiose von feinsten Baumwurzeln und dem Geflecht von Pilzen, dem sogenannten Mycel – ein sinnfälliges Bild für die bezwingendste, inspirierendste und lebendigste improvisierte Musik, die mir seit langem begegnet ist, ein sehr freier, energetischer und subtiler Jazz, den ich nur zögernd als Free Jazz bezeichnen würde, obwohl er genau das ist: eine auf das Unvorhersehbare konzentrierte «Chronotransduction» in vier Etappen, in dichtestem Interplay symbiotisch entwickelt. Die längste dauert etwas über vierzig, die kürzeste etwas unter zwanzig Minuten: radikal spontane Diskurse, im Sinn von Kleist («Über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden»), verschwenderisch im Umgang mit sozusagen gleitenden Einfällen. Die Zeit dehnt sich mal weich in Ritardandi und Accelerandi, und sie wird unvermittelt gehärtet in polyrhythmischen Gewittern, ja selbst in binärem und ternärem Drive fast alter Schule. Kris Davis spinnt glänzende Läufe, wirbelt Arpeggios, klotzt repetitiv schräge Akkorde, greift mal in die Eingeweide des Flügels und entlockt dem präparierten Instrument fernste Sirenenklänge, aber auch schlichte, kinderliedartige Melodiefragmente; Crump marschiert auf dem Bass mal warm und mächtig, mal erhebt er sich mit dem Bogen zu Flageoletts in ätherischen Sphären; McPherson lässt den Rhythmus mal bröckeln oder auf den Becken verzischen, mal strafft er ihn zum swingstiftenden Kontinuum.

Diese ganze Schöpfungsgeschichte ist an einem Tag in einem Studio von New York entstanden, in den Zeiten von Corona, als Beschwörung besserer Zeiten im kreativen Kollektiv. Wir hören es unzensuriert, unredigiert, *all or nothing at all*. Und werden am Ende der fast zwei Stunden etwas erschöpft, aber glücklich in die Stille entlassen. Auch sie, sozusagen der Urgrund allen Klangs, ist Teil dieser Musik.

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Meine russische Nacht

Mark van Huisseling

Vor ziemlich genau dreissig Jahren reiste ich zum ersten Mal nach Moskau. Es war, um ganz genau zu sein, der 8. März 1992. Ich erinnere mich an das Datum, weil es sich dabei um den Internationalen Frauentag handelt. Dieser stellte damals in der Schweiz noch eine eher *low key*-Veranstaltung dar. Doch in Russland war das anders, was mit der sozialistischen Geschichte zu tun hatte. Das Essen im Restaurant, in das mich die Reiseleiterin an meinem ersten Abend in der Stadt geführt hatte, war schlecht, natürlich. Doch egal, das Auge ass mit – es gab ausschliesslich weibliche Gäste im Lokal. Was nicht bloss ein ungewohntes Bild war, sondern auch ein schönes.

Nachdem die Reiseleiterin, die man auch als «Gouvernante» beschreiben könnte, mich ins Hotelzimmer gesteckt hatte – ich war auf Einladung von Schweizer Unternehmen, die in dem frischgeöffneten Land gute Geschäfte machen wollten, vor Ort; ich war ausserdem 27 und Single, nur zum Sagen – verliess ich dieses wieder. Von einem Mädchen im Restaurant hatte ich, trotz der engen sozialen Kontrolle durch die Gouvernante, erfahren, wo die After-Party, sozusagen, stattfindet: im «Night Flight», 300 Meter entfernt vom Roten Platz, an der Twerskaja-Strasse, mein Hotel lag praktischerweise auch dort.

In dem Klub, «Moskaus ältestem – und höchst fragwürdigem – Expat-Schuppen» (Rt.com), bot sich ungefähr das gleiche Bild wie im Restaurant; das heisst, die Frauen hatten etwas weniger an. Ausser mir (und der Bedienung sowie den Türstehern) gab's erst einen weiteren Mann. Ich fragte ihn: «What's the deal, are all these girls professionals?» –

«Natürlich nicht, höchstens 99 Prozent», antwortete er.

Ich trat zu einem Mädchen, um sie auf einen Drink einzuladen. Sie erwiderte, sie sei keine, die sich von Ausländern bezahlen lasse, aber Russinnen seien gastfreundlich – «the drinks are on me». Sie trank Cola, nebenbei erwähnt, und hiess Swetlana. Wenn etwas zu gut tönt, um wahr zu sein, ist es das meist auch nicht, ich weiss, ich weiss. Doch so hat's sich zugetragen, ich erfinde oder übertreibe nicht, das hier ist MvH (nicht Tom Kummer).

Wenig später sagte sie: «Ich zeige dir einen anderen Laden, lass uns gehen.» Vor dem «Night Flight» parkte ihr alter, ungepflegter Lada, wir fuhren über schwachbeleuchtete Strassen voller Schlaglöcher, am Rand lag schmutziger Schnee, einen halben Meter hoch, im Radio lief was von Salt 'n' Pepa. Plötzlich überholte uns ein Streifenwagen mit Blaulicht und bremste uns aus. Ein Polizist stellte sich neben die Fahrertüre. Swetlana nahm ihre Handtasche vom Rücksitz, stieg aus und ins Polizeiauto ein. Fünf Minuten später kam sie retour, die Streife fuhr davon. «Alles gut», sagte sie, sie habe keinen Führerausweis, darum musste sie den Polizisten bestechen – «kein Problem».

Unser Ziel war ein Schiff auf der Moskwa, der Name der Diskothek – ja, es waren die 1990er Jahre – ist mir entfallen. Die Stimmung dort war, sagen wir, aufgeladen, es gab auch Männer, darunter einige mit dunklen Haaren und wilden Bärten. Einer von ihnen schrie seine

*Das Essen war schlecht, natürlich. Doch egal – es gab ausschliesslich weibliche Gäste im Restaurant.*

Begleiterin zuerst an, dann schlug er sie, und schliesslich schleifte er sie von der Tanzfläche. Swetlana sagte: «Das ist normal, es sind Tschechen.»

Im grauen Morgen des folgenden Tages musste ich von der kleinen Wohnung irgendwo in der Vorstadt zurück ins Zentrum, ins Hotel, zur Gouvernante und den Vertretern der einladenden Schweizer Firmen. «Geh die Strasse vor dem Haus runter bis zur Kreuzung – dort ist ein Taxistand», sagte Swetlana. Ich neigte zu Zweifeln (aber es gab immerhin eine Strasse, und die Kreuzung erreichte

ich auch bald). Nachdem es mir gelungen war, ein vorbeifahrendes Auto anzuhalten und die Beifahrertüre zu öffnen, sah der Lenker nicht zufrieden aus. Ich sagte rasch den Namen meines Hotels und hielt dem Mann einen Zehndollarschein hin. Er lächelte, wischte Zeitungen sowie Abfall vom Sitz und machte mit der Hand ein Zeichen, das mich zum Platznehmen aufforderte. Er bot mir eine filterlose Zigarette an sowie Wodka aus einer kleinen Flasche in seiner Jackentasche. Anschliessend begann er, ein russisches Lied zu singen. Ich dachte: «Ich mag diese Stadt.»



## UNTEN DURCH

### Wirf es weg!

Linus Reichlin

Umziehen ist für mich in der Hauptsache Wegschmeissen. Ich stelle immer neben jeden Umzugskarton einen Hundert-Liter-Abfallsack, und für jedes Buch, das in den Karton kommt, wandern zehn Bücher in den Abfallsack. Literatur ist übrigens fast so schwer wie Sand oder Ziegelsteine. Wenn der Abfallsack erst halbvoll ist, kriegt man ihn schon fast nicht mehr hoch. Deshalb werfe ich lieber Kleider weg, und zwar die, die zuunterst in den Schubladen liegen oder ganz rechts im Kleiderschrank hängen. Alte Hosen, abgetragene Hemden, löchrige Socken: Jahrelang hat man sie nicht mehr zu Gesicht bekommen, aber jetzt, beim Umzug, hat ihre Stunde geschlagen. Wieso sollte man einen Pullover, den man längst vergessen hat, in eine neue Wohnung mitnehmen? Das wäre, als würde man den verstorbenen Grossvater exhumieren und zum neuen Friedhof mitnehmen, der näher bei der neuen Wohnung liegt. Das widerspricht dem Gedanken des

Neuanfangs. Buddha sagt: Wirf es weg! Aber die Fähigkeit des Wegwerfens ist nicht jedem gegeben.

Mein Freund Bruno zum Beispiel lebt seit zwanzig Jahren in derselben Wohnung; sogar der Papierstreifen, auf den er beim Einzug provisorisch seinen Namen gekritzelt hatte, klebt noch wie früher auf dem Klingelschild, nur dass man den Namen inzwischen nicht mehr lesen kann. Das Einzige, was Bruno in seinem Leben je weggeworfen hat, war seine Liebe zu seiner Ex-Frau Roswitha. Seine Reue darüber war so gross, dass er von da an das Stanniopapier seiner Schokoladentafeln nicht mehr wegwarf, sondern im Keller zu Ballen presste. Seine Zahnbürste, die er 1998 kaufte, sieht heute aus, als sei die russische Armee darübermarschiert. Von seiner Matratze will ich gar nicht reden! Bruno hatte sie kurz nach der Hochzeit mit Roswitha gekauft, bei der Scheidung war sie schon achtzehn Jahre alt – die Matratze –, und mittlerweile muss Bruno sich morgens an einem an der Decke befestigten

*«Auf einer neuen Matratze würde ich liegen wie ein Halbmond auf einem Küchenbrett.»*

Alpinistenseil aus der kraterhaften Vertiefung der Matratze hochziehen. Als ich ihm mal riet, eine neue zu kaufen, sagte er: «Meine Wirbelsäule hat sich in all den Jahren auf dieser Matratze halbrund gekrümmt. Auf einer neuen Matratze würde ich liegen wie ein Halbmond auf einem Küchenbrett. Das wäre für mich nicht ergonomisch.»

In Wirklichkeit sträubt sich in Bruno jede Faser dagegen, etwas so Grosses wie eine alte Matratze wegzuworfen. Dass fremde Männer für ihn die Matratze abholen und entsorgen, kommt für Bruno auch nicht in Frage: Er würde sich dabei vorkommen, als hätte er Auftragskiller engagiert. Damit wir uns recht verstehen: Bruno geht es nicht um Umweltschutz. Er lebt einfach nur in der ständigen Angst, dass er, wenn er etwas wegwirft, am nächsten Tag genau diesen Gegenstand dringend brauchen könnte.

Vor einigen Jahren überlegte er sich, eine kleine Packung Büroklammern wegzuworfen, da er sein Büro auf papierlos umgestellt hatte. Doch im entscheidenden Moment, als Bruno

mit den Büroklammern schon vor dem Wertstoff-Container stand, kam ihm in den Sinn, dass ein Atomkrieg ausbrechen könnte. Und dann würde die Zivilisation zusammenbrechen, und die Folge wäre, dass die Leute wieder Büroklammern benutzen. «Dann kann ich meine Klammern für ein Stück Brot eintauschen», sagte Bruno und behielt die Klammern – mit denen man übrigens, wie er mir erklärte, im Notfall auch einen Blinddarm herausoperieren kann. Aber ich, wie gesagt, werde mich weiterhin im Wegwerfen üben, da es eine Tugend ist. Eines Tages werde ich ohne einen einzigen Umzugskarton, nur mit einem Beutel mit einer Zahnbürste drin, in die neue Wohnung einziehen: Das wäre die erste Stufe der Erleuchtung. Auf diese Weise bliebe mir auch das Gejammere der Umzugsleute erspart, wenn sie mein Klavier in den vierten Stock hochtrügen. Was gehen mich die Bandscheiben von Fremden an! Aber das ist ein anderes Thema.



## FRAUEN

### Wie wäre es mit Blumenstecken?

Julie Burchill

In meiner Jugend gab es alle Arten von professionellen Tennisspielerinnen, von nüchternen Totschlägerinnen wie Billie Jean King bis zu eiskalten coolen Girls wie Chris Evert. Doch egal, was für einen Stil sie pflegten, sie alle waren robust.

Als ich sah, wie sich die Filmregisseurin Jane Campion für eine Bemerkung gegenüber den Schwestern Williams entschuldigte, die von der Mistgabeln schwingenden Twitter-Meute als «rassistisch» verdammt worden war – «Serena und Venus, es ist eine Ehre, mit euch beiden im selben Raum zu sein ..., aber ihr

müsst nie gegen Typen antreten, wie ich das muss» –, da fragte ich mich mal wieder, ob die Welt verrückt geworden sei, getrieben von den Dämonen Covid und Wokeness.

Seit wann gelten Sportlerinnen als zarte Pflänzchen, die man gegen Wörter schützen muss? Wie kommt es, dass ein Gebiet wie der Sport, in dem es um nichts anderes geht, als etwas knallhart durchzuziehen, wenn gewöhn-

*Fortschritte machen  
wir nur, indem wir Schwächen  
überwinden.*

liche Sterbliche das Handtuch werfen, nun ebenfalls zum Tummelplatz der weltweiten Kirche unserer verletzten Gefühle wird?

Es war eine Freude, zu sehen, wie junge gemischtrassige Frauen wie Naomi Osaka und Emma Raducanu in die Fussstapfen der Schwestern Williams traten und die noch immer überwiegend weisse Welt des Tennis aufmischten. Dank ihnen begann sich eine neue Generation von Mädchen (und schmutzigen alten Männern) für diesen Sport zu interessieren. Doch Fortschritte machen wir nur, indem wir Schwächen überwinden. Allzu viel Lob durch ihre Eltern und öffentliches Preisen ihrer «Verletzbarkeit» haben zur Folge, dass diese jungen Frauen zwar talentiert sind, doch ihnen die stählerne Härte abgeht, die einen echten Champion ausmacht. Wenn es jemanden zu Hashtags wie #BeKind zieht, dann ist die Arena des Leistungssports wohl nicht das Richtige für ihn oder sie. Wie wäre es mit Blumenstecken?

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer





THIEL

## Beichtgeheimnis

**Banker:** Ich muss dir etwas beichten.

**Pfarrer:** Du kannst mir jedes Geheimnis anvertrauen.

**Banker:** Für dich ist es kein Geheimnis.

**Pfarrer:** Vor Gott gibt es kein Geheimnis.

**Banker:** Es ist ein Bankgeheimnis.

**Pfarrer:** Ich betrachte es als Beichtgeheimnis.

**Banker:** Ich habe etwas getan.

**Pfarrer:** Ich weiss.

**Banker:** Woher weisst du es?

**Pfarrer:** Was?

**Banker:** Was ich getan habe.

**Pfarrer:** Ich weiss bloss, dass du etwas zu beichten hast.

**Banker:** Ach so. Also, ich habe deine Finanzen überprüft und dabei herausgefunden, dass du Schulden hast.

**Pfarrer:** Gott vergibt dir.

**Banker:** Wieso mir? Es sind deine Schulden.

**Pfarrer:** Gott vergibt dir, dass du es herausgefunden hast.

**Banker:** Ich habe auch herausgefunden, wer dein Gläubiger ist. Das ist ja der Teufel höchstpersönlich.

**Pfarrer:** Gott wird auch ihm vergeben.

**Banker:** Dem Teufel?

**Pfarrer:** Mein Gläubiger ist ein Gläubiger.

**Banker:** Natürlich ist ein Gläubiger ein Gläubiger.

**Pfarrer:** Dieser Teufel ist ein Gottesgläubiger.

**Banker:** Ein Gläubiger von Gott? Das hiesse ja, dass Gott bei diesem Teufel ebenfalls Schulden hat. Hahaha...

**Pfarrer:** Nein, ich meine, er ist ein Gottesfürchtiger.

**Banker:** Hat er seinerseits Schulden bei Gott? Hehehe...

**Pfarrer:** Vor Gott ist dieser Teufel weder Gläubiger noch Schuldner, sondern ein gläubiger Schuldiger.

**Banker:** Was hat er sich denn alles zuschulden kommen lassen?

**Pfarrer:** Das unterliegt dem Beichtgeheimnis. Aber du brauchst dir um meine Schulden keine Sorgen zu machen.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

# Baumeister der Armen

Der höchste Architekturpreis geht dieses Jahr an Francis Kéré aus Burkina Faso. Dort hat er auch gebaut – zum Beispiel eine Schule.



«Jeder verdient Qualität»: Kérés Schulgebäude in Gando.

Als Diébédo Francis Kéré zwanzig Jahre alt war, kam er mit einem Stipendium nach Deutschland. Er schloss eine Schreinerlehre ab, machte das Abitur an einer Abendschule und studierte schliesslich an der Technischen Universität Berlin Architektur. Das war 1995. Jetzt erhielt der Mann aus Burkina Faso, einem der ärmsten Länder der Welt, den Pritzkerpreis und damit die renommierteste Auszeichnung für einen Architekten.

### Viel Luft, viel Licht

Bereits 2001, noch während seines Studiums in Deutschland, baute er in seinem Heimatdorf Gando eine Primarschule. Sie war der Gegenentwurf zu den Klassenräumen seiner Kindheit, wo er in engen, dunklen und stickigen Zimmern lesen und schreiben lernte, wie er es immer wieder erzählt.

Kéré erdachte ein Gebäude, in dem viel frische Luft und natürliches Licht den Unterricht erleichtern sollten. Die Baumaterialien liess er aus einheimischem Lehm und Zement herstellen. Das Klima in den Räumen ist dadurch auch bei grosser Hitze auszuhalten. Das schicke schwebende Dach konstruierte er so, dass der Wind

das Schulhaus auch ohne Klimaanlage kühlt. Westliches Design trifft hier auf geniales afrikanisches Bauverständnis. In der Presse wurde Kérés Arbeit auch schon als «Kombination aus der Eleganz der Bauskulpturen von Louis Kahn und des späteren Le Corbusier mit lokalen Materialien» bezeichnet. Der heute 56-jährige arbeitet seit je umweltschonend, und der uralte Baustoff Lehm, da ist man sich in der Branche einig, hat auch in unseren Breitengraden Potenzial. Francis Kéré ist ein Trendsetter.

### Auf der ganzen Welt

Seine Aufmerksamkeit schenkt der Baumeister aber auch dem sozialen Aspekt. Die meisten seiner Gebäude sind gemeinschaftliche Einrichtungen. Sie sollen die Bedingungen jener verbessern, für die Architektur sonst nicht in Frage kommt. «Jeder verdient Qualität, jeder verdient Luxus, jeder verdient Komfort», lautet sein Credo. Kéré, der in Berlin ein Architekturbüro führt, baut mittlerweile auf der ganzen Welt. Der mit 100 000 Dollar dotierte amerikanische Pritzkerpreis ging in seiner 51. Ausgabe zum ersten Mal an einen Architekten aus Afrika.

# Franz Jaeger

Der politisch engagierte HSG-Professor war wegen seines Charismas und seines Dialekts im ganzen Land bekannt. Heute gärtnergert er und freut sich an den Erfolgen des FC St. Gallen.

**Weltwoche:** Wie geht es Ihnen, wo treffen wir Sie gerade an?

**Franz Jaeger:** Mir geht's gut, ich bin noch *zwäg* und geniesse den Lebensfeierabend. Regelmässig treffe ich Freunde sowie frühere Kollegen aus der Politik und dem Berufsleben. Im Moment bin ich gerade in meinem Schweizer Wohnort in St. Gallen, halte mich aber auch zeitweise in der Toskana, in Pietrasanta, auf. Aus der Öffentlichkeit habe ich mich bewusst zurückgezogen, trotzdem werde ich noch häufig auf der Strasse oder im Zug erkannt. Zudem treibe ich immer noch viel Sport wie Langlauf und Footing.

**Weltwoche:** Spielen Sie auch noch Ihren Lieblingssport Fussball?

**Jaeger:** Fussball spiele ich nur noch mit meinen Enkeln. Aber ich war ja jahrelang aktiv, unter anderem in jungen Jahren auch eine ganz kurze Zeit beim FC St. Gallen. Später, als ich in Bern für den Landesring der Unabhängigen (LdU) im Parlament sass, gehörte

ich über zwanzig Jahre lang dem FC Nationalrat an und habe viele Goals gemacht. Ich bin wahrscheinlich immer noch der Rekordtorhüter.

**Weltwoche:** Sie sind als Fan des FC St. Gallen bekannt. Gehen Sie noch an die Spiele?

**Jaeger:** Doch, doch, hin und wieder bin ich bei den Heimspielen schon noch dabei. Aber weniger als früher. Ein grosser Fan bin ich aber immer noch und verfolge, wie sich der Klub super schlägt. Gegenwärtig bin ich glücklich, dass es besser läuft als in der Vorrunde.

**Weltwoche:** Hätte es Sie nie gereizt, das Präsidentenamt des FC St. Gallen zu übernehmen?

**Jaeger:** Tatsächlich bin ich angefragt worden, ob ich das machen möchte. Hätte ich gewollt, wäre ich wohl auch Präsident geworden. Aber glauben Sie mir, reiner Idealismus reicht da nicht. Es braucht mehr dazu. Ich war und bin lieber Fan geblieben.

**Weltwoche:** Was führt Sie jeweils in die Toskana?

**Jaeger:** Es bestehen seit vier Generationen familiäre Verbindungen dort. Ein Teil meiner Verwandtschaft wohnt da, ich selbst habe die ersten Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg in der Toskana verbracht. Weil Forte dei Marmi zunehmend mondän wurde, haben meine Frau und ich unseren Wohnsitz nach Pietrasanta verlegt, wo wir Wein und Olivenöl anbauen.

**Weltwoche:** Was ist dabei Ihre Aufgabe?

**Jaeger:** Wenn ich in Pietrasanta bin, helfe ich mit. Ich würde mich als eine Art «besseren Handlanger» bezeichnen. Auch bin ich involviert, wenn es um strategische Entscheidungen geht. Die Natur hatte es mir schon immer angetan, ich halte mich sehr gern im Freien auf und betätige mich im Garten.

**Weltwoche:** Wie engagiert sind Sie noch an der Universität St. Gallen?

**Jaeger:** Nach meiner Emeritierung war ich noch lange in der Weiterbildung tätig und bis 2017 Akademischer Direktor an der Executive School of Management, Technology and Law. Da hatte ich fast mehr zu tun als vorher. Seit zwei, drei Jahren trete ich aber auch an der HSG kürzer. Wenn man mich unbedingt noch für einen einzelnen Kurs oder für einen Gastauftritt haben will, dann bin ich natürlich schon noch dabei.

**Weltwoche:** Ihre Partei, der LdU, den Sie auch einmal präsiert haben, löste sich wegen «Personalmangels» 1999 auf. Wie beurteilen Sie dieses Ende heute?

**Jaeger:** Es war sehr schade. Wenn wir ein paar Jahre länger durchgehalten hätten, wäre unsere Zeit wieder gekommen. Der LdU wäre heute eine moderne Partei mit zeitgemässen Positionen. Viele Politbeobachter bezeichnen den LdU als Vorläufer der Grünliberalen Partei (GLP). Wir hatten aber mehr Kompetenz in Wirtschaftsfragen und ein stringenteres Programm. Ich bin davon überzeugt, dass der LdU in der jetzigen Zeit die Partei der Stunde wäre, die heute wohl einen Bundesratssitz hätte.

Michael Baumann



«Ich habe viele Goals gemacht»: Jaeger, 1990 und heute.

Der St. Galler Franz Jaeger, 80, war von 1972 bis 2007 Volkswirtschaftsprofessor an der Universität St. Gallen. 25 Jahre lang sass er für den Landesring der Unabhängigen (LdU), den er von 1985 bis 1992 auch präsierte, im Nationalrat. Er ist Vater von vier Kindern.



# Emanuel Probst, Jura-Chef

Der 64-jährige Manager ist ein politischer Mensch, interessiert sich leidenschaftlich für Design, Architektur und Autos; zu Hause benutzt er drei Kaffeemaschinen.

*André Häfliger*

**Weltwoche:** Worunter haben Sie zuletzt Ihre Unterschrift gesetzt?

**Emanuel Probst:** Unter mehr als 400 Einladungen zur Global Sales Conference. Diese internationale Konferenz führen wir alle drei Jahre durch. Pandemiebedingt gab es 2020/21 digitale Ersatzveranstaltungen. Jetzt kann sie endlich wieder physisch stattfinden. Dass wir unsere Gäste persönlich einladen, ist eine Form der Wertschätzung. Ich schreibe übrigens auch meine Weihnachtskarten immer von Hand.

**Weltwoche:** Wie viele Briefe, Dokumente und Akten unterzeichnen Sie am Tag?

**Probst:** Das ist unterschiedlich und hängt davon ab, wie viele Projekte anstehen. Derzeit sind es viele Investitionsfreigaben für neue Produkte und Werkzeuge.

**Weltwoche:** Sind Sie auch ein politischer Mensch?

**Probst:** Ich gehöre keiner Partei an, bin politisch aber sehr interessiert, weil die von der Politik geschaffenen Rahmenbedingungen und möglichst offene Märkte für uns absolut matchentscheidend sind.

**Weltwoche:** Haben Sie je daran gedacht, ein politisches Amt zu übernehmen?

**Probst:** Die letzten intensiven und interessanten dreissig Jahre bei Jura liessen diesen Gedanken gar nie aufkommen.

**Weltwoche:** Für welche Politik treten Sie ein?

**Probst:** Für eine sehr liberale, offene, ohne Handelshemmnisse.

**Weltwoche:** Sind Sie dafür, dass die Schweiz eine institutionelle Verbindung mit der EU sucht? Würde das Jura beim Marktzugang zum Binnenmarkt helfen?

**Probst:** Ja, ich bin für einen freien Handelsverkehr. Dazu zählt beispielsweise auch die Vereinheitlichung von Normen und Zulassungsbestimmungen.

**Weltwoche:** Wie beurteilen Sie die Arbeit unseres Bundesrates?

**Probst:** Er hat seine Arbeit in den vergangenen zwei sehr herausfordernden Jahren mit ausserordentlich schwierigen Bedingungen gut gemacht.



«Ich schreibe meine Weihnachtskarten immer von Hand»: CEO Probst.



**Weltwoche:** Was stört Sie an der Schweizer Politik?

**Probst:** Für mich ist sie manchmal zu langsam, zu träge. Aber die lange Dauer politischer Prozesse sorgt für Konsensfähigkeit, wirkt stabilisierend und führt letztendlich zu Erfolg, wie das Beispiel Schweiz zeigt.

**Weltwoche:** Wählen und stimmen Sie immer?

**Probst:** Selbstverständlich.

**Weltwoche:** Wie lenken Sie den Weltkonzern Jura durch die Pandemie?

**Probst:** Vor allem, ohne zu reisen. Seit Corona läuft fast alles online. Das funktioniert zwar sehr gut, auch unsere Innovationen lassen sich gezielt vorantreiben. Aber der virtuelle Kontakt wird den echten Kontakt und Austausch vor Ort nie ersetzen.

**Weltwoche:** Wie läuft das Geschäft mit den Kaffeemaschinen?

**Probst:** Die Pandemie hat Entwicklungen beschleunigt, die bereits im Gange waren. Es haben mehr Leute früher als vielleicht geplant einen Vollautomaten gekauft. Die letzten beiden Jahre haben deutlich gezeigt, dass Kaffeegenuss ein globales Bedürfnis ist. Wenn man schon nicht

*«Roger Federer passt perfekt. Er und Jura, das ist ein perfect match.»*

ausgehen kann, so will man sich mindestens zu Hause verwöhnen. Entsprechend hat sich der weltweite Markt schneller weiterentwickelt.

**Weltwoche:** Wie steht es zurzeit um Ihre Jura- und Miko-Niederlassungen in Moskau?

**Probst:** Unsere Sorge gilt unseren Mitarbeitenden, ihren Familien und Angehörigen. Indem wir dafür sorgen, dass ihre Löhne weiter bezahlt werden, tun wir das, was in unseren Möglichkeiten liegt, um sie zu unterstützen, bis sich die Situation klärt.

**Weltwoche:** Hatten Sie Corona?

**Probst:** Zum Glück nicht. Ich verhalte mich vorsichtig, bin geimpft und geboostert.

**Weltwoche:** Was bedeutet die Pandemie für Emanuel Probst? Mehr oder weniger Arbeit?

**Probst:** Zu Beginn war es für uns alle mehr Arbeit. Die maximale Sicherheit von Mitarbeitenden und Kundschaft hatte oberste Priorität. Wir setzten Schutzmassnahmen um und rüsteten Kundenbereiche, Arbeitsplätze und Konferenzräume mit Glaskuben und Plexiglaswänden auf. Neben der Maskenpflicht und den Desinfektionsstationen zählt seither auch die automatische Temperaturmessung bei den Eingängen zu unseren Standards. Dienstleistungen wie Jura Live oder Beratung *by appointment* gewannen an Bedeutung. Die Reisetätigkeit kam zum Erliegen, die Kommunikation wurde fast gänzlich digital. Aber das hindert uns nicht daran, Produkte zu entwickeln und Märkte zu erschliessen.



„Und dann wurden wir von Kommunikationsmöglichkeiten überflutet...“

**Weltwoche:** Sie sind seit dreissig Jahren bei Jura. Wie hat alles angefangen?

**Probst:** Damals war Jura ein klassischer Anbieter von Haushaltsgeräten und auf den Schweizer Heimmarkt konzentriert. Wir hatten eine stolze Dampfbügeleisen-Geschichte und waren zudem in den Bereichen Kaffee, Kochen und Klima tätig. Dann folgte der Umbau vom Generalisten zum Spezialisten und der Aufbau internationaler Wachstumsmärkte. Heute sind wir ganz auf Kaffeefullautomaten fokussiert und in rund fünfzig Ländern auf allen Kontinenten vertreten. Die Firmen-DNA ist aber geblieben: Jura steht seit neun Jahrzehnten für Schweizer Werte wie Innovation, Qualität, Service und Nachhaltigkeit durch Langlebigkeit.

**Weltwoche:** Roger Federer – Jura-Botschafter und Freund. Wie kam es dazu?

**Probst:** Wir wollten unsere Marke um eine emotionale Dimension erweitern. Roger Federer passt perfekt. Er und Jura, das ist ein *perfect match*. Nun arbeiten wir bereits seit fünfzehn Jahren zusammen. In dieser Zeit fanden wir heraus, dass es viele Gemeinsamkeiten gibt zwischen Erfolg im Sport und Erfolg im Business. Die Lehren, die wir daraus ziehen, spornen uns an.

**Weltwoche:** Es wird gebaut am Jura-Hauptsitz. Was entsteht?

**Probst:** Der Jura Campus. Bis Mitte Jahr wird er in Betrieb gehen. Dieses Innovations-, Technologie- und Qualitätszentrum ermöglicht es uns, mehr Innovationen in kürzerer Zeit zur Marktreife zu bringen und gleichzeitig die Qualität unserer Produkte weiter zu steigern.

**Weltwoche:** Welche Ziele haben Sie?

**Probst:** Momentan unsere Produktplanung 2023 bis 2025, das Vorantreiben der Marktdurchdringung sowie die Identifizierung und Bearbeitung zukünftiger Wachstumsmärkte.

**Weltwoche:** Welche Medien konsumieren Sie?

**Probst:** Querbeet alle. Ich lese klassisch Zeitungen und Magazine, verfolge Online-News, höre Radio und Podcasts, sehe fern, streame Filme.

**Weltwoche:** Wann digital?

**Probst:** Primär dann, wenn es um Aktualität und Geschwindigkeit geht. Jüngst zum Beispiel die Olympischen Spiele.

**Weltwoche:** Was wünschen Sie sich von den Medien?

**Probst:** Einerseits aktuelle Informationen. Andererseits vertiefte Hintergrundberichte und Analysen. Ich lese auch gerne Reportagen über spannende Leute, spannende Produkte und spannende Themen. So können Medien nicht nur berichten, sondern auch inspirieren.

**Weltwoche:** Wie viele Kaffeemaschinen nutzen Sie privat?

**Probst:** Momentan drei, wovon zwei erst gegen Ende dieses Jahres auf den Markt kommen werden. Es ist mir wichtig, schon mit Prototypen und Vorseriegeräten intensiv zu arbeiten. Im Alltagstest stellt sich am besten heraus, was einem an ihnen besonders gefällt und was noch verändert oder verbessert werden muss.

**Weltwoche:** Welche Hobbys haben Sie?

**Probst:** Mich faszinieren seit je Design, Architektur und Automobile. Daraus schöpfe ich viele Impulse für Neues.

**Weltwoche:** Welche Sportarten üben Sie aus?

**Probst:** Im Sommer fahre ich gerne Rad, im Winter Ski. Während der Lockdowns fehlte mir das regelmässige Krafttraining.

**Weltwoche:** Zum Schluss haben Sie noch einen Wunsch frei. Welchen?

**Probst:** Möglichst lange das tun zu können, was ich am liebsten tue: Produkte kreieren und die Welt entdecken.

Der Solothurner Emanuel Probst, 64, studierte an der Universität St. Gallen Betriebswirtschaft. Einem Praktikum an der New Yorker Wall Street folgten Engagements in verschiedenen Branchen. 1985 wurde er in den Verwaltungsrat der Jura Elektroapparate AG berufen. 1991 übernahm er die operative Leitung und baute die Firma zum weltweiten Innovationsleader für Kaffeespezialitäten-Vollautomaten um. Emanuel Probst ist verheiratet und Vater zweier erwachsener Kinder.

**LA CASA DEL HABANO**

*La excelencia del fumar.*

**Samuel Menzi**  
Bleicherweg 18, CH-8002 Zürich  
Tel. 044 202 12 11  
[www.la-casa-del-habano.ch](http://www.la-casa-del-habano.ch)

**Öffnungszeiten:**  
Di-Fr 10.00-18.00 / Sa 10.00-16.00 Uhr

## Tradition, Italianità und Erfahrung

Ristorante Da Angela  
Hohlstrasse 449, 8048 Zürich  
Tel. 044 492 29 31

Wir waren ein paar Monate nicht mehr dort – weil selbst Lieblingsbeizen, wenn sie am andern Ende der Stadt liegen, oft verkehrstechnisch nur mit Mühe zu erreichen sind. Aber die Mühe lohnt sich: Das «Ristorante Da Angela» an der Hohlstrasse in Altstetten erfüllt einen, schon wenn man es betritt, mit dem Gefühl von Vertrautheit und Wohlbefinden, das jeden Umweg lohnt.

Fast alles ist gleich geblieben, die Kellner sind einem vertraut wie die Buffets und die grossformatigen Bilder von Marco Comensoli. Seit den Zeiten von Angela und Marco Calvi scheint nichts verändert worden zu sein. Aber das stimmt natürlich nicht. Dem Lokal haftet



nichts Verstaubtes an: Wände und Decken sind so strahlend weiss wie die Tischtücher, und das Küchenteam unter der Leitung von Mike Thomi und die Betreuung der Gäste durch Anja Pagani sind sehr vital und effektiv: Wir haben einmal mehr sehr gut gegessen mit wunderbaren Freunden, sodass wir kaum realisierten, wie schnell die Zeit verging und wie schnell eine Magnumflasche L'Anima di Vergani aus der Toskana zur Neige ging und wir für Nachschub sorgen mussten.

Der Salat aus Artischocken war untadelig, auch wenn der Berg Rucola, unter dem die *carciofi* begraben lagen, völlig unnötig war. Sehr gut gefielen auch die Ravioli di brasato con carciofi vom saisonalen Angebot, aber die traditionellen Kalbfleisch-Ravioli al burro e salvia konnten auch sie nicht toppen.

### Positiver Lichtblick aus dem Osten

Hervorragend – auch vom Tagesangebot: Tagliata di manzo, auch wieder mit Artischocken und Rosmarinkartoffeln. Als krönender Abschluss: Tiramisù, Semifreddo und eine wunderbar luftige, leichte, aromatische Crema russa mit einem zarten Rum-Geschmack. Wir könnten derzeit auf vieles aus Russland mit Freuden verzichten, aber diese süsse leichte Crema russa ist ein positiver Lichtblick aus dem Osten, der uns nicht zu versöhnen vermag, aber vielleicht etwas zu trösten in der Verzweiflung.

## WEIN/PETER RÜEDI

### Baga-Flüsterer

Vadio Wines (Luís Patrão): Grande Vadio  
Bairrada DOC 2015. 13%.  
Gerstl, Spreitenbach. Fr. 36.–. [www.gerstl.ch](http://www.gerstl.ch)

Geduld ist eine Tugend, die uns Angehörigen einer zunehmend beschleunigten Epoche längst abhandengekommen ist. Wir wollen alles, und zwar sofort. Schon ein Brief per A-Post dauert uns zu lang. Wie die umfangreichen Briefwechsel der Goethezeit zustande gekommen sind, können wir uns kaum mehr vorstellen. Waren die vielleicht auch deswegen gewichtiger, weil sie im Postkutschenzeitalter ein anderes Zeitgefühl diktiert hatten?

Wie auch immer: Ganz gewiss hat das Schwinden von Geduld nicht nur unseren Umgang mit Wein verändert, sondern auch den Wein selbst. Selbst traditionsbewusste Produzenten achten mehr und mehr auf rasche Zugänglichkeit ihrer Produkte. Wer von uns rastlosen Weintrinkern gönnte einem Bordeaux alten Stils (und damit sich selbst) die zehn Jahre zum Erreichen der idealen Trinkreife? Wer, Hand aufs Herz,



nimmt sich nur schon die Zeit, seine Flaschen ordentlich zu dekantieren? Klar, Ersteres hat auch damit zu tun, dass nur noch ein paar Glückliche Immobilien bewohnen, in denen sich noch ein veritabler Weinkeller befindet. Paradoxiertweise eben die wenigen Privilegierten, die sich auch den Kauf trinkfertiger älterer Jahrgänge leisten können. Aber lassen wir diesen klassenkämpferischen Anflug, gestehen wir uns ein: Unser Verhältnis zur Zeit hat sich grundsätzlich verändert. Wir verlernen die Geduld.

Die verlangt in mehrfacher Hinsicht die alte Rebe mit dem schlichten Namen Baga (portugiesisch für Beere) aus dem kleinen Anbaugbiet Bairrada (grob gesagt zwischen Lissabon und Porto und zwischen der Atlantikküste und der bergigen Region Dão gelegen). Sie reift

spät, die Baga, und das ist in dem meernah kühlen Klima mit viel Regen im Herbst ein Handicap. Ein zweites ist ihre Tendenz zu happigen Tanninen und viel Säure. Beides verlangt Geduld, das eine vom Winzer, das andere vom Konsumenten. Denn die Baga, die zu jung gelesen und zu jung getrunken grüne, grasige, harte, saure Ranzenklemmer machen kann, hat, Geduld vorausgesetzt und ein richtiges Händchen des Weinmachers, das Potenzial zu tollen Weinen.

Luís Patrão hat zwei solche. Er bewirtschaftet mit Frau Eduarda und Vater Dinis mit seinem Betrieb Vadio gerade mal 4,5 Hektaren. Sein «Grande Vadio» ist eben dies: eine grosse Persönlichkeit von einem Wein. Tolle schwarze Frucht (Kirschen, Pflaumen, Zwetschgen), etwas Leder und Rauch, viel mineralischer Biss, insgesamt viel Kraft und Eleganz. Patrão ist ein ausgesuchter Baga-Könnler und -Kenner. Er zähmt den Mustang, aber er lässt ihm seine schöne Wildheit. Er hat mit ihm die Geduld, die er auch uns zumutet. Der 2015er ist jetzt ein erstes Vergnügen. Aber selbstverständlich gilt: dekantieren. Lieber zwei Stunden als eine.

# Die Wüste lebt

Kürzlich kam die Sahara zu Besuch.  
Ein guter Moment für den neuen Suzuki S-Cross.



Als vergangene Woche sich Teile der Sahara auf den Weg zu uns machten und sich als ockerfarbene Punkte überall auf meinem Auto festsetzten, schien es mir eine glückliche Fügung, gerade in diesem Moment in einem Suzuki S-Cross unterwegs zu sein. Vielleicht lehne ich mich da jetzt weit aus dem Fenster, aber hätte ich mich selbst auf den Weg zur Sahara gemacht – und wäre nicht die Wüste zu mir gekommen –, so wäre der Suzuki wohl gar kein schlechtes Mittel der Mobilitätswahl gewesen.

Denn mit dem Suzuki ist es ein wenig so wie mit der Wüste, jedenfalls stelle ich mir das in meiner blühenden Fantasie so vor: Die Beschränkung auf das Wesentliche ist eine gute Überlebensstrategie. Der S-Cross hat, wenn man so will, alles, was es zum Überleben im Dschungel der Zivilisation braucht, er ist dabei leicht und sparsam und lässt einen im guten Gefühl zurück, ohne unnötigen Ballast durchs Leben zu gehen.

Das kompakte SUV hat natürlich einen Allradantrieb mit verschiedenen Modi (Allgrip Select), wobei sogar für den Fall, dass man das Auto aus Schnee, Schlamm oder Sand befreien muss, vorgesorgt ist. Die Funktion «Lock» verteilt mehr Kraft auf die Hinterräder, um entsprechende Situationen zu meistern. So viel Sand kam allerdings dann auch wieder nicht zu uns, als dass ich den Modus tatsächlich hätte unter Extrembedingungen testen können.

In der überarbeiteten Version 2022 bringt der S-Cross ausserdem eine Reihe von Funktionen mit, die unter ganz gewöhnlichen Be-

dingungen in unseren Breitengraden ziemlich nützlich sind: vom Abstandsradar über LED-Front- und -Heckleuchten, Parksensoren und virtuelle Rundumsicht bis zum praktischen Apple Car Play oder Android Auto, mit denen das Smartphone nahtlos in das Unterhaltungssystem des Autos integriert werden kann.

## Form von Bescheidenheit

Die Motorisierung mit dem 1,4-Liter-Turbo-motor, der 6-Gang-Automatik und einem traditionellen Hybridsystem, das Energie durch Rekuperation beim Bremsen gewinnt, ist Ausdruck einer sympathischen, durchaus umweltbewussten Form von Bescheidenheit. Wobei die Beschränkung auf das Wesentliche in diesem Fall nicht den Eindruck des freudlosen Verzichts macht. Denn vor allem wiegt der Suzuki lediglich 1360 Kilogramm. Reduziertes Gewicht ist immer noch eine der effizientesten Methoden, sparsam Auto zu fahren. Dinge wegzulassen, ohne dass dabei das Gefühl aufkommt, auf viel verzichten zu müssen, ist ja nicht nur im Fahrzeugbau ein ganz guter Weg. Für diese Erkenntnis braucht es nicht einmal eine Wüste, da reicht die Fahrt durch einen Sandsturm in Zürich vollauf.

## Suzuki S-Cross Compact Top Hybrid

Motor/Antrieb: Turbo-Benziner, 48-Volt-Hybrid-System, Allradantrieb, 6-Gang-Automatikgetriebe; Leistung: 129 PS / 95 kW; Hubraum: 1373 ccm; max. Drehmoment: 235 Nm / 2000–3000 U/min; Verbrauch: 6,6 l / 100 km; Höchstgeschwindigkeit: 195 km/h; Preis: Fr. 35 990.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Wunder der Meere

Kreuzfahrtschiff «Wonder of the Seas»  
Baukosten: 1,3 Milliarden Dollar

«Wie eine Stadt auf Wasser», schwärmte eine Passagierin auf der Jungfernfahrt der «Wonder of the Seas». Das Schiff ist fünfmal grösser als die berühmte «Titanic», damit das grösste Kreuzfahrtschiff der Welt, und es stach Anfang März in See.

Drei Jahre dauerte der Bau. Im Auftrag des Kreuzfahrtunternehmens Royal Caribbean International fertigte die 1862 gegründete französische Werft Chantiers de l'Atlantique ein 362 Meter langes Schiff mit achtzehn Decks an, das 7000 Passagiere befördern kann.

Nicht nur die Dimensionen der «Wonder of the Seas» sind ausschweifend, auch das Angebot ist gewaltig. Auf dem Schiff befinden sich neunzehn Swimmingpools, zwanzig Restaurants, drei Wasserrutschen, eine Kunsteisbahn, ein Kletterpark und eine Surfanlage, die eine drei Meter hohe Welle erzeugen kann. Selbst für einen Mini-Central-Park in der Schiffsmitte mit Tausenden von Bäumen und anderen Pflanzen fanden die Hersteller Platz.

Die Baukosten beliefen sich auf 1,3 Milliarden Dollar. Die britische Zeitung *Daily Mail* schrieb, dass sich die Buchungen beim Unternehmen Royal Caribbean bereits wieder in ähnlichem Rahmen bewegten wie vor dem Ausbruch der Corona-Pandemie. Derzeit ist der schwimmende Gigant mit dem 141 401 PS starken dieselelektrischen Antrieb in der Karibik unterwegs, ab Mai kreuzt er auch durchs Mittelmeer.

*Benjamin Bögli*



An der Premiere: Eventmanager Freddy Burger, Ehefrau Isabella (l.), Mary-José Knie.



«Bravo!»: Nestlé-Ehrenpräsident Peter Brabeck-Letmathe, Ehefrau Bernadette.



In alter Frische: Musikerlegende Toni Vescoli, Gattin Ruth.



Nachwuchs: Maycol Knie Junior steht mit vier Jahren zum ersten Mal in der Manege.



Gelungene Show: Sänger Bastian Baker in der Manege mit dem Knie-Ballett.

## BEI DEN LEUTEN

# Faszination Knie

Der Schweizer Nationalzirkus feierte in Rapperswil Premiere zu seiner 103. Saison.

André Häfliger

Alles ist bereit an diesem herrlichen Freitagabend an den Gestaden des idyllischen Obersees gleich neben Knies Kinderzoo. Gutgelaunt strömen die Fans ins Zelt. Zirkus-Lady **Mary-José Knie** empfängt gerade eine SMS-Nachricht aus Monaco. «Leider kann ich noch nicht bei euch sein», schreibt Prinzessin **Stéphanie**, die Gotte von Mary-Josés Enkelin **Chanel Marie**. «Aber in Gedanken bin ich bei euch und wünsche euch einen fulminanten Saisonauftakt!»

Der Wunsch der Schwester von **Fürst Albert**, Knie-Fan und IOC-Mitglied, geht grandios in Erfüllung. Das 250-köpfige Knie-Team gibt alles. Dabei leben so viele wegen eines sinnlosen Krieges gerade in Angst und Sorgen: Zwei Drittel der Artistencrew stammen aus der Ukraine. Einen Grossteil von deren Angehörigen, vor allem Mütter und ihre Kinder, haben die Knies nach Rapperswil geholt. «Vorbildlich – und typisch Knie! Eine grossartige und sehr grosszügige Geste», sagt **Rolf Theiler**, Ex-Präsident CSI Zürich und Laureus.

Dann folgt in der Manege ein Highlight dem anderen. Sänger **Bastian Baker** (vor ein paar Tagen noch recht erkältet) legt los, genau wie das Comedy-Duo **Ursus und Nadeschkin** (Urs Wehrli und Nadja Sieger) mit seiner köstlichen Rennkuh **Flash**. Mit vier Jahren erstmals in die Manege steigt der jüngste Knie-Sprössling **Maycol Knie** – und erntet nach einem tollen Ponyritt Riesenapplaus. Ebenso wie seine Geschwister **Chanel Marie** und **Ivan** mit ihren atemberaubenden Pferdenummern.

### Begeisterte Gäste

Die 103. Knie-Saison gehört ganz der neunten Knie-Generation. «Bravo, der Knie kann unbesorgt in die Zukunft blicken», attestiert Nestlé-Ehrenpräsident **Peter Brabeck-Letmathe**. Lindt-Chef **Ernst Tanner** (Ehefrau **Renate** besucht gerade einen Italienischkurs in unserem südlichen Nachbarland) doppelt gleich nach: «Weltklasse! Besser kann man Zirkus nicht machen. Ich bin hell begeistert.» Wie recht der umsichtige und tüchtige «Schoggi-könig» doch hat!



**Für einmal im Zirkus:** Influencerin Sara Leutenegger, Silvia Ganz.



**Beste Stimmung:** Bloggerin Beatrice Lessi, Renzo Blumenthal, Mister Schweiz 2005, Knie-Medienchefin Catherine Bloch.



**«Grosszügige Geste»:** Gloria und Rolf Theiler, Tochter und Künstlerin Giordiana.



**Musizieren seit 53 Jahren zusammen:** Pepe Lienhard, Pino Gasparini.



**In Knie-Laune:** TV-Star Sven Epiney, Partner Michael Graber, It-Boy Reto Hanselmann.



**Köstlich:** Nadeschkin (Nadja Sieger) mit Kuh Flash.



**«Weltklasse!»:** Lindt-Chef Ernst Tanner, Artistin Masha Dimitri.

# Kino im Kopf gegen Stereotype



Gegen kognitive Verzerrungen: Plakate von CPB London.

**M**an stelle sich jemanden vor, der früher aus dem Büro geht, um die Kinder abzuholen. Oder man stelle sich jemanden vor, der in einem Geschäftsleitungsmeeting sitzt. Eine Pflegeperson. Jemanden, der im Büro weint. Versucht man, diese Situationen vor dem geistigen Auge zu visualisieren, imaginiert man mit grosser Wahrscheinlichkeit Personen mit benennbarem Geschlecht. Kinder abholen: Frau.

CEO: Mann. Pflegeperson: Frau. Weinen im Büro: auch Frau. Diese Vorurteile sind vorgeprägte kognitive Verzerrungen – Bias. Eine Kampagne in London wirft aktuell genau diese Fragen auf und damit das Kino im Kopf an. Ein Aufruf zur Reflexion, der tatsächlich zu denken gibt. Wegen seines Verzichts auf Empörungserregung, wie sie in Zeiten von Social Media eigentlich Usus ist. Manche mögen einwenden,

dass die Klischees von irgendwoher kommen müssen. Stellen Sie sich jemanden mit einem Hochschulabschluss vor. Konsequenterweise müsste Ihnen eine Frau einfallen, sie stellen ja heute die Mehrheit der Abgängerinnen dar.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

## FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

*Liebe Dania, der Frühling ist da. Heisst das auch, dass die Lust auf Sex steigt? Gibt es eine Verbindung zwischen Jahreszeit und Sexualverhalten?* A. C., Freiburg

Im Frühling erwacht die Lust auf Sex – das haben schon die Comedian Harmonists besungen: «Veronika, der Lenz ist da, die ganze Welt ist wie verhext, Veronika, der Spargel wächst!» Ja, es bestehen tatsächlich Zusammenhänge zwischen dieser Jahreszeit und Sex. Und zwar sehr urchige: Die Natur blüht auf, die Tage werden länger, draussen wird es heller und wärmer. Es ist allerdings weniger die Wärme, die uns anregt, als vielmehr die Sonne, die wie ein natürliches Aphrodisiakum wirkt und uns

glücklich und energiegeladen macht. Sie lässt unsere Körper Serotonin ausschütten, was unser Selbstbewusstsein stärkt und uns weniger faul macht.

Damit erwacht auch wieder vermehrt das Bedürfnis, rauszugehen; durch das bessere Wetter trägt man weniger Kleidung und zeigt mehr Haut, einen tieferen Ausschnitt und schärfere Konturen. Die Unternehmungslust und Lebensfreude kehren immer mehr zurück, und das weckt im Normalfall auch das Bedürfnis nach Austausch, Bewegung – und Sex. Im Winter aber zieht man sich tendenziell eher zurück, man kuschelt sich zu Hause ein, ist weniger draussen und somit auch weniger im Kontakt mit anderen.

Ob man die erwachende Natur für sich nutzen möchte oder nicht, ist natürlich jeder und jedem komplett selbst überlassen. Die vielen Reize und die nackte Haut können den einen oder die andere durchaus auch überfordern. Wenn man sich in diesen Tagen also nicht nach neuer Aufregung und Freuden sehnt, dann nimmt man sich lieber etwas Zeit für sich selbst und atmet gut durch.

Dania Schifitan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an [danial@weltwoche.ch](mailto:danial@weltwoche.ch)

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# Miriam Behrens

Sie hilft den Ärmsten in der Not. Miriam Behrens, Direktorin der Schweizerischen Flüchtlingshilfe, steht derzeit pausenlos im Einsatz.

**E**igentlich ist es momentan praktisch unmöglich, mit Miriam Behrens in Ruhe einen Kaffee zu trinken. Die Direktorin der Schweizerischen Flüchtlingshilfe hat wegen des Ukraine-Konflikts alle Hände voll zu tun. Trotzdem nimmt sie sich an ihrem Wohnort Ormalingen Zeit für eine Verschnaufpause und spricht über ihre Emotionen und Eindrücke der vergangenen Wochen: «Die Situation löst grosse Betroffenheit aus – wie die Menschen leiden und die Zivilgesellschaft zur Zielscheibe wird, wie die russische Armee vor nichts zurückschreckt.»

Gleichzeitig sagt sie, dass sich die Bilder aus Kriegen auf schockierende Weise ähneln. Es seien immer Menschen «wie du und ich», die von Bomben und Granaten betroffen seien und ihr Zuhause überstürzt verlassen müssten. Bei den Flüchtenden handelte es sich zur grossen Mehrheit um Frauen und Kinder.

Mit dem erstmals angewendeten Schutzstatus S erhalten die Flüchtlinge aus der Ukraine ohne Asylverfahren ein Aufenthaltsrecht, eine Krankenversicherung und Zugang zum Arbeitsmarkt und zu Schulen, Reisefreiheit in Europa, Asylsozialhilfe ab dem Tag der Registrierung, und auch der Familiennachzug ist möglich. Bei der Machtübernahme der Taliban in Afghanistan habe die Schweiz noch anders reagiert: «Damals konzentrierte man sich auf die Hilfe vor Ort – aber wollte keine Flüchtlinge unbürokratisch aufnehmen.» Nun sei die Situation aber allein geografisch eine ganz andere: «Die Menschen aus der Ukraine kommen auf dem Landweg, können ohne Visum einreisen und die öffentlichen Verkehrsmittel gratis benutzen.»

## «Eigene Räume»

Behrens negiert das Wort «Zweiklassengesellschaft» im politischen Umgang mit Flüchtenden nicht: «Grundsätzlich sind wir froh, dass es nun mit dem Status S einen einfachen und pragmatischen Weg für die Aufnahme gibt. Die vorgesehenen Sprachkurse begrüssen wir ebenfalls, auch wenn es aus unserer Sicht noch weitergehende Integrationsmassnahmen braucht.



«Wir finden euch eine Gastfamilie»: Spitzenbeamtin Behrens.

Aber eine solche Offenheit wünschen wir uns natürlich auch bei Geflüchteten, die den Status der vorläufigen Aufnahme erhalten – also beispielsweise Kriegsflüchtlinge aus Syrien.»

Auf die Frage, ob sich alle Hilfwilligen eignen, Flüchtende aufzunehmen, sagt Behrens: «Wir möchten, dass sich die Menschen für eine Mindestdauer von drei Monaten als Gastgeber verpflichten. Die Flüchtenden sind entwurzelt. Da wäre es schlecht, wenn sie nach zwei Wochen schon wieder weitermüssten. Wir wollen auch, dass es Rückzugsmöglichkeiten und eigene Räume gibt – nicht einen Kellerraum oder

eine Liege im Wohnzimmer.» Behrens warnt die Flüchtenden eindringlich davor, sich nach der Ankunft wildfremden Menschen anzuvertrauen. Gebe es keine Verwandten oder Bekannten, müsse das Bundesasylzentrum die erste Kontaktstelle sein: «Es gibt leider immer noch viele Personen, die vom Leid anderer profitieren wollen: Menschenhändler, Schlepper, Zuhälter. Deshalb mein dringender Appell an alle Flüchtenden: Lasst euch registrieren – und wir finden euch eine Gastfamilie. Aber geht auf keinen Fall mit Fremden mit.»

Thomas Renggli

# Am Puls des Lebens

Für Starchirurg Thierry Carrel zählt er zu den hoffnungsvollsten Talenten seines Gebiets. Wir haben uns mit dem jungen Deutschen unterhalten.

Michael Baumann

**M**ünchen ist seine Stadt. Da ist er geboren, aufgewachsen, zur Schule gegangen, hat Medizin studiert. Und hier arbeitet er jetzt als Herzchirurg am Deutschen Herzzentrum. Vorher war Paul Philipp Heinisch sechs Jahre lang am Berner Inselspital tätig, wo es ihm so gut gefallen hat, dass er eines Tages wieder in die Schweiz zurückkehren möchte. «Gerade für meine Hobbys wie Fallschirm- und Wingsuit-Fliegen sowie Skitouren habe ich in der Schweiz beste Bedingungen vorgefunden», sagt er.

In seinem Berufsalltag geht es weniger abenteuerlich zu, dafür vielfach um Leben und Tod. Als Herzchirurg hat sich der 35-Jährige auf die Kindermedizin spezialisiert, wo Notfälle zur Tagesordnung gehören, die zu behandelnden Organe sehr klein sind und die Vielfalt der Defekte gross ist. «Angeborene Herzfehler sind für alle Beteiligten sehr belastend.» Grundsätzlich umfasst die Kinderchirurgie das Alter vom ersten Tag bis zum 18. Lebensjahr.

## Lehrreiche Jahre in der Schweiz

Zur Herzchirurgie ist Heinisch indirekt durch seinen Nachbarn in München gekommen. Dieser war Chefarzt dieser Disziplin in einer Klinik der Stadt. «Nach dem Abitur konnte ich dort ein Pflegepraktikum machen – und war sofort Feuer und Flamme», sagt er. Zwischen 2007 und 2013 absolvierte er das Medizinstudium, ging anschliessend für einen Forschungsaufenthalt in die USA und entschied sich dann 2015 für eine Stelle in der Herzchirurgie am Inselspital. Dort erlebte er lehrreiche Jahre unter Thierry Carrel und entwickelte sich entscheidend weiter. Als 2021 das Angebot für die Kinderherzchirurgie aus München kam, von einem der grössten Herzzentren Europas, musste Heinisch nicht lange überlegen und sagte zu.

Dass es eine Rückkehr in seine Heimatstadt bedeutet, ist für ihn zwar angenehm, aber nur nebensächlich. Viel wichtiger ist der Umstand, dass er in München mit höheren Fallzahlen arbeiten kann als in Bern, was sich positiv auf seine Routine auswirken wird. Eine Spezialität



«Multitalent»: Herzspezialist Carrel.

**Thierry Carrel**, 61, war zwischen 1999 und 2020 Direktor der Universitätsklinik für Herz- und Gefässchirurgie am Inselspital in Bern und erhielt 2013 von der Europäischen Gesellschaft für Herz- und Thoraxchirurgie den «Da Vinci Award» als bester Ausbildner Europas. Seit 2021 ist er Herzchirurg am Universitätsspital Zürich und als Professor an der Universität Zürich tätig. Über Paul Philipp Heinisch sagt er: «Dr. Heinisch war in Bern eine meiner hoffnungsvollsten Nachwuchskräfte. Er zählt zu den wenigen Multitalenten in der herzchirurgischen Szene. Er ist nicht nur manuell sehr geschickt, sondern über die massgebende Fachliteratur immer bestens informiert, dazu noch begabt und enorm kreativ in der Forschung. Er zählt mit Sicherheit zu den zukünftigen Spitzenchirurgen in Europa.»

von Heinisch ist die Arbeit mit 3-D-Modellen, anhand derer er den Eltern anschaulicher erklären kann, was das Problem am Herz ihres Kindes ist. «Aber auch für mich selbst hat ein 3-D-Modell grosse Vorteile.» Die räumliche Darstellung sei besser und man könne

in den interdisziplinären Konferenzen bessere Therapieentscheide fällen und Eingriffe präziser planen.

## Gedruckte Herzen

Herzen aus dem 3-D-Drucker verwendete Heinisch schon in Bern, aber in München ist halt alles eine Nummer grösser. «Wir haben hier zum Beispiel eigens wissenschaftliche Mitarbeiter, die nur für den 3-D-Drucker zuständig sind», sagt er. In Zukunft will sich der Kinderherzchirurg auch die Digitalisierung vermehrt zunutze machen: Mitte Jahr soll ein Projekt mit Virtual-Reality-Brillen starten. Damit könnte man den Eltern die jeweilige Problematik noch besser veranschaulichen.

Andererseits sieht sich Heinisch mit strukturellen Hindernissen konfrontiert. Es gebe viel zu wenige Spenderorgane. Hoffnung machen ihm die Versuche mit implantierten

*In Zukunft will sich Heinisch auch die Digitalisierung mehr zunutze machen.*

Schweineherzen wie Anfang Jahr in den USA. Er beurteilt den Eingriff als medizinischen Meilenstein, selbst wenn der Patient nach zwei Monaten gestorben sei. «Ich hoffe sehr, dass es in Zukunft auch einmal möglich sein wird, die Organe von speziell gezüchteten Schweinen in der Kinderchirurgie zu verwenden.» An diesem Beispiel oder bei der Entwicklung von vollständig künstlichen Herzen (*total artificial hearts*) zeige sich gut, wie abhängig die Medizin von Forschungsgeldern sei. Nicht zuletzt müsse dem Pflegepersonalmangel entgegen gewirkt werden, besonders in der Kinderabteilung, wo der Aufwand doppelt so gross sei. Die Schweiz habe in dieser Beziehung mit der Annahme der Pflegeinitiative einen wichtigen Schritt gemacht, um den Beruf attraktiver zu gestalten. «Denn ohne die Pflegenden können auch wir nichts ausrichten», sagt der Kinderherzchirurg.





«Sofort Feuer und Flamme»: Mediziner Heinisch, 35.

Weltwoche Nr. 12.22

Bild: Quirin Leppert/laif für die Weltwoche

# Benjamin Fischer, Politiker

Der SVP-Nationalrat wird lieber massiert als gestreichelt; wie viel er verdient, weiss er derzeit nicht genau; sein Motto lautet «Carpe diem».

**Weltwoche:** Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

**Benjamin Fischer:** Davon gibt es Millionen, das wäre unfair, jetzt zufällig einen herauszupicken.

**Weltwoche:** Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

**Fischer:** Vielleicht am Kopf, wobei gestreichelt werden auch recht unangenehm sein kann, ich werde eigentlich lieber massiert.

**Weltwoche:** Wie viel verdienen Sie?

**Fischer:** Das weiss ich gerade nicht so genau. Ich werde voraussichtlich in Kürze einen neuen Arbeitsvertrag unterschreiben. Zudem habe ich vom Kantons- in den Nationalrat gewechselt; wie man lesen kann, verdienen die da einiges mehr, daher prüft die Junge SVP eine Initiative zur Kürzung der Parlamentarierentschädigung, ich begrüsse das.

**Weltwoche:** Wovor fürchten Sie sich?

**Fischer:** Vor Dummheit, das schliesst eigene Dummheit nicht aus.

**Weltwoche:** Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einer Frau am meisten?

**Fischer:** Interesse, Begeisterung, Tiefe, Neugier.

**Weltwoche:** Welcher Bundesrat ist überflüssig?

**Fischer:** Der achte und der neunte. Der Nationalrat hat sich ja tatsächlich für eine Erhöhung auf neun Bundesräte ausgesprochen, totaler Schwachsinn, der Ständerat oder dann spätestens das Volk muss das korrigieren.

**Weltwoche:** Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

**Fischer:** Ueli Maurer sollte wiedergewählt werden.

**Weltwoche:** Wie werden Sie von Ihren engsten Freunden genannt?

**Fischer:** Beni – überaus kreativ, ich weiss.

**Weltwoche:** Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

**Fischer:** Um Armuts- und Umweltprobleme zu lösen, brauchen wir mehr Marktwirtschaft, nicht weniger.

**Weltwoche:** Glauben Sie an Gott?

**Fischer:** Jeder versteht heute etwas anderes unter Gott. Viel interessanter wäre daher die Frage nach der Gottesdefinition. Ich glaube jedenfalls nicht an eine Dualität von Gott und Natur. Ob nun Gott den Menschen nach seinem Ebenbild geschaffen hat oder der Mensch Gott nach dem seinigen, zweifelsohne existieren beide in der einen oder anderen Form.



«Verbot von unnötigen Gesetzen»:  
Parlamentarier Fischer, 31.

**Weltwoche:** Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

**Fischer:** Nicht zu früh und nicht zu spät.

**Weltwoche:** Welche Waffe haben Sie zu Hause?

**Fischer:** Die Pistole 75 von SIG, meine persönliche Dienstwaffe als Offizier der Armee.

**Weltwoche:** Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

**Fischer:** Bis jetzt nichts.

**Weltwoche:** Mit welcher bekannten Frau möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

**Fischer:** Schöne Sommerabende verbringe ich am liebsten mit meiner Frau, sie ist ja mittlerweile unfreiwillig auch schon etwas bekannt.

**Weltwoche:** Nehmen Sie Drogen?

**Fischer:** Natürlich, Alkohol und Koffein gehören per Definition ja auch dazu.

**Weltwoche:** Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

**Fischer:** Die Vergangenheit kannst du nicht ändern, die Zukunft ist noch nicht da; das Einzige, was du hast, ist der jetzige Moment, also carpe diem. Klingt nach abgedroschenem Kalenderspruch, ist aber wichtig. Tagtäglich stecken Menschen mit dem Kopf irgendwo, nur nicht im Hier und Jetzt, und verpassen ihr Leben.

**Weltwoche:** Würden Sie Ihrem Partner oder Ihrer Partnerin einen Seitensprung verzeihen?

**Fischer:** Kann ich nicht sagen.

**Weltwoche:** Warum sind Sie noch nicht Veganer?

**Fischer:** Weil ich das nicht für erstrebenswert halte.

**Weltwoche:** Was halten Sie von Roger Köppel?

**Fischer:** Er ist ein brillanter Analyst des Zeitgeschehens.

**Weltwoche:** Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

**Fischer:** Ein Verbot von unnötigen Gesetzen.

**Weltwoche:** Was halten Sie von Ignazio Cassis?

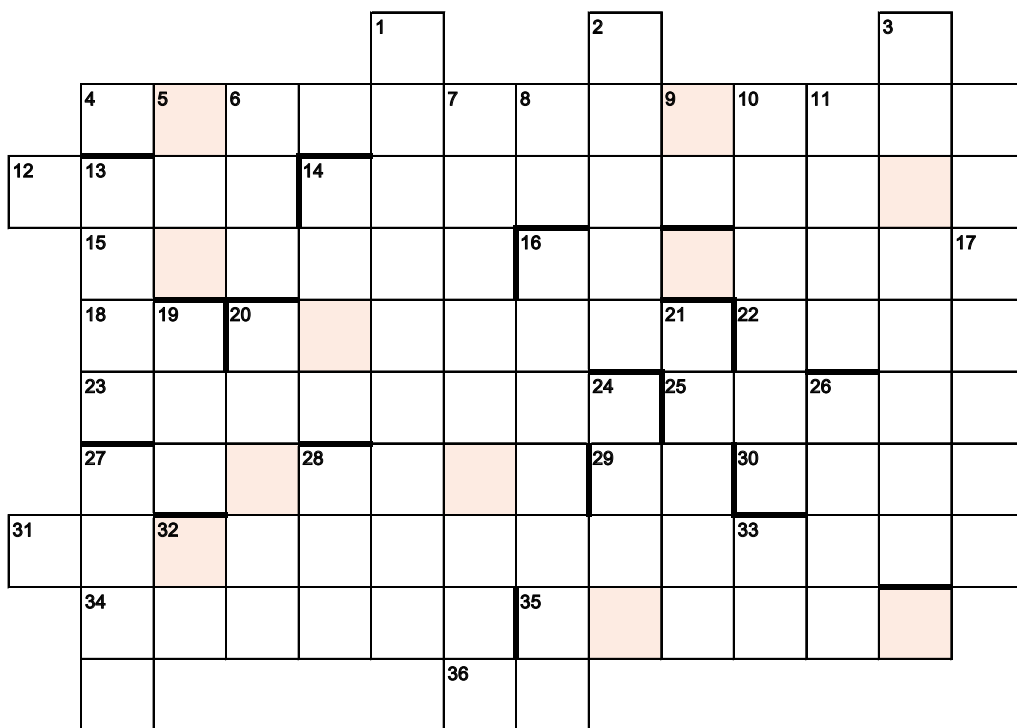
**Fischer:** Persönlich ist er sehr sympathisch, für eine politische Beurteilung bräuchte ich etwas mehr Zeilen.

**Weltwoche:** Was hat Sie am meisten geprägt?

**Fischer:** Meine Kindheit auf dem Bauernhof mit fünf Geschwistern.

**Weltwoche:** Wann sind Sie am glücklichsten?

**Fischer:** Immer wenn etwas erledigt ist, wenn alles funktioniert wie geplant, wenn ich etwas verstehe, was mir vorher unklar war, und natürlich wenn ich in guter Gesellschaft bin, mit meiner Familie und Freunden.



**Lösungswort** — Fabeltiere aus dem Simmental?

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 4 nicht nur Fahrzeugräder drehen sich in der Regel so, auch manche Hündin wird, kaum dass man sie gekauft hat, ... 12 Beweisabschluss-Beginn – nein, nicht BEWE 14 schon in der Eiszeit offenbar ein geschätzter Wohnort 15 männliche Katze der Grössenklasse klein? 16 Googles (Nicht-)Windows 18 Original-Do 20 typisch niederländischer Name, an typisch orientalischen Produkten zu finden 22 wasserliebend und in Talgegenden vorkommend 23 Qualzucht-Hund auf Rädern? 25 kopfloser Posten 27 Lastenheber-Selbst? 29 kurzer Orientierungslauf 30 halbes Talent 31 Geschäft, das Bildeinfassungen verkauft? 34 was so verläuft, sollte eigentlich niemandem in die Queer kommen 35 tun sowohl Metalle als auch Manager 36 und, zu 12 waagrecht passend

**Senkrecht** — 1 loud und rahmhaltig 2 tönt auch nach Rahm, ist aber sehr wässrig 3 schützt leider nicht vor dem Überfahrenwerden 5 kommt zum Ziehen zum Zug 6 wo aktuell der Bundespräsident das Sagen hat 7 kastriertes, aber anderweitig nicht malträtiertes Rindvieh 8 «vereinheitlicht» Lichtströme 9 kann z. B. z. B. bedeuten 10 un-rasiert, und das erst noch lückenhaft 11 faul tönender Denkfauler 13 zum medizinischen Fachbereich gehörender Teil der Klausur 14 wird von unsern nördlichen Nachbarn gerne als String-Taste bezeichnet 16 womit ungeschickte oder übermütige 15 waagrecht schmerzhaft Bekanntschaft machen 17 Anfang von Denkfehlern 19 «Gegenteil» von rot 20 kommt aus Belgien, brennt in England 21 Arnold unter Freunden 24 irgend ... Lautstärkeinheit 26 Aufforderung zum Schmelzen 27 was ein tierischer 7 senkrecht einst war und ein menschlicher wohl ist 28 halber Nenner 32 knapp 3 Tagwerk, knapp ausgedrückt; zusammen mit ... 33 ... dem hier quasi das Gegenteil von 10 senkrecht

© Daniela Feurer – Rätselfactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 759

					P	I					S	
A	Q	U	A	R	A	N	T	A	E	N	E	
M	U	N	D	A	R	T	O	E	D	E	M	
B	A	R	O	C	K	R	R	R	E	M	I	S
G	E	S	U	C	H	B	O	T	A	N	I	K
A	S	H	H	E	U	N	T	Z	E	R	O	
S	E	I	E	N	S	P	E	Z	I	E	L	L
T	L	G	L	A	S	E	R	I	E	C	O	
K	N	O	C	H	E	N	M	A	R	K	N	
												H

**Waagrecht** — 1 PI ( $\pi$ ) 5 QUARANTAENE  
 12 MUNDART 14 OEDER 15 BAROCK  
 16 RR (railroad, Rolls-Royce) 17 REMIS  
 18 GESUCH 19 BOTANIK 20 ASH 21 HEU  
 22 NT (Neues Testament) 24 ZERO 27 SEI-  
 EN (Anagramm) 29 SPEZIELL 31 TL 32  
 GLAS 34 SiegessERIE 35 CO (Compagnie,  
 Kohlenmonoxid) 36 KNOCHENMARK

**Senkrecht** — 1 PARKBUSSE 2 INTRON-  
 dheim 3 SEMIKOLON 4 (C)AMP 5 QUAS-  
 SELN 6 UNRUHIG 7 RACHEN 8 TORT  
 9 TetrAEdern 10 SchwEDEN 11 NEMI (ital.  
 Touristenort) 13 InDOCHina 15 BEAST  
 (Beauty and the Beast) 17 RAZZIA 23 Mas-  
 TERMind 25 EIER 26 RECK 28 ELCH  
 30 PEN (engl. f. Pferch, PEN International  
 (Autorenverband)) 33 AHnenreihen

**Lösungswort** — **ROMANTISCH**

# EMS

WIR DENKEN WEITER

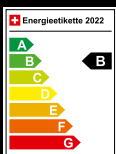
EMS – Innovativ, weltweit  
 erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
 Hochleistungspolymere  
 Spezialchemikalien

# LEASEN. FAHREN. ERLEBEN.

LEASING AB  
**CHF 339.-\***



MITSUBISHI ECLIPSE CROSS PHEV



\*Leasingbeispiel: Eclipse Cross PHEV Value, 188PS, Energieverbrauch Strom 24.2kWh/100km, Normverbrauch Benzin 2.0l/100km; CO<sub>2</sub>-Emission gesamt 46g/km; Energieeffizienz-Kategorie B. Bis zu 55km rein elektrische Reichweite (City). Barkaufpreis CHF 39'950.- inkl. MWST. Leasingrate CHF 339.-/Mt., Laufzeit 36 Monate, 10'000km/Jahr, Sonderzahlung CHF 9'987.-, effektiver Jahreszins 1.09%, exklusiv obligatorischer Vollkasko-Versicherung. Die Multilease AG darf keine Finanzierung gewähren, falls sie zur Überschuldung des Leasingnehmers führt. Aktion gültig vom 1.1.2022 bis 30.6.2022.

Abb. Eclipse Cross PHEV Diamond, Energieverbrauch Strom 24.2kWh/100km, Normverbrauch Benzin 2.0l/100km; CO<sub>2</sub>-Emission gesamt 46g/km; Energieeffizienz-Kategorie B. Bis zu 55km rein elektrische Reichweite (City).



**MITSUBISHI  
MOTORS**